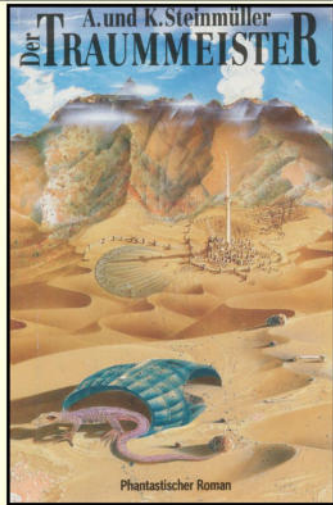
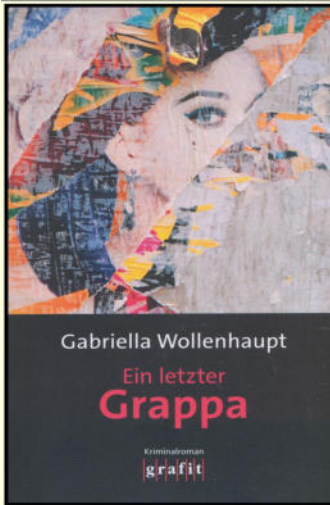




Fantasia I | 195e

Aus der phantastischen Welt der Literatur



Fantasia 1195e

Herausgegeben von R. Gustav Gaisbauer.

ISSN 0934-1463 – 48. Jahrgang.

Das Magazin für phantastische Literatur erscheint als eBook nach Bedarf und wird per Email versandt.

Erster Deutscher Fantasy Club e. V.

Wolf-Huber-Straße 8 B · D-94032 Passau

edfc@edfc.de · www.edfc.de

Titelbild: Collage

EDFC-Logo: Helmut W. Pesch

Der EDFC ist als gemeinnützig anerkannt wegen Förderung kultureller und wissenschaftlicher Zwecke.

© 2025 – Nachdruck oder Weitergabe nur mit Erlaubnis des Verfassers oder der Redaktion.

Passau 2025-02

AUS DER PHANTASTISCHEN WELT DER LITERATUR

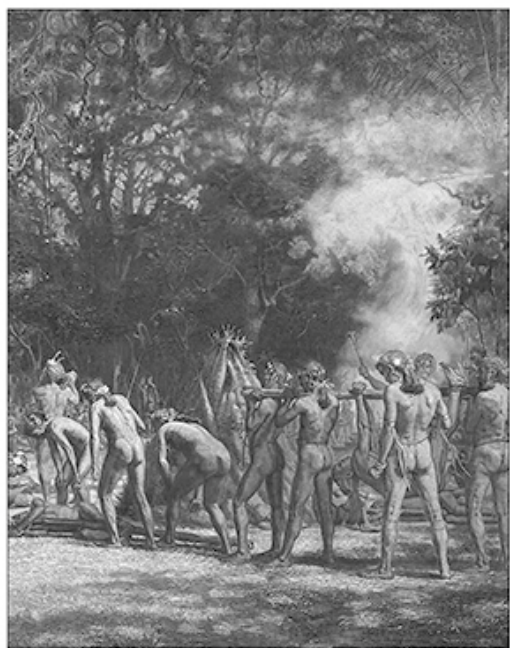
Franz Schröpf

Fantasia 1195e – Magazin für Phantastik



edfc

Leo am Bruhl
DÄMON IM SUMPF



Dornbrunnen Taschenschmöker Sonderausgabe
Kollektion Leo am Bruhl – Band 3

Leo am Bruhl []

Kollektion Leo am Bruhl 3: Dämon im Sumpf

**Gesammelt und herausgegeben von
Lars Dangel**

**Edition Dornbrunnen (PB 136 S./€ 9,75)
Berlin 2024**

Genre: Phantastik

Am Nachmittag war Bill, mein Reisegefährte, zur Großwildjagd ins Gebirge gefahren. Ich saß allein, bedrängt von allzu vielen bunten Bildern der Erinnerung an unsere gemeinsame Indienfahrt, in dem großen, reichlich überladenen Zimmer eines europäischen Hotels in Madras und entwarf unsichere und phantastische Zukunftspläne. (S. 11, „Die Lotosblüte der Ambapali“)

Der namenlose deutsche Icherzähler befindet sich zusammen mit seinem englischen Freund Bill auf einer Reise in Indien.

Während Bill einen Jagdausflug macht, wird der Erzähler von einer Stimme aufgeschreckt.

Ein knappes, befehlendes Surren ließ mich auffahren.

„Herr!“, sagte eine tiefe, volltönende Stimme. „Du kennst die Lehrrede des Erhabenen vom Lohn der Büßerschaft, die im Dighanikaya aufgezeichnet ist. Du weißt, dass wir, die Büßer im Geiste des Buddha, gründlich erkennen das Herz der anderen und weithin schauen können. Höre denn, was wir, die Pon-na im Tempel des Erhabenen, dir zu sagen haben: In dieser Stunde nimmt dein Freund aus dem uralten Heiligtum, das am Wege nach Kolh steht, die Lotosblume der Ambapali. Merke, o Herr, dass sie ihm den Tod bringen wird, wenn er sie nicht zurückgibt. Rette du den Freund, ehe ihm Unheil naht. Und bedenke: Gute Werke sind ein Schutz dem Menschen in der anderen Welt!“
(S. 11f)

Bill soll, so sagt die Stimme, die heilige Lotosblume der Ambapali an sich genommen haben, was zu seinem Tod führt, wenn er sie nicht sogleich in das Heiligtum zurückbringt.

Daraufhin erwacht der Erzähler und weiß nicht, was er von diesem sonderbaren Traum halten soll. Ein alter Tamule erzählt ihm, was es mit der Lotosblume der Ambapali auf sich hat: Buddha selbst soll sie dieser gütigen Frau geschenkt haben, und nach deren Tod soll sich die Blume in einen Stein verwandelt haben.

Und tatsächlich bringt Bill von seiner Bärenjagd einen rohen Stein mit, den er in einem Mauergeröll entdeckt hat. Nein, Bill glaubt nicht an Flüche, und er will den Stein nicht zurückbringen. Doch bald darauf ereilen ihn die seltsamsten Unglücksfälle, die in ein schweres, ja lebensgefährliches Fieber münden. Der Erzähler versucht vergeblich, der im Fieberkrampf erstarrten Hand des Freundes den Stein zu entwinden.

Verzweifelt war ich und plötzlich – müde. – Wieder so müde.

„Bleibe ruhig, Herr!“ – Das Pulsen des Blutes in mir stockte. – Die gleiche Stimme, die mich warnte vor der Blüte der Ambapali! „Wende dich nicht um! Ich stehe hinter dir. – Nimm jetzt die Hand deines Freundes. Öffne sie! – Sie

wird sich dir öffnen! – Nimm die heilige Lotosblume und wirf sie hinter dich. – Dein Freund mit dem stolzen Herzen wird gerettet sein um deines Glaubens willen! – Und bedenke: Gute Werke sind ein Schutz dem Menschen in der anderen Welt!“

Ich sah traumhaft und doch mit klarem Wissen, wie sich Bills fieberzitternde Hand langsam, unendlich langsam, als sträube sie sich mit jedem Nerv, auseinanderbog und zu einer dunklen, lebendigen Schale wurde auf dem Untergrund des weißen Leintuchs. Aus der Schale aber stieg, flammend in überirdischer Schönheit, ein zart rotes, siegendes Leuchten und erfüllte das Krankenzimmer mit perlendem Lichtschaum.

Der Stein wandelte sich zur Blüte. Die Blüte erschloss sich ...

Und so nahm ich sie, gesenkten Hauptes und voller Demut vor dem Unbegreiflichen dieser Erde und warf sie über mich hinweg – in das Dunkel.

Das warme, giftige Scheinen erlosch.
(S. 20f)

Weil der Erzähler so fest an die Heiligkeit des Steins glaubt, erlöst die Stimme seinen Freund aus der Todesnot und nimmt den Stein an sich.

Über die Zeltbahn streift scharrendes Kratzen.

„Warten!“, rufe ich und werfe rasch ein Stück Kängurudecke, das ich im Halbdunkel greife, über die Entwickler-schale, in der die fotografischen Platten baden. – Als ich die schmale Luftklappe aufstoße, sehe ich draußen Yimga stehen, den ich doch nach Fu hinaufgeschickt hatte, um Kokosnüsse gegen ein paar Rollen Tabak zu tauschen.

„Schon zurück?! – Du bist schnell gelaufen, Yimga!“ Er schüttelt den Kopf, geht ängstlich umher und flüstert: „Ich darf nicht fort, Herr! – Sie singen Ayasse!“ Der Puls stockt mir in jähem Schrecken; ich reiße die Halteschnallen der Zeltwand auf und beuge den Oberkörper vor ins Freie, um zu lauschen. – Richtig, von drüben, von der Siedlung Mak her, dröhnt stoßend und polternd in wildem, aufpeitschend abgesetztem

Rhythmus das dumpfe, schon besessene Trommelrollen, das – schaurig und nicht zu verkennen – den Kampfgesang der Kopffäger einleitet. (S. 65, „Der Dämon im Sumpf“)

Der Erzähler befindet sich auf einer Abenteuerreise in Papua, als er von seinem Diener Yimga aufgeschreckt wird: Die Kopffäger ziehen auf Beute aus. Der Erzähler entschließt sich, zusammen mit Yimga in den Sümpfen Zuflucht zu suchen, bis der Spuk wieder vorbei ist.

Ezam! – Fragt man die Alten, dann erzählen sie Märchen, alte Mythen und harmlose Geistergeschichten, sprechen in dunklen Worten, die keine Erklärung sind und sein sollen, von dem wunderlichen Tun, – reden in verworrenen Andeutungen von Ahnenverehrung und Fruchtbarkeitsriten, – umhegen mit Schweigegebot und Todesdrohung den geheimnisvollen Brauch. Ezam! Mit dem brummenden Surren der Schwirrhölzer beginnt es bei Einbruch der Dämmerung, rast mit Pauken und Trommeln,

mit irrsinnigen Tänzen eine Nacht lang um rauchende Feuer, steigert sich zu phantastischen Dämonenspielen und endigt – wie alle diese geheimen Zeremonien auf Neuguinea – mit Orgie und ... Kannibalenmahl. (S. 66)

Außerdem werden bei den grausigen Riten der Kopffäger auch junge Mädchen gekocht und gegessen – diesmal soll es die kleine Imbi treffen. Der Erzähler ist verzweifelt, weil er gegen die große Schar der Wilden auch mit seiner treuen Mauser nichts ausrichten kann.

Im Sumpf trifft der Erzähler auf ein riesiges Krokodil, von dem sein Diener behauptet, es sei sowohl ein Dämon als auch der Medizinmann der Kopffäger.

Mit einem Angstlaut sinkt Yimga in die Knie, seine Stimme wird zum heiseren Weinen: „Nicht schießen, Herr! — Töte ihn nicht! – Er ist der Mesaf im Kleid des Krokodils! – Sieh doch, sieh doch! Er trägt noch in der Nase deinen schönen Ring, den du ihm schenktest!“

Ich will auflachen und ... kann nicht ... die Stirn ist mir feucht, die Hand zuckt wie im Krampf, ich wanke. – Schwankt der Boden? – Vor den Augen flimmert es rot und grün. – Sehe ich Gespenster? – Narrt mich ein Trugbild? – Sitzt mir das Fieber im Nacken?

Ist denn der rote Reif, der von der spitzen Schnauze der Echse herabhängt, Zauberwerk und Höllenspuk?

Gellend ruft Yimga einen seiner Götzen an; sein Jammern gibt mir die Ruhe zurück. – Kurz ist der Entschluss. Ich backe an, ziele vorsichtig, – reiße Funken! Die Bestie bäumt sich im Feuer hoch, wirft sich gewaltig hinaus aufs Trockene, statt ins Wasser zu gleiten, – bricht zusammen. – Langsam gehe ich hin.

Im Nasenrücken des Krokodils, wie hineingewachsen, steckt derselbe rote Galalithring, den ich vor zwei Tagen dem Mesaf geschenkt habe ... (S. 68f)

So groß das Krokodil auch ist, dem Schuss aus der Mauser ist es nicht gewachsen. Doch in seinem Nasenrücken ist der Gala-

lithring verwachsen, den der Erzähler vor zwei Tagen dem Mediziner geschenkt hatte und den dieser seither an seiner Nase trug.

Leo am Bruhl erzählt gerne phantastische Geschichten, bei denen es in der Schwebe liegt, ob man sie phantastisch oder natürlich deuten will. Bei den beiden oben aufgeführten Erzählungen aus *Dämon im Sumpf* neigt die Waage jedoch deutlich zum Übernatürlichen: In „Die Lotosblüte der Ambapali“ könnte man das erste Auftauchen der unheimlichen Stimme noch als Alptraum deuten; aber weitere Phänomene wären höchstens noch naturwissenschaftlich erklärlich, wenn man annähme, dass der Erzähler unter dem Druck der Ereignisse nicht mehr ganz bei Sinnen sei. In „Dämon im Sumpf“ dagegen gibt es keinen Zweifel an der Anwesenheit des Übernatürlichen, denn der im Krokodil verwachsene Ring wird außer vom Erzähler auch von dessen Diener bemerkt.

Das eigentlich Faszinierende an Leo am Bruhls vielfältigen und erfindungsreichen Geschichten ist aber nicht deren Inhalt, sondern die besondere Fähigkeit des Au-

tors, alte Überlieferungen und religiöse Vorstellungen fremder Völker in eine wundervolle Sprache zu gießen, wie die beiden oben aufgeführten Erzählungen schlagend beweisen.

Die Sammlung enthält folgende achtzehn Erzählungen: Die Lotosblüte der Ambapali; Die Insel der Ibri; Strahlung der letzten Stunde; Die Überraschung; Die goldene Chirimia; Der Sohn des Tupac Amaru; Das Urim von Kusch; ZPO § 330; Dämon im Sumpf; Io; Zirkusnummer Living Target; Letzter Halbzug im Flie'er; Dumme Kreatur; Das Weib von Combarellles; Die Medizin; Die dritte Heimsuchung; Abenteuer in Indien; Der Wechsel von Czubati,

Ein kenntnisreiches Vorwort des Herausgebers Lars Dangel rundet den faszinierenden Band ab.

**Leonardo Sciascia:
Tote Richter
reden nicht
Roman**



***Sciascia, Leonardo: Tote Richter reden nicht**

Leonardo Sciascia [1921–1989]

Tote Richter reden nicht

(Il contesto. Una parodia, 1971)

dtv 10 892 (TB 136 S./DM 7,80)

München 1988

Aus dem Italienischen von Helene Moser

Genre: Krimi

Staatsanwalt Varga war mit dem Prozeß Reis beschäftigt, der seit etwa einem Monat lief und sich zumindest noch zwei weitere Monate hingezogen haben würde, als er an einem milden Maiabend ermordet wurde; laut Zeugenaussagen und Obduktionsbefund nach zehn Uhr und nicht später als um Mitternacht. Die Zeugenaussagen stimmten in Wahrheit nicht genau mit den Ergebnissen der Leichenschau überein: der Gerichtsarzt setzte den Augenblick des Ablebens gegen Mitternacht an, während die Freunde, mit denen der Staatsanwalt sich allabendlich

zu treffen pflegte und mit welchen er auch an jenem Abend beisammen war, bestätigten, daß er sie gegen zehn Uhr verlassen hatte. Da er zu Fuß nicht länger als zehn Minuten für den Hinweg gebraucht haben würde, verblieb ein Zeitraum von mindestens einer Stunde, und es galt herauszufinden, wo und wie der Staatsanwalt jene Stunde verbracht hatte. (S. 7)

In einem namenlosen Ort in Sizilien wird Staatsanwalt Varga erschossen, was zur Folge hat, dass der Prozess, an dem er gerade arbeitet, eingestellt werden muss.

Der Prozeß Reis wurde eingestellt. Und da der Staatsanwalt mit unerbittlichem Scharfsinn die öffentliche Anklage vertreten hatte, glaubte die Polizei, daß in dem Prozeß das Motiv für den Mord zu suchen wäre. (S. 9)

Die Polizei geht davon aus, dass die Einstellung des Prozesses das Motiv für den Mord war.

Nachdem die Nachforschungen an einem toten Punkt angekommen waren (und zwar bei jener von dem Staatsanwalt wer weiß wo und wie verbrachten Stunde, Dunkelzone, an deren Grenzen der polizeiliche Eifer aufzuhören hatte), beschloß der Polizeiminister, um der öffentlichen Meinung jenes Vertrauen in die Schlagkraft der Polizei zurückzugeben, das die öffentliche Meinung im übrigen nie gehegt hatte, oder um sie von der Unlösbarkeit des Falles zu überzeugen, Inspektor Rogas einzusetzen: den scharfsinnigsten Untersuchungsbeamten, über den die Polizei verfügte, wenn man den Zeitungen glaubte; den vom Glück am meisten begünstigten, nach Ansicht seiner Kollegen. (S. 9f)

Da die Untersuchungen zu keinem Ergebnis führen, wird der Fall dem erprobten Inspektor Americo Rogas übertragen.

Bald darauf wird in Ales der Richter Sanza ermordet. Da die beiden Taten offenbar mit der gleichen Waffe ausgeführt wurden, lässt Rogas die These von der Verhinderung des Prozesses fallen und glaubt nun, dass

ein unschuldig Verurteilter Rache üben will. Rogas braucht nun nur noch festzustellen, wer sowohl vom Staatsanwalt als auch vom Richter benachteiligt wurde, und schon hat er den Schuldigen. Daraufhin wird Richter Azar in Chiro erschossen, was dessen Erben, seinen Neffen, verdächtig macht.

Nachdem Rogas das Vertrauen des jungen Mannes gewonnen hatte, stand er ihm, wie um ihm zu helfen und ihm tatsächlich helfend, bei der Inventur der Erbschaft zur Seite. Sie ergab mindestens das Zwanzigfache der gesamten Gehälter, die der Staat dem Richter in zweiundzwanzig Jahren gezahlt hatte, vorausgesetzt dieser hätte in zwanzig Jahren keinen Heller für Kost, Wohnung, Kleidung und Desinfektionsmittel ausgegeben. Er hatte auch, soweit der Neffe sich erinnerte, seine Laufbahn angetreten, ohne etwas zu besitzen: jedenfalls hatte ihm seine Mutter immer wieder die beispielhafte Geschichte der Entbehrungen und des Hungers erzählt, die ihr Bruder, jetzt Richter von hohem Rang und Ansehen, in jungen Jahren auf

sich genommen hatte. Also machte Rogas sich daran, jenem Reichtum nachzuforschen. Selbst wenn er dabei nicht den Grund entdecken würde, aus dem Azar umgebracht worden war, so würde er bestimmt besser verstehen, was für ein Typ Richter Azar gewesen war. Aber kaum begann Rogas, der Hypothese der Bestechlichkeit Azars nachzugehen, mit jemandem zu sprechen, sich um vertrauliche Mitteilungen zu bemühen, als aus der Hauptstadt die gebieterrische Mahnung kam, keine leeren Gerüchte aufzugreifen, sondern lieber jenem Wahnsinnigen auf der Spur zu bleiben, wenn es eine Spur gab, der ohne jeden Grund Richter umbrachte. (S. 14f)

Die These vom Neffen als Mörder ist nicht haltbar, aber immerhin bringt Rogas in Erfahrung, dass der ermordete Richter über ein Vermögen verfügte, das dem Zwanzigfachen dessen, was er jemals als Gehalt empfing, entspricht. Auf welche Weise der Richter in den Besitz des Geldes gelangt ist, erforscht Rogas nicht.

Ein weiterer Richter wird erschossen, und noch einer und noch einer – die Serie reißt nicht ab. Seltsamerweise scheinen sich weder Polizei noch Justiz sonderlich zu beunruhigen. Rogas geht weiter seiner Hypothese nach, ein frustrierter Einzeltäter stecke hinter den Morden – was zunehmend unwahrscheinlicher wird –, während seine Vorgesetzten darauf beharren, eine terroristische Vereinigung müsse verantwortlich sein.

Innerhalb einer Kette von Verbrechen, die aufzuklären er sich von Berufs wegen verpflichtet fühlte, um den Täter der gerechten Strafe oder doch den Justizbehörden zuzuführen, hatte sich ein anderes erhoben, ein Verbrechen gegen die Grundprinzipien des Staates, das zu klären jedoch nicht sein Beruf, ja gegen seinen Beruf war. Praktisch handelte es sich darum, den Staat gegen jene zu verteidigen, die ihn darstellten und die ihn gefangenhielten. Der gefangengehaltene Staat. Und er mußte befreit werden. Auch er war gefangen: er konnte nichts tun als versuchen, eine winzi-

ge Bresche in die Gefängnismauer zu schlagen. (S. 94)

Im Verlauf seiner Untersuchungen kommt Rogas zu der Einsicht, dass es nicht die Verbrecher sind, die dem Staat und seinen Bürgern den größten Schaden zufügen, sondern die korrupte Obrigkeit in Form von Politik, Polizei und Justiz.

Rogas befürchtet, dass auch der Gerichtspräsident in Gefahr ist und ersucht eine Unterredung, um ihn zu warnen. Der Präsident zeigt sich wenig beeindruckt von Rogas Überzeugung, ein unschuldig Verurteilter sei der Täter.

„Nehmen wir einmal die Messe: das Geheimnis der Wandlung, durch die Brot und Wein zu Leib, Blut und Seele Christi werden. Der Priester kann unwürdig sein, in seinem Leben, seinen Gedanken: aber die Tatsache, daß er mit der Weihe bekleidet ist, bewirkt, daß sich bei jeder Wandlung das Geheimnis vollzieht. Nie, sage ich, nie kann es geschehen, daß die Transsubstantiation nicht eintritt. Und ebenso ist es mit dem Richter, der

den Richtspruch fällt: die Gerechtigkeit kann sich unmöglich nicht enthüllen, nicht vollziehen. Vorher kann der Richter sich abquälen, verzehren, sich sagen: du bist nicht würdig, bist voller Fehler, von deinen Trieben geleitet, verwirrt, jeder Schwäche und jedem Irrtum unterworfen; aber im Augenblick, da er richtet, nicht mehr. Und noch weniger danach. [...]“ (S. 98f)

Der Präsident bemüht den Vergleich mit einem Priester, der in der Messe die Wandlung vollzieht: Ist der Priester auch noch so unwürdig, durch Gottes Gnade vollzieht sich das Wunder der Verwandlung von Brot und Wein in Christi Fleisch und Blut dennoch. So verhalte es sich auch in der Justiz: Mag der Richter auch zweifeln und irren, hat er einmal ein Urteil gefällt, ist dieses absolut gültig und gerecht.

„Der Justizirrtum existiert nicht.“ (S. 96)

Aus dieser klugen Prämisse folgt unwiderleglich, dass ein Justizirrtum per se unmöglich ist.

Rogas fängt an, an seiner eigenen These von einem unschuldig Verurteilten zu zweifeln, weil er derart professionell observiert wird, dass dies nur dem Geheimdienst möglich ist. So kommt es, dass den weiteren Morden der Gerichtspräsident, der Führer einer linksgerichteten Partei und nicht zuletzt Rogas selbst zum Opfer fallen. Damit ist der Fall endgültig geklärt, verkündet der Polizeipräsident, denn wer anders als Rogas hätte die Morde begehen können, und ebendieser sei von einem tapferen Angehörigen des Geheimdienstes auf frischer Tat gestellt und bestraft worden. In der Öffentlichkeit wird Rogas allerdings als tapferer, aufrechter, im Dienst gefallener Polizeibeamter dargestellt.

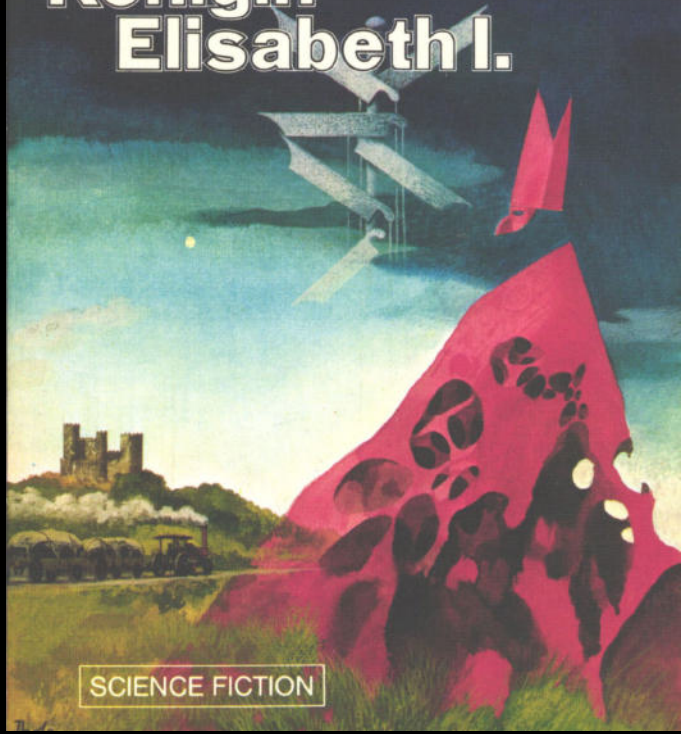
„Eine Parodie“ nennt Leonardo Sciascia seinen bissigen Roman *Tote Richter reden nicht*. Warum die mehr als zehn Opfer sterben müssen, wird auch am Ende nicht klar, wenngleich allem Anschein nach weder ein Justizopfer noch Terroristen dahinterstecken, sondern vielmehr der italienische Geheimdienst. Welche Pläne diese mörderische Organisation verfolgt, wissen wir nicht, aber wir können den Verdacht nicht

ausschließen, dass ein plötzlich reumütig gewordener Zweig des Geheimdienstes beschlossen hat, die Korruption in Sizilien mit dem Mittel zu bekämpfen, das hier als das effektivste gilt, nämlich dem Meuchelmord.

Tote Richter reden nicht wird in einem einfachen, sachlichen Tonfall erzählt, hinter dem sich allerdings eine bissige Kritik an der verdorbenen italienischen und insbesondere sizilianischen Obrigkeit verbirgt.

HEYNE
BÜCHER

KEITH ROBERTS
**Die
folgenschwere
Ermordung
Ihrer Majestät
Königin
Elisabeth I.**



***Roberts, Keith: Folgeschwere
Ermordung Ihrer Majestät Königin
Elisabeth I.**

**Keith Roberts [Keith John Kingston
Roberts, 1935–2000]**

*Die folgeschwere Ermordung Ihrer
Majestät Königin Elisabeth I.*

(Pavane, 1966)

**Heyne 06/3527 (TB 220 S./DM 4,80)
München 1977**

**Aus dem Englischen von Thomas
Schlück**

Genre: Science Fiction

An einem warmen Juliabend des Jahres 1588 lag im königlichen Palast zu Greenwich, London, eine Frau im Sterben, von den Kugeln eines Attentäters in Unterleib und Brust getroffen. Ihr Gesicht war zerfurcht, ihre Zähne schwarz, und der Tod verlieh ihr keine Würde; doch ihr letzter Atemzug löste Ereignisse aus, die eine ganze Hemisphäre erschütterten. Die jungfräuliche Königin, Ihre Majestät Elisabeth I.,

oberste Herrscherin Englands, war nicht mehr. (S. 7)

On a warm July evening of the year 1588, in the royal palace of Greenwich, London, a woman lay dying, an assassin's bullets lodged in abdomen and chest. Her face was lined, her teeth blackened, and death lent her no dignity; but her last breath started echoes that ran out to shake a hemisphere. For the Faery Queen, Elizabeth the First, paramount ruler of England, was no more...

Königin Elisabeth I. fällt im Jahr 1588 einem Attentat zum Opfer, woraufhin in England ein Bürgerkrieg zwischen Katholiken und Protestanten ausbricht. König Philip II. von Spanien nutzt die günstige Gelegenheit, England mit seiner Armada zu erobern.

Die Folgen sind weitreichend: Eine Reformation findet nicht statt; die ganze Welt ist katholisch; der Papst legt die Regeln fest, nach denen die Menschen zu leben haben. Da Benzinmotoren sind auf hundertfünfzig Kubikzoll beschränkt sind und

Elektrizität strikt untersagt ist, bleiben als einzige praktikable Antriebsmöglichkeit die Dampfmaschinen.

Über allem aber herrschte der lange strafende und belohnende Arm der Päpste; die militante Kirche blieb fest im Sattel. Doch in der Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts machte sich allerorten Unruhe bemerkbar. Wieder einmal lag Aufruhr in der Luft. (S. 9)

Over all, the long arm of the Popes reached out to punish and reward; the Church Militant remained supreme. But by the middle of the twentieth century widespread mutterings were making themselves heard. Rebellion was once more in the air...

Doch Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts beginnt sich in England Widerstand gegen die erdrückende Hand der Katholischen Kirche zu regen.

Der Schlepperführer legte die Schaufel beiseite und langte ins Feuerloch, um

aus einer Dose Paraffin zu versprengen. Dann ein getränkter Lappen, ein Streichholz. Die Flamme flackerte zischend. Mit leisem *Whuusch* fing das Öl Feuer. Er schloß die Feuertür und öffnete die Aschfallklappe, damit es Zug gab. Dann richtete er sich auf, wischte sich die Hände an einem Baumwollappen ab, sprang aus dem Führerhaus und begann mechanisch die blinkenden Beschläge der Maschine abzureiben. Über seinem Kopf verkündeten lange Schilder den Namen der Firma in weiten, verschlungenen Lettern: *Strange & Söhne, Fuhrgeschäft, Dorset*. Weiter unten, an der Flanke des großen Kessels, war der Name der Maschine angebracht. *Lady Margaret*. Der Lappen verharrte einen Augenblick, als er das Messingschild erreichte; dann polierte er es langsam und liebevoll. (S. 11)

The haulier laid the shovel aside and reached into the firebox mouth to sprinkle paraffin from a can. Then a soaked rag, a match...The lucifer flared brightly, sputtering. The oil caught with

a faint *whoomph*. He closed the doors, opened the damper handles for draught. He straightened up, wiped his hands on cotton waste, then dropped from the footplate and began mechanically rubbing the brightwork of the engine. Over his head, long nameboards carried the style of the firm in swaggering, curlicued letters; *Strange and Sons of Dorset, Hauliers*. Lower, on the side of the great boiler, was the name of the engine herself. The *Lady Margaret*. The hunk of rag paused when it reached the brass plate; then it polished it slowly, with loving care.

Jesse Strange, Schlepperführer und Feuermann der Lokomotive „Lady Margaret“ setzt sein treues Gefährt unter Feuer.

Jesse bewegte den Regler nach vorn und hob grüßend einen Arm, als die stämmige Gestalt des Hofwarts zurückblieb. Die *Margaret* und ihr Zug fuhren ratternd durch den Bogen des Hoftors und steuerten auf die ausgefahrenen Straßen Durnovarias hinaus. (S. 13f)

Jesse eased the regulator forward, raised an arm as the stocky figure fell behind. The *Margaret* and her train clattered under the arch of the yard gate and into the rutted streets of Durno-varia.

Die „Lady Margaret“ fährt nicht auf Schienen, sondern ist eine Straßenlokomotive, die einen Zug begrenzter Länge durch das Land bewegt. Momentan zieht sie dreißig Tonnen Last, was bei den achtzig Pferdestärken, die sie aufbringt, noch lange nicht die Höchstleistung ist.

Ungefährlich ist die Reise nicht, denn auf den Highways lauern Straßenräuber; auch der Zustand der Straßen ist beklagenswert, weil die meisten Steuern für die Kirchen verwendet werden.

Auf dem Rückweg macht Jesse Halt in einem Gasthof namens „Mermaid“ und wird von der Wirtin, einer jungen Frau namens Margaret, freundlich begrüßt – nun wissen wir, woher seine Lokomotive den Namen hat. Zu Jesses Leidwesen hat sich Margaret geschworen, niemals zu heiraten,

weil sie durch ihren Gasthof die Männer nur zu gut kennengelernt hat.

Außerdem trifft der pflichtbewusste Jesse einen alten Schulfreund namens Colin de la Haye, einen wagemutigen Abenteuer.

Mitten in der Nacht entschließt sich Jesse, Margaret seine Liebe zu gestehen und ihr zu erklären, dass er den Brautpreis aufbringen könne. Margaret liebt Jesse ebenfalls, aber heiraten, nein, das will sie nicht. Jesse wiederum liebt Margaret so sehr, dass er ihre Entscheidung akzeptiert.

Auf dem Heimweg springt de la Haye auf den Zug und wundert sich, dass Jesse so niedergeschlagen ist. Sofort errät de la Haye, dass sein Freund einen Korb bekommen hat. Er bietet ihm an, Margaret für ihn zu zähmen, und Jesse gibt mit bitterem Lächeln vor, einzuwilligen.

De la Haye erkundet sich nach der Schlussladung, und Jesse gibt an, es handle sich um Brandy, Seide und Tabak.

De la Haye springt ab, und bald darauf wird der Zug überfallen – ganz offensichtlich unter Führung de la Hayes. Die Reiter setzen den letzten Wagen in Brand, so dass Jesse gezwungen ist, ihn abzukoppeln. Er

sieht noch, wie de la Haye auf das Feuer pinkelt, um es zu löschen.

Die *Lady Margaret* hatte den nächsten Hügel bereits überwunden, als die Wolkendecke von einem weißen Schimmer erhellt wurde. Die Explosion knallte wie eine ungeheure Peitsche; die Schockwelle griff nach den Wagen, ließ die Dampflok ausbrechen. Jesse brachte sie wieder auf die Spur und hörte dabei die Echos, die von den fernen Hügeln zurückgeworfen wurden. Er lehnte sich aus dem Führerhaus und starrte über die Ladung zurück. Hinter ihm blitzten winzige Feuerpunkte, wo der Sprengsatz in der Schlußladung – zwei Zwanziger-Fäßchen Schwarzpulver fest mit Ziegelbrocken und Kleinschrott bepackt – alles Leben im Tal ausgelöscht hatte.

Der Wasserstand war niedrig. Er setzte den Injektor in Betrieb, kontrollierte die Wasserstandsanzeige. „Man muß sehen, wie man durchkommt“, sagte er, ohne die Worte zu hören. „Wir alle müssen sehen, wie wir durchkommen.“ Die Firma Strange & Söhne war nicht

durch Milde groß geworden; was man ihr stehlen konnte, mochte man getrost behalten.

Irgendwo klackte ein Semaphor in Alarm Stellung; Fackeln erhellten seine Arme, Die *Lady Margaret*, ihren Zug im Gefolge, floh nach Durnovaria, das sich vor ihr in die kaum sichtbare silberne Beuge des Frome schmiegte. (S. 52)

The *Lady Margaret* had topped the rise when the cloud scud overhead lit with a white glare. The explosion cracked like a monstrous whip; the shock wave slapped at the trailers, skewed the steamer off course. Jesse fought her straight, hearing echoes growl back from distant hills. He leaned out from the footplate, stared down past the shoulders of the load. Behind him twinkled spots of fire where the hell-burner, two score kegs of fine-grain powder packed round with bricks and scrap iron, had scythed the valley clear of life.

Water was low. He worked the injectors, checked the gauge. „We must live how we can,” he said, not hearing the

words. „We must all live how we can.” The firm of Strange had not been built on softness; what you stole from it, you were welcome to keep.

Somewhere a semaphore clacked to Emergency Attention, torches lighting its arms. The *Lady Margaret*, with her train behind her, fled for Durnovaria, huddled ahead in the dim silver elbow of the Frome.

Jesse hat de la Haye belogen, was die Schlussladung angeht, denn sie besteht in Wirklichkeit aus Schwarzpulver und Eisenschrott, die in einer gewaltigen Explosion hochgeht. De la Haye und alle seine Kumpane sind tot, während Jesse sich dem heimischen Durnovaria nähert.

Die folgenschwere Ermordung ihrer Majestät Königin Elisabeth I. oder kurz *Pavane* ist einer der berühmtesten Alternativweltromane in der Science Fiction. Er besticht vor allem durch seine präzise Schilderung aller Lebensumstände in dieser rückständigen Welt, wie man hier am Beispiel des Führens der „Lady Margaret“ sieht.

Der Roman setzt sich aus einer Reihe von Novellen zusammen, die bis auf eine zuvor in der Zeitschrift *Impulse* erschienen sind: Prolog (Prologue); Die Lady Margaret (The Lady Margaret); Der Melder (The Signaller); (The White Boat); Bruder John (Brother John) ; Lords und Ladys (Lords and Ladies); Corfe Gate (Corfe Gate); Coda (Coda).



HARRY HARRISON

New York 1999

Die Bevölkerungsexplosion
ist Wahrheit geworden.
An der Wende zum
21. Jahrhundert steht
New York vor einem Chaos.

G Science Fiction

Goldmanns WELTRAUM Taschenbücher

***Harrison, Harry: New York 1999**

**Harry Harrison [Henry Maxwell
Dempsey, 1925–2012]**

New York 1999

(*Make Room! Make Room!*, 1966)

Goldmann 00 103 (TB 188 S./DM 2,50)

München 1969

**Aus dem Amerikanischen von Tony
Westermayr**

Genre: Science Fiction

New York City – den vertrauensseligen Indianern von den verschlagenen Holländern gestohlen, den gesetzestreuen Holländern von den kriegerischen Briten abgenommen, den friedlichen Briten wiederum von den revolutionären Kolonialisten entwunden. Die Bäume werden seit Jahrzehnten gerodet, die Hügel eingeebnet, die frischen Teiche trockengelegt, während die kristallklaren Quellen unter dem Erdboden eingeschlossen sind und ihr reines Wasser direkt in die Kanalisation ergießen. Verstädternde Greifarme von ihrer Insel ausstreckend, ist die Stadt zu einer Me-

galopolis geworden. Vier ihrer fünf Bezirke bedecken die Hälfte einer über hundert Meilen langen Insel, umschließen eine zweite Insel und breiten sich den Hudson River hinauf über das Festland von Nordamerika aus. Der fünfte und Ursprungsbezirk ist Manhattan: ein Block aus Urgranit und metamorphem Gestein, auf allen Seiten von Wasser umgrenzt, wie eine Spinne aus Stahl und Stein mitten in ihrem Netz aus Brücken, Tunnels, Röhren, Kabeln und Fähren hok-kend.

Unfähig, sich in der Fläche auszudehnen, hat sich Manhattan in die Höhe gewunden, von seinem eigenen Fleisch zehrend, wenn es die alten Gebäude niederreißt, um sie durch neue zu ersetzen, höher, immer höher hinaus – aber nie hoch genug, denn für die ungeheure Zahl der Menschen, die sich hier auf engstem Raum zusammendrängen, scheint es keine Begrenzung zu geben.

Sie drängen von außen herein und gründen ihre Familien, und ihre Kinder und deren Kinder gründen Familien, bis

die Stadt bevölkert ist wie nie eine andere Stadt auf der Erde es zuvor gewesen ist.

An diesem heißen Augusttag im Jahr 1999 gibt es – ein paar Tausend hin, ein paar Tausend her – in der City von New York fünfunddreißig Millionen Menschen. (S. 7)

NEW YORK CITY — stolen from the trusting Indians by the wily Dutch, taken from the law-abiding Dutch by the warlike British, then wrested in turn from the peaceful British by the revolutionary colonials. Its trees were burned decades ago, its hills leveled and the fresh ponds drained and filled, while the crystal springs have been imprisoned underground and spill their pure waters directly into the sewers. Reaching out urbanizing tentacles from its island home, the city has become a megalopolis with four of its five boroughs blanketing half of one island over a hundred miles long, engulfing another island, and sprawling up the Hudson River onto the mainland of North Amer-

ica. The fifth and original borough is Manhattan: a slab of primordial granite and metamorphic rock bounded on all sides by water, squatting like a steel and stone spider in the midst of its web of bridges, tunnels, tubes, cables and ferries. Unable to expand outward, Manhattan has writhed upward, feeding on its own flesh as it tears down the old buildings to replace them with the new, rising higher and still higher — yet never high enough, for there seems to be no limit to the people crowding here. They press in from the outside and raise their families, and their children and their children's children raise families, until this city is populated as no other city has ever been in the history of the world.

On this hot day in August in the year 1999 there are — give or take a few thousand — thirty-five million people in the City of New York.

Im Jahr 1999 hat die Stadt New York fünfunddreißig Millionen Einwohner erreicht, was die Unterbringung und Versorgung der

Menschen zu einer logistischen Höchstleistung macht.

Andy Rusch, dreiunddreißig Jahre alt, Kriminalpolizist, teilt sich ein winziges Appartement mit Solomon Kahn, einen Ingenieur im Ruhestand, der mit einem Fahrraddynamo eine Batterie zum Betrieb eines Kühlschranks und eines Fernsehgerätes aufzuladen pflegt.

Sol erzählt Andy von einer bevorstehenden Demonstration der Senioren, die gegen die schlechte Versorgungslage protestieren.

„Ich habe die Sechs-Uhr-Nachrichten gehört“, sagt er. „Die Senioren organisieren heute schon wieder einen Protestmarsch zur Fürsorgezentrale. Da kannst du Herzinfarkte sehen!“

„Gott sei Dank ich nicht. Ich fange erst um vier an, und der Union Square gehört nicht zu unserem Bezirk.“ Er öffnete die Brotdose und nahm einen der kleinen, roten Kekse heraus, bevor er die Dose zu Sol hinüberschob. Er bestrich ihn dünn mit Margarine, biß hinein und rümpfte die Nase, während er

kaute. „Ich glaube, die Margarine ist ranzig.“

„Wie kannst du das beurteilen?“ knurrte Sol und biß in einen der trockenen Kekse. „Was aus Motoröl und Walspeck gemacht wird, ist von Anfang an ranzig.“

„Du redest wie ein Naturalist“, meinte Andy, während er den Keks mit kaltem Wasser hinunterspülte. „Fette aus Petro-Chemikalien haben praktisch keinen Geschmack, und daß es keine Wale mehr gibt, weißt du, also können sie keinen Walspeck verwenden – das ist einfach gutes Chlorella-Öl.“ (S. 10)

„I heard the six o'clock news,” he said. „The Eldsters are organizing another protest march today on relief headquarters. That’s where you’ll see coronaries!”

„I won’t, thank God, I’m not on until four and Union Square isn’t in our precinct.” He opened the breadbox and took out one of the six-inch-square red crackers, then pushed the box over to Sol. He spread margarine thinly on it

and took a bite, wrinkling his nose as he chewed. „I think this margarine has turned.”

„How can you tell?” Sol grunted, biting into one of the dry crackers. „Anything made from motor oil and whale blubber is turned to begin with.”

„Now you begin to sound like a naturalist,” Andy said, washing his cracker down with cold water. „There’s hardly any flavor at all to the fats made from petrochemicals and you know there aren’t any whales left so they can’t use blubber — it’s just good chlorella oil.”

Die Nahrung für die New Yorker kann nicht mehr allein durch landwirtschaftlichen Anbau hergestellt werden, sondern muss industriell erzeugt werden: Fett wird aus Chlorella-Algen gewonnen, und Fleischersatz aus Soja.

Auch das Wasser ist knapp und muss daher rationiert werden.

Die tagelange Hitze hatte den Teer derart aufgeweicht, daß er unter seinen Füßen nachgab, um sich dann an seinen

Sohlen festzusaugen. Vor der roten Säule der Wasser ausgabe an der Ecke Seventh Avenue stand die übliche Menschenschlange, die sich aber unter wütenden Rufen und geschwungenen Fäusten zerstreute, als er sie erreichte. Murrend zogen sich die Leute zurück, und Andy sah, daß der uniformierte Polizist, der die Ausgabe überwachte, die Stahltür abschloß.

„Was ist los?“ fragte Andy. „Ich dachte, hier ist immer bis Mittag geöffnet?“

Der Polizist drehte sich um, die Hand automatisch in der Nähe seiner Dienstpistole, bis er den Kriminalbeamten aus seinem eigenen Revier erkannte. Er schob die Mütze nach hinten und wischte sich mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn.

„Eben kam der Befehl vom Sergeanten, für vierundzwanzig Stunden werden alle Ausgabestellen geschlossen. Der Speicherspiegel ist wegen der Dürre niedrig, sie müssen Wasser sparen.“

„Sehr schön“, sagte Andy und starrte den Schlüssel an, der noch im Schloß steckte. „Ich muß gleich zum Dienst,

und das heißt, daß ich zwei Tage nichts zu trinken bekomme -“

Der Polizist schaute sich verstohlen um, sperrte die Tür wieder auf und nahm Andy einen der Kanister ab.

„Mit einem kommen Sie schon hin.“ Er hielt ihn unter den Hahn und sagte mit leiser Stimme: „Nichts verraten, aber es heißt, daß am Aquädukt wieder mal gesprengt worden ist.“

„Schon wieder die Farmer?“

„Sonst kommt ja niemand in Frage. Bevor ich hierher versetzt wurde, habe ich da oben Posten geschoben, und das ist kein Vergnügen. Die denken sich nichts dabei, einen gleich mit in die Luft zu sprengen. Die Stadt stiehlt ihnen das Wasser, behaupten sie.“ (S. 12)

Days of heat had softened the tar so that it gave underfoot, then clutched at the soles of his shoes. There was the usual line leading to the columnar red water point on the corner of Seventh Avenue, but it broke up with angry shouts and some waved fists just as he reached it. Still muttering, the crowd

dispersed and Andy saw that the duty patrolman was locking the steel door.

„What’s going on?” Andy asked. „I thought this point was open until noon?”

The policeman turned, his hand automatically staying close to his gun until he recognized the detective from his own precinct. He tilted back his uniform cap and wiped the sweat from his forehead with the back of his hand.

„Just had the orders from the sergeant, all points closed for twenty-four hours. The reservoir level is low because of the drought, they gotta save water.”

„That’s a hell of a note,” Andy said, looking at the key still in the lock. „I’m going on duty now and this means I’m not going to be drinking for a couple of days...”

After a careful look around, the policeman unlocked the door and took one of the jerry cans from Andy. „One of these ought to hold you.” He held it under the faucet while it filled, then lowered his voice. „Don’t let it out, but the

word is that there was another dynamiting job on the aqueduct upstate.”

„Those farmers again?”

„It must be. I was on guard duty up there before I came to this precinct and it's rough, they just as soon blow you up with the aqueduct at the same time. Claim the city's stealing their water.”

Wegen eines Attentats der Farmer auf die Wasserleitungen werden die Versorgungstellen für vierundzwanzig Stunden geschlossen – und das bei zu erwartenden vierzig Grad Mittagshitze, in der noch dazu eine Seniorendemo stattfinden soll, bei der die große Zahl von Hitzetoten schon vorauszusehen ist.

Andy muss trotz seines freien Tages mithelfen, die Demonstranten zu bändigen, wobei die Polizei zu brutalen aber erprobten Mitteln greift. Als die Menge gegen ein Schaufenster drückt, zerbricht dieses, was dem achzehnjährigen Chinesenjungen Billy Chung die Gelegenheit gibt, im Gedränge der übrigen Plünderer eine Packung Sojabohnensteaks an sich zu nehmen.

Billy verkauft einen Teil der Steaks und nutzt das Geld, um sich einen Job als Botenjunge bei Western Union zu verschaffen. Ein Auftrag führt ihn in das luxuriöse Appartement des Gangster Michael „Big Mike“ O'Brien, der dort mit der attraktiven Shirl lebt. Billy manipuliert die Eingangstür, so dass er zu einem späteren Zeitpunkt wieder in das Apartment gelangen kann. Doch Big Mike überrascht ihn, woraufhin der Gangster von Billy unbeabsichtigt getötet wird.

Big Mikes Geschäftspartner befürchten, dass der Mord von einer Konkurrenzorganisation begangen wurde, und zwingen Andy, den Täter aufzuspüren.

Nach etlichen Verwicklungen kann Andy Billy stellen und muss ihn in Notwehr töten.

Billys Zimmergenosse Peter wartet auf den Weltuntergang, der seiner Meinung nach exakt am 1. 1. 2000 stattfinden wird. Andy und Peter treffen sich kurz nach Neujahr.

Der Mann am Boden war zum Skelett abgemagert und in Lumpen gekleidet. Andy half ihm auf die Beine, und die

durchsichtigen blauen Augen sahen durch ihn hindurch.

„Und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen“, sagte Peter laut. „Und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerz wird mehr sein; denn das Erste ist vergangen. Und der auf dem Stuhl saß, sprach: Siehe, ich mache alles neu.“

„Diesmal noch nicht“, sagte Andy, den Mann stützend, damit er nicht umfiel. „Sie können jetzt heimgehen.“

„Heim?“ Peter blinzelte verwirrt, als ihm der Sinn der Worte aufging. „Es gibt kein Zuhause, es gibt keine Welt, denn das ist der Jüngste Tag, und wir werden alle gerichtet. Die Tausend Jahre sind zu Ende, und Christus kehrt wieder, um strahlend auf der Erde zu regieren.“

„Vielleicht haben Sie das falsche Jahrhundert erwischt“, meinte Andy. Er führte den Mann aus der Menge hinaus. „Mitternacht ist vorbei, das neue Jahrhundert hat begonnen, und nichts hat sich geändert.“

„Nichts hat sich geändert?“ schrie Peter. Entsetzt riß er sich los und hastete davon, kehrte aber sofort wieder um.

„Es muß aufhören“, schrie er gequält. „Kann die Welt noch tausend Jahre so weiterexistieren? So wie jetzt?“ Dann schoben sich Menschen zwischen sie, und er war verschwunden. (S. 187)

The man on the ground was bone-skinny, dressed in tied-on ends of rags and cast-off clothing. Andy helped him to his feet and the transparent blue eyes stared right through him.

„ ‘And God shall wipe away all tears from their eyes,’ ” Peter said, the shining skin stretched tight over the fleshless bones of his face as he hoarsely belowered the words. „ ‘And there shall be no more death, neither sorrow, nor crying, neither shall there be any more pain: for the former things are passed away. And He that sat upon the throne said, Behold, I make all things new.’ ”

„Not this time,” Andy said, holding on to the man so he would not fall. „You can go home now.”

„Home?“ Peter blinked dazedly as the words penetrated. „There is no home, there is no world, for it is the millenium and we shall all be judged. The thousand years are ended and Christ shall return to reign gloriously on Earth.“

„Maybe you have the wrong century,“ Andy said, holding the man by the elbow and guiding him out of the crowd. „It’s after midnight, the new century has begun and nothing has changed.“

„Nothing changed?“ Peter shouted. „It is Armageddon, it must be.“ Terrified, he pulled his arm from Andy’s grip and started away, then turned back when he had only gone a pace.

„It must end,“ he called in a tortured voice. „Can this world go on for another thousand years, like this? LIKE THIS?“ Then people came between them and he was gone.

Andy bleibt allein zurück, nachdem Peter über der Aussicht, dass diese Welt in ihrem jetzigen Zustand weiterbestehen wird, in Verzweiflung ausgebrochen ist.

Leichter Schnee fiel, über das Pflaster des Times Square wirbelnd. Nur noch ganz wenige Menschen waren geblieben, und auch sie hasteten nun davon. Andy hatte nichts mehr zu verrichten, seine Pflicht war getan, er konnte den langen Heimweg antreten. Er wirbelte den Stock durch die Luft und ging zur Seventh Avenue. Die grelle Bildwand warf Licht auf seinen Mantel, brachte die schmelzenden Flocken zum Glitzern, bis er das Gebäude hinter sich ließ und in der plötzlichen Dunkelheit verschwand.

Die Bildwand schleuderte immer noch die jagenden Buchstaben über den Platz:

,544 MILLIONEN EINWOHNER
IN DEN VEREINIGTEN STAATEN.
GLÜCKLICHES NEUES JAHR!
GLÜCKLICHES NEUES JAHRHUN-
DERT!' (S. 188)

A fine cold snow was falling, driven sideways by the wind and swirling across the cracked pavements of Times Square. Very few people remained, and

they were leaving, hurrying away. There was nothing for Andy to stay for, his duty was done, he could begin the long walk back downtown. He spun his club on its lanyard and started toward Seventh Avenue. The glaring screen of the gigantic TV cast its unnoticed light on his coat, putting a spark into each melted drop of snow, until he passed the building and vanished into the sudden darkness.

The screen hurled its running letters across the empty square.

CENSUS SAYS UNITED STATES HAD
BIGGEST YEAR EVER END OF CENTURY
344 MILLION CITIZENS IN THESE
GREAT UNITED STATES

HAPPY NEW CENTURY! HAPPY NEW
YEAR!

Harry Harrison war vor *New York 1999* vor allem bekannt durch actionreiche Welt-
raumabenteuer, aber mit diesem Roman ge-
lang in eine eindringliche Antiutopie, die
auch heute noch immer wieder zitiert wird.
Zwar beinhaltet auch *New York 1999* zum
größten Teil eine Kriminalhandlung, aber

die Schilderung des hoffnungslos übervölkerten, seine Bürger nur noch mit dem Nötigsten versorgen könnenden New York hat einen großen Eindruck hinterlassen.

Popularität erlangte *New York* 1999 auch durch den auf dem Roman basierenden Film *Soylent Green* von Richard Fleischer aus dem Jahr 1973. Drehbuchautor Stanley R. Greenberg dramatisiert die Handlung allerdings wesentlich durch den Einfall, die Standardnahrung der New Yorker, Soylent Green, mit den Körpern verstorbener Menschen anzureichern. Im Roman ist Soylent – ohne „Green“ – allerdings eine Mischung aus Soybean und Lentil, also Soyabohne und Linsen.

Die Science Fiction bildet in schöner Regelmäßigkeit die Ängste der Menschen ab: Auf den Atomkrieg folgt die Überbevölkerung, und auf diese die Klimakatastrophe. Die Probleme der Überbevölkerung werden heute kaum mehr beachtet, weil sich dieses Phänomen hauptsächlich in Afrika abspielt, während man in Europa eher die Überalterung fürchtet und daher die Einwanderung von hunderten von Millionen Afrikanern befürwortet, denn dieser Kontinent bringt

in den 2020er Jahren einen jährlichen Bevölkerungüberschuss von knapp vierzig Millionen hervor. Das Thema, das Harry Harrison in *New York* 1999 anspricht, nämlich der steigende Verbrauch von Ressourcen durch Bevölkerungswachstum, ist trotz seiner geringen derzeitigen Beachtung jedoch immer noch aktuell.

**Leonardo
Sciascia
Todo
modo
oder das Spiel
um die Macht**



ein Ullstein Buch

Leonardo Sciascia [1921–1989]

***Todo modo oder das Spiel um die Macht*
(*Todo modo*, 1974)**

Ullstein 30 560 (TB 128 S./DM 4,80)

Frankfurt/M Berlin Wien 1979

**Aus dem Italienischen von Hansjörg
Hofer**

Genre: Krimi

Ich fuhr im Auto. Und dieses Verkehrsmittel, das ich sonst verabscheute und nur selten benutzte, war in dem Augenblick zu einem Bestandteil meiner Freiheit geworden, da ich mich entschlossen hatte, frei zu sein. Ich fuhr ziemlich langsam, und so war es nicht gefährlich, wenn meine Gedanken und Blicke abschweiften. Ich betrachtete ruhig die Landschaft, als mir an einer Wegbiegung das Schild auffiel. *Einsiedelei Zafer 3* stand da schwarz auf gelb.

Es war wie ein Köder, an dem sich meine Unruhe und Besorgnis festbissen. Ich hielt an und ließ den Wagen langsam rückwärts rollen, bis ich die gelb-schwarze Hinweistafel vor mir hatte. *Einsiedelei Zafer 3*. Das Wort *Einsiedelei*,

der Name Zafer, die Ziffer 3: Sie wirkten, wenn auch auf verschiedene Weise, un-
gemein suggestiv auf mich. Hinzu kam,
daß es drei waren, die Drei wiederholte
sich, und außerdem war ich genau seit
drei Tagen unterwegs. (Allerdings, ich
gebe es zu, leide ich an einer leichten
Dreifaltigkeitsneurose, von der ich nicht
weiß, wie sie entstanden ist.) (S. 8)

Der Icherzähler, ein finanziell unabhängi-
ger Maler, fährt mit dem Auto durch Sizi-
lien, als er auf einen Wegweiser mit der
Aufschrift „Einsiedelei Zafer 3“ stößt, der
ihn so fasziniert, dass er ihm sogleich folgt.

Am Ziel stößt der Erzähler auf ein un-
gewöhnlich hässliches, modernes Hotel, das
von Priestern betrieben wird.

„Was soll ich Ihnen schon erzählen?
Über den Skandal, das heißt darüber,
wie die Dinge von gewissen Zeitungen
und Politikern dargestellt worden sind,
weiß ich wenig. Der Skandal war eben
da, und basta! Hier stand eine Einsiede-
lei: eine zerfallene Klausen und eine bau-
fällige Kapelle. Vor drei Jahren hat Don

Gaetano dann mit dem Bau des Hotels begonnen... Der Staat schützt diese Landschaft, ich weiß, aber nachdem Don Gaetano den Staat schützt... Kurz und gut: das übliche Lied.“ Er lachte bissig, und es war nicht klar, ob dieses Lachen Don Gaetano galt oder dem Staat. (S. 11)

Er erfährt vom Rezeptionisten, ebenfalls ein Priester, dass sich hier bis vor drei Jahren tatsächlich eine Einsiedelei befand, benannt nach dem Heiligen Zafer, einem bekehrten Mohammedaner. Don Gaetano war es gegen große Widerstände gelungen, die Einsiedelei mit einem Hotel zu überbauen.

Der Erzähler würde hier gern übernachten, wird aber belehrt, dass das Hotel wegen turnusmäßiger Exerzitien ab übermorgen ausgebucht ist. Der Erzähler fragt nach.

„Und wie lange dauert ein Turnus?“

„Eine Woche.“

„Und wie viele Turnusse?“

„Im letzten Jahr waren es drei. Diesmal werden es vier sein.“

„Die Zahl der Gläubigen wächst.“

„Ja, gewiß“, sagte der Priester. Aber es klang, als zweifle er daran. Und vertraulich fügte er hinzu: „Aber der wichtigste Turnus ist jedenfalls der erste.“

„Warum?“

„Wegen der Leute, die daran teilnehmen.“ Er beugte sich vor und dämpfte seine Stimme: „Minister, Abgeordnete, Bankdirektoren, Industrielle... und auch drei Zeitungsverleger.“ (S. 13)

Die Mächtigen und Reichen des Landes treffen sich übermorgen unter der Obhut der Kirche, um über das Wohl des Landes zu beraten – oder ihr eigenes, mutmaßt der Leser. Jedenfalls gelingt es dem Erzähler, wenigstens bis zu Beginn der Exerzitien ein Zimmer zu bekommen.

Fünf Damen sind ebenfalls schon angekommen, jung, attraktiv und knapp bekleidet. Dem Leser schwant bereits, welche Art von Damen hier von der Kirche für das Wohl der Gläubigen engagiert wurden.

Todo modo ist eine auf den ersten Blick heitere, tatsächlich aber sehr bissige Satire auf die Absprachen der Mächtigen in Sizilien, die stets genau wissen, wie sie ihr ei-

genes Wohl mehrten können. Ein Krimi wird der Roman auch noch, denn es ereignen sich eine Reihe von Morden, an denen unser Erzähler nicht ganz unbeteiligt ist. Selbstverständlich ist die Polizei außerstande, die Taten aufzuklären.



Gabriella Wollenhaupt

Grappa

und die Venusfalle

Kriminalroman

|gr|a|f|it|

***Wollenhaupt, Gabriella: Grappa und die Venusfalle**

Gabriella Wollenhaupt [1952–]

Maria Grappa 27: Grappa und die Venusfalle

Grafit 487 (TB 218 S./€ 11,00)

Dortmund 2017

Genre: Krimi

Als Polizeireporterin stelle ich mir seit vielen Jahren die Frage, welcher gewalt-same Tod die wenigsten Schmerzen verursacht. Erhängen dauert lange, erwürgt zu werden muss grauenhaft sein und die Vorstellung, einen Schlag auf den Kopf zu bekommen, sodass die Hirnschale zertrümmert wird, treibt mir kalte Schauer in die Seele.

Das alles traf auf Marina Schrott nicht zu. Sie wurde aus dem Wasser des Phoenix-Sees gezogen und nach einer ersten Leichenschau wurde Tod durch Ertrinken festgestellt.

Es gibt viele Beschreibungen und Expertenmeinungen zum Ertrinkungstod.

Auch Schriftsteller haben sich mit dem Thema befasst.

Jack London zum Beispiel schilderte die Empfindungen eines Ertrinkenden so:

Der Druck auf seine Trommelfelle war eine Pein, und in seinem Kopfe summt es. Sein Wille brach und mit einem mächtigen explosiven Stoß entwich die Luft aus seiner Lunge, Dann kamen Qual und 'Würgen und ein furchtbares, erstickendes Gefühl. Die Hände begannen krampfhaft und schwach zu schlagen. Er schien matt in einer See von Traumgesichtern zu treiben. Farben und Glanz umgaben und badeten und durchdrangen ihn. In seinem Gehirn war plötzlich ein helles weißes Licht. Dann ein lang anhaltendes Dröhnen, und ihm schien, als falle er eine gewaltige und unendliche Treppe hinab. Und irgendwo an ihrem Fuß fiel er ins Dunkel. Und in dem Augenblick, da er es wusste, hörte er auf zu wissen. (S. 7)

Aus aktuellem Anlass macht sich Maria Grappa, Journalistin beim Bierstädter Tageblatt, Gedanken über die Empfindungen

von Menschen beim Erleiden gewaltsamer Todesarten.

Carsten Biber, Interims-Chefredakteur, stimmt seine Mitarbeiter bei einer Morgenbesprechung auf den kommenden Tag ein.

„[...] Wenden wir uns dem Tagesgeschäft zu“, redete er weiter. „Wie Sie bestimmt schon wissen: Es gibt eine Wasserleiche – und zwar nicht irgendeine. Marina Schrott, die Ikone der Mühseligen und Beladenen – um es mal biblisch auszudrücken.“

„Was? Diese Gutmensch-Schnepfe mit ihrer ewigen Sammelbüchse?“, schob sich unsere Redaktionssekretärin Stella in den Mittelpunkt. „Die trifft man doch bei jedem regionalen und überregionalen Anlass. Und immer hat sie ihre Tochter dabei.“

Simon Harras hatte auch etwas beizutragen: „Ist das nicht diese Schwachsinnige im Rolli? Die hab ich sogar schon im Stadion gesehen, immer Glucke Mama daneben, mit dem scharfen Blick in die Runde, ob auch jeder sieht, wie sie sich kümmert um das arme Ding.“

„Nun macht mal halblang“, mischte ich mich ein. „Die Frau ist tot, da wollen wir doch nicht mit Dreck werfen. Soweit ich weiß, hat sie für die Behinderter in Bierstadt eine Menge auf die Beine gestellt. Da durfte sie auch ein bisschen stolz sein. [...]“ (S. 9f)

Man hat Marina Schrott, Besitzerin von sage und schreibe fünfundzwanzig Hundesalons unter dem Firmennamen „Sexy Dream Dog-Company“, ertrunken aus dem Phoenix-See gezogen. Zurück bleibt ihre Tochter Venus, einundzwanzig Jahre alt, körperlich und geistig schwerbehindert. Die Mutter war bekannt dafür, sich persönlich Tag und Nacht um Venus zu kümmern und sie sogar zu öffentlichen Veranstaltungen mitzunehmen. Allerdings gibt es auch Stimmen, die Marina übertriebenes Geltungsbedürfnis und Zurschaustellung ihrer Tochter vorwerfen, was Grappa ganz furchtbar findet.

Natürlich wollen Grappa und der Tageblatt-Fotograph Wayne Pöppelbaum eine tolle Story aus dem Todesfall machen.

„[...] morgen gucken wir uns die Hundesalons der Toten an. Schau mal hier – ein Appetithäppchen bei Youtube.“

„Ach du Sch...“, machte Wayne und starrte auf den Film. Er zeigte einen weißen, frisch ondulierten Yorkshire-terrier mit rosa Schleifchen im Haar und einem mit Glitzersteinen besetzten Halsband, der sich auf Venus' Schoß niedergelassen hatte. Das Mädchen hatte Kniestrümpfe an, ihr Körper steckte in einem lilafarbenen formlosen Kleid und die unmoderne Brille mit dicken Gläsern saß schief auf ihrer Nase.

Aber sie lächelte – mit unübersehbaren Zahnlücken. Marina Schrott stand hinter dem Rollstuhl, hatte eine Hand auf der Schulter ihrer Tochter, mit der anderen kraulte sie das weiße Kopfhaar des Hundes.

„*Die Sexy Dream Dog-Company* macht auch aus deinem Hund einen Star“, sprach Marina Schrott in die Kamera. Ihre Worte waren mit einer schwülstigen Musik unterlegt worden. „Unsere Leistungen für Ihren Liebling: Schneiden, Scheren, Trimmen, Baden, Wa-

schen, Fönen, Ohrenreinigung, Krallenpflege, Augenpflege und Analdrüsenkontrolle.“

„Hoffentlich zeigen sie Letzteres nicht im Film“, meinte ich leicht verstört. (S. 15f)

Ein Youtube-Werbefilm über den örtlichen Hundesalon zeigt neben einem unglaublich aufgemotzten Yorkshireterrier auch das behinderte Mädchen, das einen extrem zurückgebliebenen Eindruck macht.

Gerade die Analdrüsenkontrolle, die auf der Angebotsliste des Hundesalons steht, hat es Grappa und Wayne angetan, wobei Letzterer der Ersteren den Beruf des Groomers nahelegt.

„Über tausend Euro kostet die Ausbildung und sie dauert nur drei Wochen. Das wäre vielleicht was für dich, Grappa, wenn Bärchen dich rausschmeißt.“

„Das ist eine Überlegung wert“, nickte ich. „Mein erster Kunde wäre dann Bärchen.“

„Über eine intensive Analdrüsenkontrolle freut der sich bestimmt“, grinste Wayne.

„Aber nicht, wenn ich sie mache“, sagte ich grimmig. „Außerdem finde ich solche homophoben Bemerkungen nicht in Ordnung“, schob ich hinterher.

„Sorry, heilige Grappa“, lachte er.
(S. 16)

Die Obduktion der Toten wirft alle bisherigen Vermutungen über die Todesursache – Unfall oder Selbstmord – über den Haufen, denn in der Lunge von Marina finden sich neben Wasser auch Hundehaare: Ganz offensichtlich wurde das Opfer im eigenen Hundewaschbecken ertränkt und erst nachträglich in den See geworfen.

Außerdem macht sich Grappa über den Umgang mit Behinderten in der Geschichte der Menschheit kundig.

Bei vielen Naturvölkern waren Kinder mit schweren Missbildungen meist gleich nach der Geburt getötet worden. Man bestrich die Brustwarzen der Mutter mit Gift, erwürgte oder ertränkte die

Neugeborenen, begrub sie bei lebendigem Leibe, verbrannte sie oder setzte sie in der Wildnis aus.

Im Mittelalter galten behinderte Neugeborene als vom Teufel besessen. Sie wurden abgestempelt als ausgewechselte, von satanischen Mächten untergeschobene Kinder, sogenannte Wechselbälger. Die Kirche empfahl, die Kleinen mit geweihten Ruten bis aufs Blut zu schlagen, sie verhungern zu lassen, auszusetzen oder anderswie zu töten.

Im Laufe der Jahrhunderte änderte sich die Haltung der Amtskirche langsam. Missgebildete Kinder konnten in Marmorschalen abgelegt werden, um in geistlichen Einrichtungen oder Pflegefamilien aufgezogen zu werden – wenn sie Glück hatten und nicht auf Jahrmärkten als Volksbelustigung ihr Schicksal fristen mussten.

Martin Luther allerdings empfahl noch im Jahre 1540 in einer seiner Tischreden, dass man diese Kinder ersäufen solle, da sie ein vom Satan in die Wiege gelegtes Stück seelenloses Fleisch seien – *massa carnis sine anima*.

So führte eine direkte Linie von Luther zum Euthanasieprogramm der Nationalsozialisten, die sich gern auf den Reformator beriefen. (S. 25f)

Nun muss Grappa ernsthaft recherchieren. Sie besorgt sich einen Leihhund und lässt diesen im örtlichen Salon groomen, wo Doreen Raupenstrauch, Marias erste Mitarbeiterin, den Laden weiterführt. Leider folgen aus dieser kühnen Tag wenig konkrete Ergebnisse.

Zu Grappas großem Glück führt die Veranstaltung „Masterplan Sicherheit in der Stadt“ Friedemann Kleist wieder für vierzehn Tage zurück nach Bierstadt. Über den Erfolg der Tagung äußert sich Kleist allerdings skeptisch.

„[...] Im Norden der Stadt beherrschen libanesishe und albanische Familienclans ganze Straßenzüge, der Rauschgifthandel liegt in türkischer und marokkanischer Hand und die Zwangsprostitution wird von russischen und bulgarischen Familien organisiert. Aber die Bekämpfung dieser Missstände darf

nichts kosten. Dieser Masterplan ist ein tot geborenes Kind!“ (S. 37)

Grappa forscht in Archiven und im Internet nach Auftritten von Marina & Venus. Dabei fällt ihr auf, dass die Mutter ihre behinderte Tochter etwas zu auffällig zur Schau stellt. Außerdem scheint sie Venus optisch so ungünstig herzurichten, wie es nur geht: Altmodische Kleidung, extreme Brille, schlechter Haarschnitt, lückenhafte Zähne – bei dem Geld, über das Marina verfügt, hätte sie ihrer Tochter leicht ein attraktiveres Äußeres verleihen können.

Im Zuge der Testamentseröffnung stellt sich heraus, dass Venus eine Zwillingsschwester namens Diana hat, die mit ihrem Vater Engelbert Schrott in den USA lebt. Diana glaubt fest, dass Venus lange nicht so behindert ist, wie es den Anschein hat, sondern dass ihre Mutter am Münchhausen-Stellvertreter-Syndrom gelitten hat.

„[...] Es gibt Mütter, die ihren Kindern Medikamente geben, die sie weder brauchen noch vertragen. Oder sie infizieren Wunden immer wieder mit

Schmutz und rufen so schwere Infektionen hervor. Durch übermäßige Jodgaben wird die Schilddrüse massiv geschädigt, was sich auf die Muskeln auswirkt. Der Rollstuhl ist die Folge. Die Mütter sind sehr erfinderisch beim Quälen ihrer Kinder.“ (S. 66)

Gabriella Wollenhaupt greift in *Grappa und die Venusfalle* ein brisantes Thema auf, nämlich Mütter, die aus Geltungsdrang ihre Kinder krank machen, um Aufmerksamkeit und Sympathie auf sich zu ziehen, was eine schwerwiegende psychische Krankheit darstellt. Daneben bringt die Autorin auch noch Kinderpornographie und, weniger gravierend aber doch auffällig, die Exzesse des Hundegroomings aufs Tapet.

Der Roman ist wie alle Werke von Gabriella Wollenhaupt vorzüglich erzählt, mitreißend und amüsant. Es folgt ein kleines Beispiel über die spannungsgeladene Atmosphäre in der Tageblatt-Redaktion, so sich Frau Dr. Margarete Wurbel-Simonis nach Umbenennung des Ressorts „Kultur“ in „Kulturelles Leben“ nicht mehr länger elitären Themen widmen darf.

„Frau Dr. Wurbel-Simonis, was haben wir denn aus dem Bereich *Kulturelles Leben* zu erwarten?“, fragte Biber.

„Der Bund für Naturschutz hat festgestellt, dass es immer weniger Fliegenpilze in unseren Wäldern gibt. Dazu findet heute eine Pressekonferenz statt.“

„Die Dinger kann man eh nicht essen“, machte sich Harras bemerkbar.

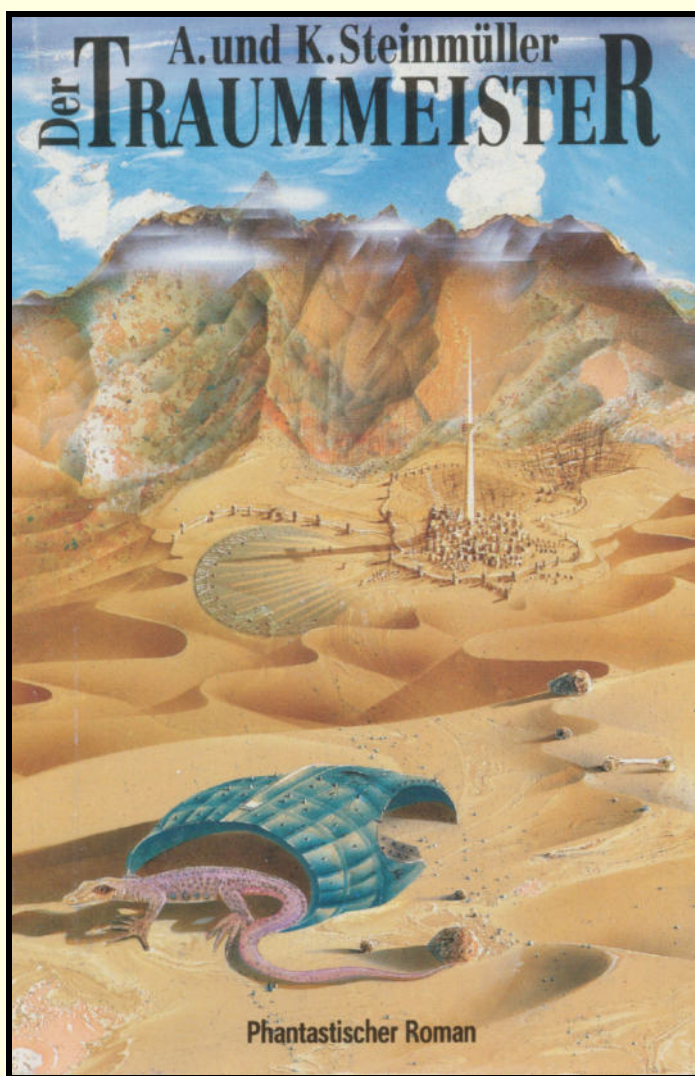
„Aber rauchen“, ergänzte ich.

„Warum sind die Fliegenpilze denn nun gefährdet?“, fragte Chefchen ernst.

„Weil langsam rauskommt, dass sie überhaupt nicht fliegen können“, hörte ich mich sagen.

„Dass du keinen dummen Spruch auslässt, Grappa, hätte ich mir denken können“, giftete Mäggi. „Es kann ja nicht jeder im Elend wühlen so wie du. Kannst du eigentlich noch an etwas Schönes denken?“

Aua. Das hörte sich nach einer Kriegserklärung an. (S. 66)



***Steinmüller, Angela & Karlheinz:
Traummeister**

**Angela und Karlheinz Steinmüller
[Angela Steinmüller, 1941–] [Karlheinz
Steinmüller, 1950–]**

Der Traummeister

Das Neue Berlin (336 S./DM xx)

Berlin 1990

Genre: Science Fiction

Die Luft flimmert über der Karr; was fern ist, verschwimmt. Bisweilen knarrt eine Zeltstange, die zerschlossene Plane knattert in einer Bö. Über umgestürzte Scherengitter weht grober Sand, und zwischen den Steinen rollen Helme. Nur eine Eidechse draußen im Sonnenglast teilt, die Flanken blähend, meine Einsamkeit. Öde und leer ist die Karr wie zu Anbeginn der Zeiten.

Hier, in der Wüste, wo die Jahrhunderte im Sand versickern, sind sie mir nah, die Großen Alten, unsere Vorfahren. Mir ist, als wären sie gestern erst in silbernen Schiffen aus dem Himmel herabgeglitten und als könnte ich dabei-

sein: Sie pflügen die roten Ebenen, und sie setzen die ersten Bäume, sie säen Gräser und Kräuter, und sie entlassen Käfer und Würmer und alles Kleingetier ins grünende Rund. Den Wolken weisen sie den Weg, sie graben den Flüssen das Bett, und sie füllen die Senke des Nordmeeres mit Wasser und glitzernden Fischen, ihren Händen entsteigen trällernd die Vögel. Damals, im Kristallinen Zeitalter, war die Welt jung, brodelnd von Kräften, wachsend und wandelbar.

Ich habe den Klappstisch an den Eingang des Zeltcs gerückt. So habe ich sie immer vor Augen: Miscara, meine Stadt, deren Tore mir verschlossen sind. Gleicht sie, keinen Tagesmarsch weit, am Fußc der Drachenberge, nicht einer Luftspiegelung, einer jener lockenden Oasen, die sich auflösen, willst du in ihren Schatten treten? (S. 5)

Teil 1: Der Lichte Morgen.

Wir wissen nicht, wer hier spricht, aber offenbar ist der Erzähler aus der Stadt Miscara, die in einer großen Wüste liegt, ausgestoßen worden. Aber wir erfahren, dass

vor langer Zeit die Großen Alten mit Sternenschiffen auf diesem Planeten gelandet sind und ihn mit ihrer Technik bewohnbar gemacht haben.

Der Schauplatz wechselt, und wir befinden uns innerhalb von Miscara, die gerade von einem Torl, einem schweren Sandsturm, geplagt wird. Es ist offensichtlich, dass die hiesige Zivilisation bei weitem nicht mehr den technischen Stand der Großen Alten hat.

Überraschenderweise hat der Vater Erast für seine Tochter Glauke eine freudige Nachricht.

„Ist einer gekommen, der kann träumen, Glauke, TRÄUMEN! Drei Nächte haben wir – der Rat – ihn ausspähen lassen. Jetzt muß er in den Turm. Es beginnt sich schon rumzusprechen ...“

Er verschnaufte. „Soll mir nur recht sein. Obzwar – er ist ein Fremder. Aber traue mir, er hat die Gabe: ein Traummeister.“ (S. 8)

Über viele Jahrhunderte haben Traummeister die Miscarier mit wundervollen Bildge-

spinsten versorgt, bis sie schließlich ihre tägliche Arbeit vernachlässigt haben. Daraufhin gab vor fünfundzwanzig Jahren Nerv, der letzte Traummeister, freiwillig sein Amt auf. Das Träumen endete vollständig, denn die Miscarier hatten es verlernt, sich ohne Hilfe dem Traum hinzugeben. Nur der Turm der Traummeister steht noch.

Glauke würde für ihr Leben gern träumen, aber das wagt sie weder ihrem Vater, einem Patrizier, noch ihrer Stiefmutter Menthe zu erzählen; nur ihren Ziehbruder Turio, Menthes Sohn,, gesteht sie ihre heimliche Sehnsucht. Aber sie kämpft gegen dieses irrationale Verlangen an, denn es ist sehr unpassend für eine Frau, die später den Platz einer Ratsherrin einnehmen soll.

Glauke ist Sayat Sigmarq, einem bedeutenden Heerführer, versprochen, und daher wundert sie sich, dass ihr Vater sie plötzlich einem dubiosen Menschen, der vorgibt, ein Traummeister zu sein, zur Frau gegeben will. Aber sie erklärt im Scherz ihr Einverständnis – für den Fall, dass der Fremde tatsächlich ein echter Traummeister ist.

Sycoraq, Glaukes Lehrer, hält sehr wenig vom Träumen und umso mehr von der Technik.

„Alles Leben besteht aus Maschinerie“, hatte mich Sycoraq, seinen Bart zwirbelnd, gelehrt, „und wer nichts von Maschinen versteht, versteht nichts vom Leben. Wozu braucht es da Träume, die weder Hebel sind noch Achse, bestenfalls Hemmung? Zu Recht hat Nerev keinen Nachfolger in die Geheimnisse des Turmes eingeweiht, zu Recht hat der Rat nach seinem Tod aller Welt verkündet: Die Traumzeit ist vergangen, Miscara ist erwacht und widmet sich nun samt und sonders dem schaffenden Leben! Fleiß und Industrie, die bringen uns voran!“ (S. 14)

In der ganzen Stadt hat sich das Gerücht von einem neuen Traummeister schon verbreitet. Obwohl Nerev, der letzte Traummeister, aus gutem Grund dieses Amt für immer beendet hat, finden einige Ratsherren, darunter auch das Ratsoberhaupt Ardeht, dass jetzt ein neuer Traummeister an-

gebracht wäre, um den allzu ambitionierten Sigmarq einzuhegen.

Und ohne große Umstände ist der abgerissene Fremde neu eingekleidet und wird in sein Amt geführt.

Auf Ardelts Geheiß klopfte ein Stadtsoldat mit dem Schaft der Hellebarde gegen die unscheinbare Tür des Turmes. Augenblicks öffnete sich ein Guckloch. Würdeschwer sprach Ardelts die kantige Formel: „Wächter des Turmes, ein Meister ward gekürt. Gewährt ihm Euren Dienst.“ (S. 19)

Leider will der greise und vielleicht schon etwas senile Wächter des Turms das Tor nicht öffnen, wenn man ihm nicht das Siegel des Rates zeigt.

Ich nutzte die Unaufmerksamkeit des Soldaten vor mir, schlüpfte unter der Hellebarde hindurch. „Ihr müßt selbst mit Khalib reden“, rief ich dem Fremden zu. „Falls Ihr wirklich das Zeug zum Traummeister habt, öffnet er Euch! – Los! Worauf wartet Ihr!“

Der Fremde legte den Zeigefinger an die Wange, eine Geste, unbekannt in Miscara, die ich als verschwörerische Botschaft verstand und erwiderte. Ich wußte plötzlich, nichts würde so bleiben, wie es gewesen war.

Ein Soldat packte mich hart an der Schulter und schubste mich neben Turio. Einen Augenblick nur hatte ich nicht hingeschaut doch da war es bereits geschehen, der Turm hatte den Traummeister verschluckt. (S. 20f)

Man ruft schon nach einem Rammbock, als der Fremde mit einer kleinen Geste den Wächter Khalib zum Öffnen des Tores bewegt und sich damit als Traummeister legitimiert.

In der folgenden Nacht kann Glauke nicht schlafen und ermahnt sich, das Fenster zu schließen, bevor wieder der Torl losbricht.

Klar und heiter strömte das Licht herein. Eine Scheibe wie blankes Metall leuchtete vom Himmel; verzaubert und zeitlos lag um mich die nächtliche Wüs-

te, bleich und fahl und still. Fern floß milchiger Glanz über die Burgen und Türme der Stadt, über die leeren Treppen und Plätze; Drachentöter sah ich mit gläsernen Helmen und hinter dem Fenster des Stadthauses schattenhaft die Großen Alten.

„Geh nach Miscara“, sprach eine Stimme zu mir herab. Sie war sanft, und eine tiefe Wehmut erfüllte mich.

Ich folgte einer nächtlichen Karawane, die lautlos und gemach durch ein Stadttor zog. Drinnen aber trübte sich der Silberglanz, wurde grau und matt, und die Saat des Tori bedeckte wie ein Leichentuch Häuser und Menschen. Gesichter trieben an mir vorüber, so verschlossen wie die Tore der Hängenden Gärten und rauh wie Gemäuer, von dem der Putz bröckelt. Ratsboten dienerten mit schmeichlerisch verzerrter Fratze, ein graues Volk strudelte mir entgegen, sie hatten die Kapuzen tief in die Stirn gedrückt und die Strickkragen bis über die Nase gezogen, so daß nur ein schmaler Schlitz für die Augen blieb. Ich

wollte fliehen, doch die Stimme mahn-
te: „Geh nach Mis-cara.“

Ich zwinkerte, die Silberscheibe, die
weder unserem Langsamen Mond noch
den beiden Schnellen Monden glich,
war verschwunden, die Finsternis kau-
erte als ein schwarzer Riese in meiner
Kammer, ihr kalter Atem schlug mir in
Gesicht, und ich rief in meiner Verwir-
rung wie die abergläubischen Mägde
der Niederstadt nach Arysa, der Räche-
rin der Frauen. Aber sie war ja selbst
nur ein Geschöpf der Nacht, sie, die
Lauerin in den Nischen, wie konnte sie
mir beistehen? (S. 24f)

Glauke, die noch nie in ihrem Leben träu-
men konnte, weiß nicht, wie ihr geschieht,
als sie in der Nacht ungewöhnliche Visio-
nen hat.

Am nächsten Morgen ist die ganze Stadt
in Aufregung, denn Jeder hat das gleiche
geträumt. Weil man sich gegenseitig unbe-
dingt den Traum erzählen muss, geraten al-
le Arbeiten in Verzug.

Glauke macht sich, geschminkt und aus-
staffiert, auf den Weg zum Traummeister,

um diesen auf Geheiß ihres Vaters zu betören. Turio ist empört darüber, das sich seine Ziehschwester zur Metze macht – offenbar ist hier ein gutes Stück Eifersucht im Spiel. Vorsichtshalber begleitet er Glauke.

Zur Überraschung Beider wurde der Fremde schon mit Geschenken überhäuft, begleitet von Briefen mit Traumwünschen, und würde der Wächter die heiratswilligen jungen Frauen nicht abweisen, wäre der Turm schon überfüllt. Nur Glauke ist dank eines Briefes mit dem Siegel des Rates der Eintritt gelungen.

Der Traummeister führt Glauke vor Augen, wie arm und freudlos die Menschen von Miscara wirken. Das sei die Not, antwortet Glauke. Doch die Stadt ist reich, entgegnet der Traummeister: Aber das Geld wird für Kriege und Landerwerb ausgegeben, nicht für das Wohl der Menschen.

Der Fremde fragt nach den Gründen, warum die Miscarier einen Traummeister brauchen.

„[...] Weshalb überhaupt seid ihr auf einen Traummeister angewiesen? Wes-

halb träumt nicht ein jeder wie üblich für sich?“

„Wir träumen nicht von selbst“, erklärte Turio, während er Leberwurst aus einer Pelle kratzte, „weil wir es verlernt haben. Unsere Vorfahren haben uns das eingebracht: Sie krochen ins Bett und ließen sich vom Traummeister etwas vorgaukeln. Das war bequemer, als selbst zu träumen. – Jetzt zahlen wir die Strafe dafür.“ Er lachte kurz. „Für mich gibt es freilich Wichtigeres als nächtlichen Zeitvertreib: alle Tage volle Teller.“

„Von Strafe reden höchstens die alten Waschweiber in der Niederstadt“, stellte ich richtig. Es tat mir wohl, mich für Turios Unverschämtheit rächen zu können. „Traumlosigkeit bedeutet Fortschritt. Weg von dumpfen Gefühlen, die wie saure Luft vom Magen her aufsteigen, weg von niederen Trieben und verschwommenen Gedanken, hin zum Licht der Vernunft, zum wirklichen Menschtum. Ein weiterer Schritt die Leiter hinauf zu den Großen Alten.“ (S. 39f)

Glauke betet die Floskeln gegen das Träumen herunter, die sie in der Schule gelernt hat, was der Fremde sofort zurückweist. Wenn dem so wäre, wieso würde der Rat das Träumen wieder einführen? Turio weiß die Antwort: um die Menschen gegen den Thrak und sein verdorbenes Grunelisches Reich aufzustacheln.

Der Fremde behauptet, ein Uhrenheiler aus Thruma zu sein, was aber Glauke für wenig glaubwürdig hält.

Turio führt weiter aus, was der Rat vom Traummeister erwartet, nämlich Träume nach Maßgabe.

Turio trank einen tüchtigen Schluck Schwarzbier. „Vergiß den Rat nicht.“ Zu meinem Erschrecken duzte er den Traummeister plötzlich. „Miscara ist eine ordnungsgemäß eingerichtete Stadt. Da kannst du nicht einfach daherspazieren, dich im Turm einnisten und drauflosträumen. Der Rat bestimmt. Träume sind Stadteigentum. Eh du dich versiehst bist du verdorben. Die stopfen dir den Mund mit süßen Früchten, verkleben dir die Augen mit Küssen. Falls du

trotzdem nicht spurst ... Und wenn ich tausendmal träumen könnte, mich bekämen sie nicht in den Turm. Pack deinen Wandersack – ich zeig dir die Schleichwege.“ (S. 41)

Kilean will zwar sein neues Amt behalten, aber es so nutzen, wie er es für richtig hält – und plötzlich sind er und Turio die besten Freunde, so dass sich Glauke fast ausgeschossen fühlt. Doch der Traummeister hat eine Aufgabe für sie: Sie soll sein Bote zum Rat sein.

Glaukes Vater wiederum glaubt, dass ein Traummeister zahlende Reisende anlocken und die Geschäfte beleben wird. Und tatsächlich, nach den Träumen der nächsten Nacht setzt in Miscara eine ungewohnte Geschäftigkeit ein. Bei einem Gang durch die Stadt wird Kilean von begeisterten Bürgern umjubelt, die ihn alle um neue, wundervolle Träume bitten. Ein Händler will sogar einen Traum für Geld bestellen, was Kilean strikt ablehnt. Welche Träume er schicke, das müsse man schon ihm überlassen. Unzufriedene wollen Kilean ans Leben, aber die Bürger verteidigen ihn energisch.

Einige Wochen vergehen, in denen sich Miscara an die neuen Umstände gewöhnt. Einer ist jedoch sehr unzufrieden, nämlich der Soldatenführer Sigmarq, der nach der Macht greifen will.

„Ardelt und seine Gefolgsleute haben einen Traummeister gekürt. Sie wollen meinen Einfluß untergraben, denn sie fürchten, daß ich sie wie verrotteten Unrat beiseite fege. Mit Recht. Was soll das Geschwätz der vielen, wenn ein Kopf genügt. Ardelt hat seinen Zug im großen Drachenspiel der Stadt getan, seinen Knappen vorgeschickt. Er glaubt, er hätte mich mit ihm aus dem Feld geschlagen. Er irrt. Sie haben mir den Kampf angeboten, sie sollen ihn haben. Zu hoffen, Erz und Schell und Feldschlangen mit ein paar Träumen zu bezwingen! Armes Miscara, daß solche Zwerge dich leiten!“ (S. 63)

Sigmarq weiß, dass das Ratsoberhaupt Ardelt den Traummeister bestellt hat, um die Machtergreifung durch den Heerführer zu verhindern. Doch dieser ist sich sicher, dass

die Macht aus den Läufen der Gewehre und nicht aus den Träumen kommt.

Glauke soll als Nachkommin Nyas in den Rat berufen werden. Dort tobt ein heftiger Streit über den Traummeister.

Ardelt erteilte als erstem Jaur das Wort. Der wetterte gegen die „nächtlichen Gehirnumdüsterungen“. Pech würde zum Schmieren von Türangeln vergeudet und Farbe für Mauern und Schilder. Ziegel, Mörtel, Holz, sogar Schmiedeeisen würde ohne Not für sogenannte Verschönerungen verschleudert, Möbelverzierer und Zuckerbäcker wollten Gewölbe eröffnen. Er hätte sogar einen Bengel ertappt, der das Unkraut in den Mauerfugen rot anstrich! „Mit den Träumen begibt sich Miscara auf den gefährlichen Irrweg grunelischer Üppigkeit und grunelischer Verweichlichung! Denn Träumen weckt Gelüste.“ Sein Gesicht verzog sich zu einer angewiderten Grimasse. (S. 67)

Jaur bemängelt, dass die Menschen ihre Arbeitskraft für die Verschönerung der Stadt

vergeudeten. Außerdem befürchten er und seine Gesinnungsgenossen, dass die Arbeiter keine betäubenden Schellblätter mehr kauen, sondern höheren Lohn, kürzeren Werktag und mehr Traumzeit fordern werden.

Glaukes Vater hält dagegen, dass die Träume den Arbeitswillen der Menschen förderten. Sreban argumentiert sogar, dass sich mit Träumen der Kampfesmut der Truppen steigern lasse. Sigmarq wiederum bezeichnet Kilean als grunelischen Spion und Aufrührer.

Ich flatterte vor Aufregung, als ich mich erhob. „Kilean aus Thruma“, sagte ich, „ist ein einfacher Mensch, er war nie jemandes Herr noch jemandes Knecht.“ Es fiel mir immer schwerer, mich zu sammeln. „Er wird uns verstehen, denn das ganze Leben ist Maschinerie, und als Uhrenheiler kennt er sich mit Mechanismen aus, nein, nicht nur mit Mechanismen, er hat die Welt gesehen, und ich glaube, nein, ich weiß, daß er ein wahrer Traummeister ist. Er hat die

Kraft, die Tore der Mittal aufzustoßen.“
(S. 72)

Glauke als neugekürte Ratsherrin verteidigt Kilean und behauptet, er habe die Kraft, die Tore der Mittal aufzustoßen, was eine große Aufregung hervorruft. Was die Mittal ist, wird nicht erläutert, weil es Jedem bekannt ist, aber es scheint mit der Zeit der Großen Alten in Verbindung zu stehen.

Ratsoberhaupt Ardelt beruhigt die Versammlung schließlich mit der Verkündigung, dass er jederzeit mit dem Siegel der Drei Meister die Kraft des Traumturmes versiegeln lassen könne.

„Ihr Spatzenhirne glaubt vielleicht, daß ich nach einem Traummeister forschte“, fuhr Ardelt fort, „weil ich in meiner Kindheit geträumt habe und mich nun zurücksehne. Ich werde alt, sagt ihr, aber ihr wurdet alt geboren! Alt – und blind wie die Maulwürfe! Denn das Wichtigste seht ihr nicht: Es knirscht im Räderwerk der Stadt, und das Schwungrad stockt. Wir reden von Fleiß und Industrie, doch das sind leere Worte. In

Amtsstuben und Werkhallen genügt jeder Miscarier seiner Pflicht – gemäß den Buchstaben der Ordnung seines Gewerkes. Keiner tut einen Handschlag darüber hinaus. Ihr erschmelzt viel Blaues Metall, Bruder Sigmarq, aber die Hälfte geht verloren, bevor das fertige Halbzeug oder die blanke Waffe Eure Stollen verläßt. Die Zünfte wursteln vor sich hin und fürchten – hört Ihr, Bruder Hettert! – jede Neuerung. Selbst in den Nerevschen Werkhallen, die Ihr verwaltet, herrscht der Schlendrian.“ (S. 74)

Ardelt hält eine Ansprache des Inhalts, dass er den Traummeister nicht des bloßen Träumens wegen bestallt habe, sondern um dem Schlendrian in Miscara ein Ende zu bereiten. Wenn sich das nicht ändere, werde man wirtschaftlich und militärisch weit hinter Grunelien zurückfallen.

Doratra entfaltete ein Papier. „Erstens: Der Rat beruft Kilean aus Thruma zum Traummeister. Zweitens: Kilean aus Thruma träumt nach einem vom Rat zu bestätigenden Traumplan.“ Sie hob den

Kopf. „Wir werden ihn noch heute ausarbeiten. Drittens: Glauke Arnya wird dafür Sorge tragen, daß Kilean aus Thruma den obengenannten Traumplan buchstaben- und sinngetreu verwirklicht.“ (S. 75)

Kilean soll verpflichtet werden, einen vom Rat erstellen Traumplan einzuhalten – und Glauke soll ihn den Traummeister beaufsichtigen.

„Unter Ransun hat Miscara die Noma-den geschlagen“, schloß Ardelt, „unter Nerev hat die Stadt den Grundstein für Wohlstand und Ansehen gelegt und, so wahr ich Ratsherr bin, unter Kilean aus Thruma wird Miscara mächtig sein über alle Länder der Welt. Denn Träumen ist Macht.“ (S. 76)

Ardelt hat den Rat überzeugt, dass das Träumen ein machtvolles Instrument zur Lenkung der Bürger darstellt. Nur Sigmarq warnt vor Dekadenz und Chaos.

Glauke sucht den Traummeister auf und berichtet ihm von seiner Berufung. Dieser

ahnt sofort die Absichten des Rates, was Glauke auch eingesteht. Aber der Traummeister ist zuversichtlich, die Oberhand zu behalten.

Glauke wirft einen Blick in ein Buch, das der Traummeisters in der umfangreichen Bibliothek des Turms gefunden hat.

Selektive Suszeptibilität bei multidirektionaler Traumemission

Relative Persistenz von Affekt-Residuen über das Erwachen

Idiosynkrasie-Transfer und Psychotherapie für Starkträumer

Grenzen pansexueller und komplex-orientierter Traumstrukturanalyse

Typen endogener Traumsymbole im Referenzkulturmodell (S. 79f)

Offenbar ist Kilean nicht zufällig Traummeister geworden, sondern hat dieses Fach ausgiebig an der Imperialen Universität zu Rengor studiert. Wissen ist Macht, verkündet Kilean, und das Wissen offenbare sich über die Sprache der Großen Alten. Doch diese selbst seien untergegangen unter

dem heillosen Ballast ihres Wissens, das jeden Bezug zur Realität verloren habe.

„Und du hast keine Angst, des Nachts mit mir allein im Turm zu sein?“

Ich blinzelte ihm zu. „Du kannst den Wagen nicht erproben, es sei denn, du setzt ihn in Fahrt.“

„Und wenn die Träume meinen schwarzen Doppelgänger befreien?“

„Dein Drachen-Ich? Dein Saddraq?“ Ich warf den Kopf zurück. „Mit dem jagst du mir keine Furcht ein.“ Ein wenig unheimlich war mir aber doch bei meiner Kühnheit.

„Nein?“ Er zog mich an sich, küßte mich. Ich sträubte mich, dann aber überflutete mich das Glück. Ich hatte ihn für mich gewonnen, den Uhrenheiler oder was immer er war. (S. 83)

Glauke und Kilean sind ein Liebespaar geworden.

Glauke glaubt nicht an ein inneres Drachen-Ich; Miscarier hätten so etwas nicht. Aber Kilean prophezeit ihr, es in ihr zu wecken.

Glauke stöbert weiter in den Büchern, unter denen sich auch Geschichtswerke befinden, die die sechshundert Jahre der Existenz der Stadt Miscara beschreiben. Für Kilean wäre es wichtig, Nerevs Traumbuch zu finden, um herauszufinden, weshalb dieser das Träumen aufgab.

Unterdessen hat der Rat Richtlinien für korrektes Träumen ausgearbeitet.

Während ich im Turm gewesen war, hatten sie eine Richtschnur für lotrechtes Träumen ausgebrütet, ein Papier, aus fünf aneinandergehefteten Blättern bestehend, das säuberlich in einen Vorspruch und mehrere Abschnitte unterteilt war.

„Sorgenschwer ist der Tag“, begann es, „drum sei heiter der Traum.“ AH-tagsnöte dürften ihn nicht belasten. Allgemein sei Fremdländisches, Köpfisches, Schwieriges ungeeignet für die Erbauung im Schlaf, gleichwohl dürften die wichtigen Belange der Stadt nicht ausgespart werden, denn der Traum bilde keinen Freiraum außerhalb jeder Verpflichtung, sondern sei als ein ge-

treuer Spiegel des Tages und Quell neuer Kraft für den Morgen einzusetzen. Zerrbilder des Wirklichen, Fratzen von altfrüher, mittalische Ungeheuerlichkeiten hätten im nach-nerevschen Miscara keinen Platz, das Träume so klar und einsichtig und zukunftsweisend wie Ratsbeschlüsse brauche. Ein rechter Traummeister solle folglich stets das Mustergültige suchen und das Absonderliche, die Randerscheinung meiden, auch solle er das Aufnahmevermögen der Beträumten nicht überfordern, sie nicht durch Unheimliches beunruhigen und sich vorzugsweise auf einen Ort, einen Zeitabschnitt und ein Geschehen beschränken. Also sei zu träumen: geschmackvoll und höchstem Anspruch genügend gemäß den besten miscarischen Grundsätzen und ohne das Selbstgefühl ehrsamers Miscarier zu verletzen. Die Ausgestaltung der Träume mit Sinn und Bildern bliebe dagegen Aufgabe jedes einzelnen Tages, jeder Nacht. (S. 87f)

Träume dürfen die Bürger nicht belasten, sondern müssen sie erheben; insbesondere sollen sie geschmackvoll sein.

Doratra lässt dem Schreiber der Beschreibung von drei vorbildlichen Träumen vorlesen, die das Volk der Niederstadt unterhalten, den Werkfleiß heben und den Mut der Verteidiger stärken sollen. Glauke hegt insgeheim Zweifel, dass Kilean sich so leicht beeinflussen lasse; Doratra ahnt das wohl und gibt Glauke eine Tinktur, die nach ihren Worten jeden Mann gefügig macht.

Kileans erster Traum scheint die Erwartungen des Rats bei den Bürgern zu erfüllen; nur er selbst hat angstvoll vom Saddraq, seinem dunklen Doppelgänger, geträumt. Doch dann bekommen seine Träume eine düstere Seite, zeigen die negativen Seiten der Stadt und beunruhigen nicht nur den Rat, sondern auch die Bürger.

Glauke muss sich die Kritik des Rates anhören, und in der Nacht versucht sie, Kilean schöne Träume einzuflüstern, die sich jedoch stets in ihr Gegenteil verkehren. Doch ihr Ziehbruder Turio stachelt Kilean noch an, in den Träumen die unschöne Wahrheit zu offenbaren.

Turio prophezeit eine folgenreiche Konfrontation zwischen dem Rat und dem Traummeister.

„Du kannst nicht zugleich auf zwei Kamelen sitzen, Glauke. Und die Stadt trägt nicht gleichzeitig zwei Reiter, den Rat und den Traummeister. Einer muß fallen.“ (S. 111)

Kilean gelingt ein erster Erfolg: Er verleitet die Arbeiter, die süchtig machenden Schellpflanzen zu vernichten und stattdessen Obst und Gemüse anzubauen. Nach etlichem Verdruss akzeptiert der Rat die neue Situation.

Glaukes Vater verleitet seine Tochter, dem Traummeister gegen dessen Willen durch die Stadt zu führen. Überraschenderweise gewinnt Kilean durch die Gang an der frischen Luft und die Begegnung mit Arbeitern eine neue Sicht auf das Leben, das eben nicht nur aus Studium und Träumen besteht. Es gelingt dem Rat sogar, ihm ein Pferd aufzudrängen.

Glauke wird in der Nacht von Männern Jours überfallen. Dieser will sie zwingen, Ki-

lean im rechten Sinn zu beeinflussen; doch dank des Auftauchens einer betrunkenen Schar von Arbeitern gelingt Glauke die Flucht. Damit sie nicht mehr auf die Straße muß, zieht sie aus dem Vaterhaus in den Turm.

Kilean besucht die Erzhütten, wo das wertvolle blaue Metall gewonnen wird. In seiner Abwesenheit zeigt der Wächter Khalib Glauke eine Metalltafel, die, wenn man über ihren Rahmen streichelt, Bilder aus der Zeit der Großen Alten zeigt. Glauke weist nicht nur eine unglaubliche Ähnlichkeit mit ihrer Vorfahrin Nya auf, sondern fühlt sich auch innerlich mit ihr identisch.

In Glauke erwacht der starke Wunsch, eingeständig träumen zu können.

Teil 2: Traumeszucht.

Kilean kehrt zurück von den Erzhütten und lässt die Stadt einen furchterregenden Traum erfahren – er ist offenbar noch nicht erfahren genug in der Traumkontrolle.

Aber ein Buch mit dem Titel „SAMADHI – Traumeszucht, oder: Die Kunst, dem Unwirklichen feste Formen zu verleihen.“ bringt ihn auf den richtigen Weg.

„Dieses Buch macht mich zum Meister! Sollen sie versuchen, mich zu bestechen, sollen sie versuchen, mich zu erpressen! Ich werde an den Tag träumen, was an unverwirklichten Möglichkeiten in uns – in dieser Stadt – steckt. Jahre Lehrzeit habe ich nicht, ein paar Wochen ungestörten Lesens und Übens nur wünsche ich mir, ein paar Tage – zieh dein hübschestes Kleid an, Glauke, und begleite mich. Ich darf den Rat nicht vergrämen. Noch nicht.“ (S. 153)

Kilean wird zu einem Gastmahl bei Glaukes Vater, zu dem auch die Räte erscheinen, eingeladen. Bei einigen Räten ist die Begeisterung über Kileans Träume sehr groß, aber andere Räte um Sycoraq halten das Träumen an sich für verderblich. Kilean entgegnet mit einer alten Geschichte.

„Kennt ihr die Folter, die vor Jahrhunderten die Fürsten der Kellm-Oasen erfanden? Sie ließen den Gefangenen wecken, wann immer die Augäpfel ihm zuckten. Nach wenigen Nächten schon war er ein willenloses, zitterndes Bün-

del Mensch, sein Leib verfiel, der Geist verwirrte sich, daß er im hellen Sonnenschein die ausgesperrten Schemen der Nacht erblickte. Brach man die Tortur nicht ab, war er dem Tode geweiht.“

„Schlafentzug“, schrillte Sycoraq dazwischen, „so wirkt Schlafentzug.“

„Ihr habt Euch selbst gefoltert all die Jahre. So wie Ihr die Augen vor dem Tori verschließt, habt Ihr die Träume, die Euch hätten beunruhigen können, ausgesperrt. Aber wie Ihr Euch dreht und wendet, im Traum kehrt die Wahrheit zu Euch zurück, die Ihr am Tag von Euch stoßt.“ (S. 160)

In einer der folgenden Nächte träumt Glauke von den Großen Alten.

Da versammelten sich die Großen Alten auf den Rängen, reglos und unnahbar, und ich strauchelte ins Rund, und der eisige Wind, der aus ihren Gesichtern wehte, blies mir die Kleider vom Leib, daß sie meine Blöße sahen.

„Wo ist das kostbare Gut, das wir dir anvertraut haben?“ forderten sie. „Wo-

hin hast du verschleudert, was wir dir vererbten? Zeig uns, was übriggeblieben ist!“

„Welches Gut?“ fragte ich, und indem ich fragte, wurde mir mein Versagen bewußt: Sie hatten mir die Stadt anvertraut, und ich hatte nicht achtgegeben, und die Stadt war verkommen.

„Du hast unseren Damm zerstört und dem Tori die Tore geöffnet.“

„Du hast Schell in den Hängenden Gärten gepflanzt und den Markt Schachern und Feilschern überantwortet.“

„Du hast das Wasser der Bäder in Bleichlauge verwandelt und die Menschen dem Durst preisgegeben.“

„Du hast die Stadt in obere und niedere Viertel zerhackt und Feindschaft unter ihre Bewohner gesät.“ (S. 166)

Und sie sprechen weiter.

„Du hast deine Macht auf Geheimnisse gegründet, und unsere Bücher sind verdorrt und unsere Maschinen verrostet.“

„Du hast den Ursprung des Toris verschwiegen, und die Lüge, er sei die Ra-

che der Drachen, hat sich in den Köpfen eingenistet.“

„Du hast die dunklen Seiten aus dem Buch der Geschichte getilgt und die Opfer deiner Grausamkeit in die Mittal verbannt“

„Du hast die Wahrheit über die Träume verfälscht und sie nach deinen Zwecken zurechtgestutzt.“ (S. 167)

Sie fahren abermals fort.

„Du hast deine Geschwister von den Plätzen der Ratsversammlung verjagt und die gemeinsame Abstammung verleugnet.“

„Du hast sie mit dem Recht des Stärkeren zu stummen Arbeitstieren gemacht.“

„Du hast sie dem Drachen zum Fraß vorgeworfen um deines kleinlichen Vorteils willen.“

„Du hast deinen Sinn verhärtet, wenn sie deine Hilfe brauchten.“

„Du hast jedes Unrecht demütig erduldet und die Hand, die dich schlug, noch geküßt.“

„Du hast deinen Leib feilgeboten und
deine Haut zu Markte getragen.“
(S. 168)

Die Großen Alten sind empört über die un-
selige Entwicklung, die die Stadt genom-
men hat. Sie irren sich zwar, indem sie
Glauke persönlich verantwortlich machen,
aber in der Sache haben sie recht.

Der Rat ist empört darüber, dass Kilean
den Traumplan nicht befolgt und lässt den
Turm belagern, aber ohne Erfolg.

Teil 3: Stadt aus Glas, Stadt aus Stein.

Die Sturmzeit bricht an, während zur
gleichen Zeit Kilean wilde Träume sendet.
Nachdem der Torl erstorben ist, erkennt
man die Stadt kaum wieder.

Soweit ich Auskunft geben konnte, be-
richtete ich. Die Stadt war ohne Rat:
Hettert tot, Kroban Thruq geflohen,
mein Vater bettlägrig. Ardelt traumes-
süchtig, Doratra in der Frauenburg, Sre-
ban verschwunden, vielleicht zu Sig-
marq übergelaufen. Wenn uns eine Ge-
fahr drohte, dann braute sie sich vor
den Mauern der Stadt zusammen; Ki-

lean mußte nicht einmal durch das Perspektiv schauen, um sich von Sigmarqs Machtgewinn zu überzeugen. (S. 206f)

Kilean ernennt Turio zum Hauptmann der Stadtsoldaten und fasst Pläne, die Stadt menschenwürdig und gerecht umzugestalten.

Doch der Rausch der Macht erfasst den Traummeister, so dass es zu großen Konflikten mit Glauke und Turio kommt.

„Jetzt wirst du mir zuhören, Patriziertochter. Für mich ist deine Stadt längst aus Glas. Mein Auge dringt durch jede Hausburg, nicht das geringste Sandkorn bleibt vor mir verborgen. Ich kenne deine Miscarier, sie sind zu drei Vierteln meine Geschöpfe. Wie sollten sie mehr wissen als ich? Laß ich die Zügel schießen, versinkt deine Stadt in Chaos. Es führt keine bequeme Planwagenstraße in ein Kristallenes Zeitalter. Nerevs Wort gilt: Fleiß und Industrie, Forschen und Finden auf viele Menschenalter. Wir müssen in den Toristaub hinab und dürfen bestenfalls hoffen, daß uns ir-

gendwo jenseits ein grünendes Land erwartet. Deshalb brauchen wir die Träume: als Ersatz für das Leben. Soll ich diese düstere Wahrheit lauthals hinausschreien? Niemals! Einem Schlafwandler rufst du nicht zu: Vorsicht, du spazierst am Abgrund! – Ich verbiete dir, sie zu beunruhigen!“ (S. 314)

Am Ende birst der Turm: Kilean wird einsichtig und zieht sich wie vor ihm Nerev zurück, und Glauke träumt zum ersten Mal aus eigener Kraft.

In dieser Nacht träumte ich. Zum ersten Mal stillte ich meinen Durst aus eigenem Quell. Kein Silbermond beschien die karge Wüstenlandschaft voller Geröll-halben. Fast schwarz schnitten die Zacken der Drachenberge in den rötlichen Himmel.

Wir saßen unter einer verkrüppelten, vom Wetter zerzausten Steinkiefer, wir: Kilean und ich. Sein Wandersack lag neben ihm, Zehrbrot für die Reise.

„Meine Füße sind müde“, klagte er, „ich bin so lange über meine Kräfte ge-

rannt, nur um an Boden zu verlieren. Aber jetzt werden mich Wind und Wolken tragen.“

Er faßte mich um die Schulter. „Sei nicht traurig, Glauke, eine Stadt, in der alle Menschen eigene Träume träumen, befreit sich vom Staub. Ich jedoch werde rasten an dem Fluß, dessen Wasser nach bitterem Honig schmecken und an dessen Ufern das Stampfen der Zeit nicht hörbar ist. Die Steine um mich werden sich von Licht und Luft nähren, und den Himmel werden nicht Zahnräder, sondern Freudenrufe durchpflügen. Die Großen Alten werden für uns grüne Hügel ausrollen. In diesem Land warte ich auf dich.“

Als ich erwachte, kreischten Torlboten vor dem Fenster. (S. 334f)

Ende.

Als „erster und letzter Fantasy-Roman der DDR“ ist *Der Traummeister* bezeichnet worden; auf dem Cover steht „Phantastischer Roman“; formal betrachtet ist es Science Fiction – aber eigentlich ist handelt es sich um eine Parabel, oder noch genauer,

um zwei Parabeln in der Form eines Romans.

Der erste Teil erzählt von der Stadt Miscara, eingezwängt zwischen Gletscher und Wüste, in der die Menschen nicht träumen, denn sie haben seit einer Generation keinen Traummeister mehr, ihnen des Nachts Träume zu schicken. In dumpfem Trott gehen sie ihren Geschäften nach, bedrängt vom Torl, einem schrecklichen Sandsturm.

Da erscheint ein Fremder namens Kilean, der sich als Traummeister ausgibt. Der Rat der Stadt ist sich uneins, ob Nerev seinerzeit das Träumen nicht mit gutem Grund abgeschafft hat, aber schließlich gestattet er Kilean, in den hohen Turm der Traummeister zu ziehen. Allerdings soll er nur solche Träume ausschicken, die dem Rat genehm sind, die das Ansehen des Rates und der Stadt fördern und die die Leistungsbereitschaft der Bürger anspornen. Aber einem Traum läßt sich nur schwer befehlen, und so enthalten Kileans Gesichte oft phantastische und subversive Elemente. Doch der Rat hat mit dem Siegel der Drei Meister ein Mittel in der Hand, jederzeit das Träumen zu unterbinden, und so wandeln

Kilean und Glauke auf einem schmalen Pfad zwischen eigenem Wollen und fremder Bestimmung, immer wieder die Grenzen ihrer Möglichkeiten auslotend.

Es ist offensichtlich, dass es sich beim ersten Teil von *Der Traummeister* um eine Parabel auf den Literaturbetrieb der DDR handelt, bei der der Traummeister die Rolle des Schriftstellers innehat und alle Figuren und Ereignisse Entsprechungen in der Realität besitzen. Die Großen Alten, von denen alle Weisheit ausgeht, entsprechen den Gründern des Marxismus; wissenschaftliche Werke mit Titeln wie „Selektive Suzeptibilität bei multidirektionaler Traumemssion“ oder „Idiosynkrasie-Transfer und Psychotherapie für Starkträumer“ zeigen die obskuren Blüten, die der Marxismus an den Universitäten hervorgebracht hat; die Forderung an die Schriftsteller, sie müssten die Menschen zu Arbeitsbegeisterung motivieren, sind nur zu bekannt; die Beschwerden der Zünfte, sie wären im Traum der letzten Nacht zu schlecht weggekommen weisen auf die verschiedenen Gruppen der DDR, die von den Autoren fordern, angemessen berücksichtigt zu werden; die Klagen, der

Traummeister müsse aus seinem Turm herauskommen und die Werkhallen besichtigen, sind nur allzu bekannt; die Schellnüsse, die den Geist betäuben, sind das Opium des Volkes, von Marx spricht; und das benachbarte Grunelien, das in Dekadenz und Völlerei lebt, ist unschwer als die BRD zu erkennen.

Diese Parabel ist keine eifernde Kritik, sondern eine Bestandsaufnahme, entstanden, als der antifaschistische Schutzwall noch existierte und Honecker noch regierte. Sie verliert nicht an Aussagewert, weil sie in einer fiktiven Welt spielt, sondern gewinnt sogar, denn was sie gegenüber einer realistischen Wiedergabe an Detailgenauigkeit einbüßt, macht sie mit der Eindringlichkeit des subjektiven Empfindens mehr als wett.

Ist dieser erste Teil, bestehend aus den Abschnitten „Das Lichte Morgen“ und „Traumeszucht“, in einem etwas spröden aber poetischen Stil gehalten, so ist der zweite Teil flüssig und glatt erzählt, und während der erste Teil in gleichnishaften Bildern eine statische Welt schildert, besitzt der zweite Teil eine dynamische Handlung:

Von einem gewissen Zeitpunkt an betreibt der Traummeister bewusst den Umsturz. Das Siegel der Drei Meister erweist sich als kraftlos, als er die Kräfte des Mittal – des Unbewußten – in allen Menschen loslässt und Chaos über die Stadt bringt. In dem Bemühen, wieder Ordnung zu schaffen, träumt sich Kilean die Menschen so zu recht, wie er sie braucht – der einstige Befreier wird zum schlimmeren Unterdrücker als seine Vorgänger, denn er nimmt nach und nach unter dem Druck der objektiven Wirklichkeit alle Errungenschaften seiner Revolution wieder zurück. Glauke entfremdet sich von ihm; als am Ende der Turm birst, bleibt sie allein zurück.

Der zweite Teil charakterisiert viele Personen anders – aus Nerev dem Unterdrücker wird beispielweise der weise Philosoph –, Ereignisse werden umgedeutet – aus dem Torl wird statt eines naturgegebenen Sandsturms die Ausdünstung von Erzgruben –, und auch der Bezug der Parabel wandelt sich: Neben der Gegenwart mit ihren bevorstehenden oder gerade eintretenden Umwälzungen des Zuendegehens der DDR wird die Oktoberrevolution als warnendes

Beispiel für das Verkehren einer Utopie in ihr Gegenteil herangezogen. So ist der zweite Teil in erster Linie eine doppelte Warnung, und zwar zuerst vor dem hemmungslosen Fallenlassen aller Schranken und der Entladung so lang aufgestauter Triebe, und dann vor der Pervertierung einstiger Ideale und dem Rückfall in die Diktatur.

Der erste Teil von *Der Traummeister* entstand, als die DDR noch in voller Blüte stand, und beschäftigt sich mit der Rolle der Autoren in einem Land, wo die Politik meint, die Inhalte der Belletristik bestimmen zu können. Anders als in Form eines phantastischen Romans war Kritik am System nicht zu üben. Dieser Abschnitt ruhte nach Aussage von Karlheinz Steinmüller bis zur „Wende“. Der zweite Teil entstand unter ganz anderen Voraussetzungen: Kritik am Literaturbetrieb der DDR zu üben, war jetzt unnötig geworden, vielmehr ging es jetzt darum, vor einer unheilvollen zukünftigen Entwicklung zu warnen, denn so viele Mängel das DDR-System auch hatte, die Schwächen der BRD waren aus dem Nach-

barland besser zu erkennen als aus ihrem Inneren.

Aber *Der Traummeister* ist weit mehr als eine politische Parabel. Er ist von seiner Basis her ein Science-Fiction-Roman, der auf einem von Menschen besiedelten Planeten spielt, wo man die große technische Vergangenheit längst vergessen hat. Stattdessen kleiden die Menschen Naturphänomene wie den tödlichen Sandsturm oder psychische Begriffe wie das Unterbewusstsein in übernatürliche Bilder. Die Autoren treten nie vor ihre Figuren, um uns die Hintergründe zu erklären, so dass wir Leser ganz eintauchen in das mystisch-mythologische Weltbild einer vormodernen Gesellschaft. *Der Traummeister* ist letzten Endes eine poetische, faszinierende Reise in eine uns aufgeklärten Menschen fremde Welt.

Daniel Keyes

Die fünfte Sally

Roman
nymphenburger



***Keyes, Daniel: Fünfte Sally**

Daniel Keyes [1927–2014]

Die fünfte Sally

(The Fifth Sally, 1980)

Nymphenburger (HC 326 S./DM 29,80)

München 1983

Aus dem Amerikanischen von Ulla H. de Herrera

Genre: Drama

Okay, ich bin Derry, und man hat mich dazu bestimmt, all dies festzuhalten, denn ich bin die einzige, die weiß, was mit uns geschehen ist, und irgend jemand muß ja so darüber berichten, daß die Leute es verstehen.

Nun, um es vorwegzunehmen, es war nicht meine Idee, an einem regnerischen Aprilabend die Wohnung zu verlassen. Das fing damit an, daß Nola über diese griechischen Tragödien nachdachte, die sie fortwährend liest, und echt deprimiert war. (S. 5)

Derry und Nola sind Frauennamen, und offenbar kennen sich die Beiden gut – soviel

kann man dem Anfang von Derrys Bericht entnehmen.

Und warum, fragte sie sich, dachte sie ausgerechnet an Kondome, wo sie doch eine Jungfrau war, im Begriff, ihrem eigenen Schicksal ein vorzeitiges Ende zu bereiten? Vielleicht hätte sie lieber eine Nachricht hinterlassen sollen, um zu sagen, daß sie dieses zersplitterte Dasein nicht länger ertragen könne, und daß Ertrinken besser sei, als sich die Pulsadern aufzuschneiden. Darüber nachzudenken, verursachte ihr Kopfschmerzen. Es war ein angenehmes Gefühl, ihre Bluse und den Rock auszuziehen und den Regen auf der Haut zu spüren, während sie über den verlassenen Strand auf die rauschende Brandung zuing und eines nach dem anderen ihre Kleidungsstücke fallen ließ. Sie ging durch den feuchten Sand dorthin, wo er fest wurde und dann zu Schlamm, und dann quoll das Wasser zwischen ihren Zehen auf, und als es zurückwich, saugten die Wellen den Schlamm zwischen ihnen heraus und

hinterließen kleine Rinnen. Sie sah auf ihre beleuchtete Uhr, um festzustellen, wie spät es war. 11.23. (S. 6f)

Nola geht zum Meer, zieht sich aus und will sich das Leben nehmen. Es überrascht ein wenig, wie gut Derry über Nolas Seelenleben Bescheid weiß, gerade so, als ob sie mit ihr telepathisch verbunden wäre. Aber vielleicht schmückt Derry ihren Bericht auch nur emotional aus.

Nola geht immer weiter ins Meer hinaus und phantasiert davon, eine Wassernixe zu sein. Doch drei junge Männer, die sich in der Nähe aufhalten, bemerken Nola und eilen zu ihrer Rettung.

Sie kamen planschend hinter ihr her. Nola versuchte unterzutauchen, versuchte, Wasser zu atmen, aber es gelang ihr nicht. Ihr wurde schwindlig, sie spuckte, das Salzwasser quoll durch ihre Nase. Irgend jemand packte sie beim Haar, griff nach ihren Armen, und als die Burschen sie herauszogen, keuchte, prustete und schluchzte sie. O Gott, bitte, laß mich sterben ...

Sie glaubte, sie würden sie künstlich beatmen, und so machte sie sich schlaff. Aber statt dessen schleppten die Kerle sie unter die Strandpromenade, und einer von ihnen ließ seine Hosen runter. Derjenige, der ihren rechten Arm festhielt, sagte: „He, laß *mich!*“

„Scheiße“, sagte der ohne Hosen. „Ich hab sie zuerst gesehn. Du kommst als zweiter dran. Er als dritter.“

„Als dritter? Scheiße, Mann!“ (S. 8)

Zwar haben die drei Männer Nola tatsächlich vor dem Ertrinken gerettet, aber als Dank wollen sie eine großzügige sexuelle Gegenleistung.

„Es ist wie’n Ringkampf mit einem Alligator“, sagte Nummer drei.

„Wir hätten warten solln, bis sie ertrunken war“, sagte der Zweite.

„Hilfe!“ schrie sie. „Vergewaltigung! ... Helft mir!“ Dann verschwand Nola.

Jinx brauchte nicht lange, um sich auszurechnen, was los war, als sie sich dort draußen feucht und nackt auf dem Sand sah, von zwei Paar Händen fest-

gehalten und auf ihr ein Kerl mit heruntergelassenen Hosen, der in sie einzudringen versuchte. „Wer, zum Teufel, hat mir das hier eingebrockt?“ schrie sie. „Halt einen Augenblick still“, sagte der Junge auf ihr lachend, „dann wird’s dir gefallen.“

„Du Saukerl! Mach zum Teufel, daß du von mir runterkommst!“

Sie wand und drehte sich, rollte sich zuerst auf die eine Seite und dann auf die andere. Es gelang ihr, den Kopf herumzuwerfen und nach der Hand von Nummer drei zu schnappen. Sie biß zu, hielt sich fest und klemmte die Kiefer wie einen Schraubstock zusammen. Er schrie und ließ los, und sie fuhr mit der rechten Hand hinunter, packte den Ersten, wo es für ihn am schmerzhaftesten war, und grub ihm mit aller Gewalt die Nägel ins Fleisch. Jetzt wurde er das wilde Pferd, sein Rücken krümmte sich, dann brach er neben ihr zusammen. Nummer zwei war so überrascht, daß er sie losließ und versuchte, wie ein Krebs rückwärts zu krabbeln, aber noch ehe er sich davonmachen konnte,

schleuderte Jinx ihm Sand in die Augen und stürzte sich auf ihn. Sie kratzte und trat, dann schlug sie ihm die Zähne in die Schulter und schmeckte Blut. Er riß sich los und rannte. Ebenso Nummer drei. Nur Nummer eins blieb zurück, immer noch bewußtlos. Sie schlug ihm mit der Faust ins Gesicht, und dann sah sie sich nach einem Stück Treibholz oder einem alten Brett um. Sie wünschte ihn tot und verwesend, ein Fraß für die Möwen. (S. 9f)

Mit einem Schlag verschwindet Nola und Jinx kommt zum Vorschein. Für sie ist es kein Problem, mit drei Männern fertig zu werden. Zwei ergreifen eilends die Flucht, den dritten, bewusstlosen will sie noch schnell totschiessen, kommt aber nicht mehr dazu, weil die Polizei auftaucht.

Als Sally im Coney Island General Hospital aufwachte, wußte sie nichts vom Abend zuvor. Sie sah eine dicke, mütterliche Krankenschwester, die über ihr Bett gebeugt stand und ihr zulächelte. Sally hatte im Lauf der Jahre gelernt,

daß es nach einem Blackout besser war, sich ruhig zu verhalten, und erst einmal die Lage zu sondieren und sich klarzuwerden, wieviel Zeit vergangen war. Die Leute sollten nicht denken, sie sei verrückt. (S. 10)

Sally erwacht im Coney Island General Hospital nach einem Blackout.

Langsam wird klar, dass wir es mit einer Frau mit gespaltener Persönlichkeit zu tun haben: Sally ist offenbar die zentrale Identität, um die, wie wir später erfahren, vier weitere Personen kreisen: die Chronistin Derry, heiter und lebensklug; Nola, intellektuell, versponnen und selbstmordgefährdet; Bella, die Nymphomanin; und Jinx, die aggressive Zerstörerin.

Eine Krankenschwester fragt Sally nach ihrer Identität und nach den Geschehnissen vom Vortag, wobei sich Sally alle Mühe gibt, ihre Gedächtnislücken zu verheimlichen. Sie gibt an, Sally Porter zu heißen, neunundzwanzig Jahre alt zu sein, geschieden zu sein und zehnjährige Zwillinge zu haben, die bei ihrem Mann lebten. Außerdem bittet sie um psychiatrische Hilfe, weil

sie in diesem Monat schon dreimal versucht habe, sich das Leben zu nehmen und weil sie nicht wisse wieso. Sie wird zu einer Ms. Burchwell verwiesen.

„Ich brauche Hilfe“, sagte Sally. „Ich muß mit jemandem über diese Gefühle sprechen, die mich immer wieder quälen.“ Ms. Burchwell blickte auf das Blatt und runzelte die Stirn. „Ehe wir fortfahren, Sally, müssen Sie einsehen, daß Selbstmord keine Lösung für irgendwelche Probleme ist. Ich möchte, daß Sie ein Formular unterschreiben, das wir hier für solche Fälle haben. Es erklärt, daß Sie sich verpflichten, keinen Selbstmordversuch zu unternehmen, während Sie mit mir oder irgend jemandem, den ich empfehle, als ambulante Patientin arbeiten.“

„Ich glaube nicht, daß ich das unterschreiben kann“, sagte Sally.

„Warum nicht?“

„Ich bin nicht sicher, daß ich das Versprechen halten könnte, denn ich habe das Gefühl, daß ich nicht alles, was ich tue, unter Kontrolle habe.“

Ms. Burchwell legte ihren Bleistift nieder und sah Sally in die Augen. „Würden Sie das bitte näher erklären?“ Sally faltete die Hände. „Ich weiß, es klingt verrückt, aber manchmal fühle ich andere Kräfte in mir. Irgend etwas oder irgend jemand tut Dinge, für die man mich verantwortlich macht.“ (S. 13)

Sally weiß zwar noch nicht, dass sie unter Bewusstseinsspaltung leidet, aber sie ist sich darüber im klaren, dass in ihrem Kopf Dinge vorgehen, über die sie keine Kontrolle hat.

Ms. Burchwell verweist Sally an die Privatpraxis von Dr. Roger Ash. Sally wird beim Anblick des attraktiven Arztes von einer unbestimmten Angst ergriffen, aber Derry fühlt sich sogleich zu ihm hingezogen. Derry versucht herauszukommen, also die Kontrolle über den Körper zu übernehmen, aber Sally, die Derrys Bemühungen mit undeutlichen, aber unangenehmen Empfindungen wahrnimmt, verhindert das.

Sally schildert Dr. Ash ihre Probleme.

„Ich weiß, es klingt sonderbar“, erwiderte sie, „aber wenn ein Mann – Sie wissen schon – mir zu nahe kommt, oder wenn ich das Gefühl habe, in Gefahr zu sein, oder unter Druck handeln muß, bekomme ich Kopfschmerzen, und wenn ich aufblicke, ist Zeit vergangen und ich bin irgendwo anders.“ „Wie haben Sie sich das erklärt?“

„Anfangs dachte ich, alle seien so. Ich sah irgend jemanden zornig aus dem Zimmer gehn und lächelnd zurückkommen, oder umgekehrt. Oder ich beobachtete zwei Leute, die freundlich miteinander waren, und plötzlich wurde einer von ihnen gewalttätig. Ich dachte mir, sie seien einfach geistig weggetreten und hätten Zeit verloren, so wie es mir erging. Aber jetzt weiß ich, daß das nicht so ist. Und die Selbstmordversuche erschrecken mich. Irgend etwas ist mit mir los, Dr. Ash. Ich weiß nicht, was es ist, aber es ist die Hölle.“ (S. 17f)

Sally muss über ihre Kindheit und ihre Ehe berichten. Vor allem Sallys Schilderung der

Scheidung ist interessant, weil ihr Gatte Larry vor Gericht die unglaublichsten Lügen über Sally erzählt hat: Sie habe Geld verspielt, ihn telefonisch bedroht, als Nackttänzerin gearbeitet, und so weiter. In Anbetracht von Sally Phasen geistiger Abwesenheit muss man befürchten, dass Larry nur die Wahrheit gesagt hat.

Dr. Ash befragt Sally unter Natrium Amytal über ihre Kindheit, um etwas über ein mögliches Trauma zu erfahren. Als Sally wieder die Augen aufschlägt, ist nicht sie präsent, sondern die männermordende Bella, die sich sofort an Dr. Ash heranmacht, der vor Staunen den Mund nicht mehr schließen kann.

Nun ist Dr. Ash klar, dass Sally unter multipler Persönlichkeit leidet und dass eine weitere Figur, nämlich Derry, als einzige Kontakt mit allen anderen Personen hat. Dass sich in Sally auch noch Nola und Jinx verbergen, eröffnet sich ihm erst bei weiteren Sitzungen. Nun entwickelt Dr. Ash einen Therapieplan: Er will Stück für Stück die verschiedenen Persönlichkeiten wieder vereinen, bis alle Abspaltungen wieder in Sally integriert sind.

Die fünfte Sally greift ein Thema auf, das ab den siebziger Jahren viel Aufmerksamkeit erregte, nämlich die Multiple Persönlichkeitsstörung. Vorausgegangen waren im neunzehnten Jahrhundert Beobachtungen an Patienten, denen man somnambule Neigungen zuschrieb. Bis heute sind sich die Ärzte nicht einig darüber, ob diese Form der psychischen Krankheit wirklich existiert, ob sie auf der Suggestion von Psychologen basiert oder ob die Symptome auf andere Krankheiten zurückzuführen sind.

Doch wie dem auch sei, Daniel Keyes hat mit *Die fünfte Sally* einen faszinierenden Roman über eine Frau mit fünf Persönlichkeiten geschrieben, der unabhängig von seiner wissenschaftlichen Grundlage interessant und mitreißend zu lesen ist.

Die Autorin von DEAD SILENCE

S. A. BARNES

GHOST STATION



ROMAN

HEYNE <

S. A. Barnes

Ghost Station

(Ghost Station, 2024)

Heyne 32 352 (PB 462 S./€ 16,00)

München 2025

**Aus dem Amerikanischen von Michael
Pfingstl**

Genre: Science Fiction

Vor Ophelias Gesicht schweben Wolken aus weißem Dampf. Sie kann ihren Atem sehen – ein Zeichen, dass ihre Augen offen sind und sie selbst zumindest halbwegs bei Bewusst-sein ist. Licht fällt durch das beschlagene Sichtfenster im Deckel ihres Kälteschlaf tanks herein. Die Seiten sind blässlich-blau beleuchtet. Sie ist wach. Wacher als beim letzten Mal, wann auch immer das war. (S. 21)

Das dreiundzwanzigste Jahrhundert hat gerade begonnen, und die Menschheit ist in der Lage, zu fremden Sonnen zu reisen. Allerdings dauert die Fahrt so lange, dass man die Besatzung eines Raumschiffs in den Kälteschlaf versetzen muss.

Hier erwacht gerade Dr. Ophelia Bray, Psychologin, an Bord der „Resilience“ der Montrose Corporation, die an dem Planeten Lyria 393-C angekommen ist. Das Raumschiff hat Platz für zehn Menschen, so dass sich außer Ophelia und dem Captain Erkan Severin noch acht weitere Besatzungsmitglieder an Bord befinden.

„Holt mich hier raus!“, schreit sie und ignoriert den Widerhall ihrer Stimme. „Sofort!“ Kalter Schweiß, der nichts mit Ophelias Körpertemperatur oder der Auftaustufe ihres Tanks zu tun hat, legt sich auf ihre Haut. Ein kribbelndes Gefühl vertreibt allmählich die Taubheit aus ihren Händen und Füßen.

Für immer in einem Kälteschlaf tank gefangen. Wie lange wird es dauern, bis sie stirbt? Bis sie spürt, wie der Flüssigkeitsmangel ihre Eingeweide austrocknen lässt? Oder wird vorher der Sauerstoff zu Ende gehen?

Ophelias Atemzüge werden kürzer, ihre Lunge zieht sich zusammen, und der Schwindel in ihrem Kopf lässt weiße

Punkte vor ihrem Gesichtsfeld tanzen.
(S. 26f)

Ophelia gerät in Panik, weil niemand zur Stelle ist, sie aus dem Tank zu befreien – dabei sollte sie eigentlich als eine der letzten geweckt werden. Zum Glück gelingt es ihr, die Notverriegelung zu betätigen und sich aus dem Tank zu befreien.

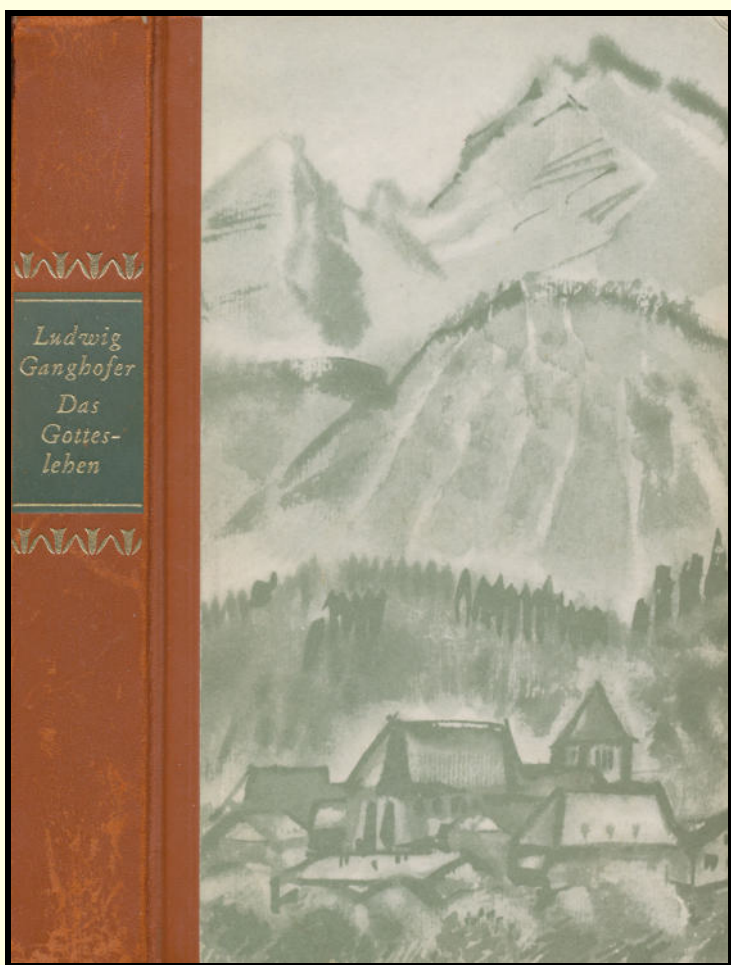
Niemand ist in Sicht – ist sie das einzige überlebende Mitglied? Nein, man hat sich mit ihr nur einen schlechten Scherz erlaubt, denn Ophelia ist an Bord der Resilience nicht sonderlich beliebt. Bei einer früheren Mission ist ein Besatzungsmitglied spurlos verschwunden, und man hat die Lücke mit Ophelia aufgefüllt, was von den Übrigen nicht sehr wohlwollend aufgenommen wurde.

Aber nun ist man auf Lyria 393-C und erwählt sich als Basislager ausgerechnet die verlassene Pinnacle-Station. Dabei kommt heraus, dass Ophelia eine Bray ist, deren Familie die Pinnacle-Corporation gehört; dass sie selbst zur Konkurrenz gegangen ist, erklärt sie damit, dass sie sich mit ihren Verwandten überworfen hat. Trotzdem

bleibt an ihr der Verdacht hängen, eine Spionin der Brays zu sein.

Doch auch auf Lyria 393-C verschwindet ein Besatzungsmitglied spurlos, ohne dass ein Raumanzug vermisst wird. Hat das etwas mit den Alien-Artefakten zu tun, die man auf diesem Planeten gefunden hat? Die Situation wird zunehmend mysteriöser und unheimlicher.

Ghost Station kann man einerseits der „Hard Science Fiction“ zurechnen; andererseits weist der Roman starke stilistische Elemente des Horror auf, die allerdings, wie in der Science Fiction üblich, hier technisch-wissenschaftlich begründet werden.



*Ganghofer, Ludwig: Gotteslehen

Ludwig Ganghofer [Ludwig Albert Ganghofer, 1855–1920]

Das Gotteslehen. Roman aus dem 13. Jahrhundert (1899)

Bertelsmann (HC 318 S./DM xx)

Gütersloh 1960

Genre: Historischer Roman

Da klang über dem Moosdach ein ächzender Vogelschrei und lautes Flattern. Langsam blickte die Greisin auf und sah einen Habicht mit der weißen Taube, die er geschlagen, im Wald verschwinden. „So fliegt der Tod um und frißt uns auf!“ (S. 6)

Im dreizehnten Jahrhundert, zur Regierungszeit von Kaiser Friedrich III. (1415–1493) ist das Klosterstift Berchtesgaden der Augustiner-Chorherren reich und mächtig. Sein Stiftsprobst Friedrich von Ortenburg ist ein reichsunmittelbarer Fürst und somit nur dem Kaiser unterstellt.

In dem Waldhaus am Vorder Eck leben der uralte Hilpot, früher Klosterjäger, und

seine Frau Hanna. Von sieben Söhnen sind ihnen sechs gestorben; nur einer, der Reinold, hat überlebt und dient jetzt dem Kloster als Jäger.

Hanna bekommt Besuch von einem jungen Mann, der den Eindruck eines Jägers macht, aber für diesen Beruf doch ein wenig zu vornehm wirkt.

„Klag nicht um die Toten, Mutter! Denen ist wohl!“ sagte der junge Jäger. „Freu dich an dem einen, der euch geblieben ist.“

Hanna netzte die Finger. „Was ist Freud, Herr? Was ist Weh? Schier weiß ich's nimmer. Es ist mir so gekommen mit der Zeit, daß ich Weh und Freuden allweil spür, als wär's ein gleiches.“
(S. 6)

Der junge Jäger verlässt das Waldhaus, wobei er sich mit den Worten verabschiedet, er würde, obwohl er alleine sei, mit einem stillen Gesellen plaudern.

Der Hilopt hat das gehört, wundert sich und fragt bei seiner Frau nach.

„Was hat er denn sagen wollen mit dem stillen Gesellen?“ flüsterte Hilpot.

„Wen hat er gemeint?“

„Den Tod.“

Der Alte schüttelte den grauen Kopf. „Geh, Mutter! So ein junges Blut? Und soll einen Gesellen suchen, vor dem alles ein Grausen hat, was lebt?“

„Du bist mir einer!“ Hanna zog den Faden lang und lächelte. „Sechsmal hast du den Tod schon getragen auf deinem Buckel. Und noch allweil hast du ein Grausen vor ihm?“ Ein matter Seufzer schwellte die Brust der Greisin. „Mir grauset nimmer. Sooft ich denk an ihn, seh ich allweil nur ein Gesichtl, das mir lieb ist.“ (S. 10)

Das Waldhaus gehört zum Besitz des Freibauern Greimond, genannt der Gotteslechner. Sein Vater hat gern den Mund vollgenommen und im Rausch ein Dokument unterzeichnet, indem er Gott als seinen Lehensherrn und sich selbst als den Herrn von Mitteralben und Vordereck bezeichnet; seither heißt sein Hof das Gotteslehen. Greimold hat eine Tochter namens Juttula,

die sehr hübsch ist, aber als Kind erblindet sich. Dank ihrer Klugheit und ihrer Geschicklichkeit kann sie sich jedoch in vielen Dingen fast wie eine Sehende behelfen.

Der Fürstprobst ist ein gutwilliger Mann, kümmert sich aber zu wenig um sein Kloster, sondern vertreibt sich seine Zeit mit der Falkenjagd. Als der Hilpolt die gebrochenen Federn des sündteuren Lieblingsfalken heilt, hat er beim Probst einen Stein im Brett; er bekommt sogar das goldene Kreuz von der Brust des Fürsten geschenkt.

Schließlich erfahren wir, wer der junge Jäger ist, der den Hilpolt und den Gotteslechner besucht hat und mit der Jutta Freundschaft geschlossen hat: Es handelt sich Irimbert vom Immhof, einen jungen Adeligen, der nach dem Tod seiner Eltern von seinem missgünstigen Bruder kurzerhand ins Stift Berchtesgaden als Chorherr gesteckt wurde.

Auf dem Gotteslehen kommt es zu einem dramatischen Ereignis: Bruder Medardus fordert von dem Freibauern Zins als wie von einem Hörigen.

Der Bauer blieb ruhig, nur seine Stimme wurde rau. „Hab ich nit am Ostertag in die Kirch getragen, was ich aus freiem Willen geb?“

„Ja, das ist wahr.“

„Es ist mehr gewesen, als ich früher gegeben hab. Das Kloster könnt zufrieden sein.“

„Das Kloster? Was geht es das Kloster an, wenn du dem heiligen Osterlamm ein frommes Angebind ins Krippel legst? Dafür hast du reichen Ostersegen für Haus und Vieh mit heimgetragen. Was hat das mit Zins und Steuer zu tun? Ordnung muß sein im Land. Vierzig Rinder hast du auf die Alben getrieben. Die grasen im Klosterwald.“

„Wie's mein Recht ist von alter Zeit her.“

„Ja, lieber Sohn, und dein Recht, das bleibt. Aber dem Kloster mußt du sein Recht doch auch vergönnen. Von vierzig Stück Vieh macht der Holdenzins am Michelstag vier schlachtbare Kalben. Das ist so von alter Zeit her.“

„So? Der Holdenzins?“

„Ja, lieber Greimold, das ist leicht gerechnet.“

„Und daß ich von heut an Zinsen sollt wie die hörigen Grundholden –“

„Von heut an?“ warf Medardus verwundert ein.

„Von heut an, ja! Hat Herr Friedrich, der Propst, das so geboten?“

„Der Propst? Nein, lieber Greimold! Der hat wichtigere Sachen im Kopf als Zins und Steuer.“

Der Bauer atmete erleichtert auf. „So weiß ich, wie ich dran bin. Herr Friedrich hätt wohl lieber mein freies Lehen als Holdengut seines Klosters. Aber noch allweil ist er gerecht zu mir gewesen. Geh heim, Bruder, und sag, daß ich ihn grüßen laß mit schuldiger Ehr!“

„Ja, lieber Sohn, ich will's ausrichten.“ Freundlich tätschelte Medardus den Gotteslechner auf die Faust. „Aber was sag ich unserem Dekan, dem gestrengen Herrn Wernherus, der mich geschickt hat um den Michelzins?“

„Dem sag, daß ich der freie Bauer im Gotteslehen bin.“

„Ich sag's ihm, gut! Aber die vier schlachtbaren Kalben, gelt, die gibst du mir mit?“

„Bruder, jetzt hat der Spaß ein End!“
(S. 68f)

Der Bruder Medardus weiß sehr wohl, dass der Gotteslechner nicht zinspflichtig ist; dass in den Zinsbüchern etwas anderes stünde, lügt er ihm ganz bewusst vor. Sein Ziel ist, Greimold zu einer unüberlegten Handlung zu verleiten, infolge derer man ihn anklagen und hörig machen kann.

Tatsächlich verliert der Gotteslechner die Nerven, greift Medardus an und wird von dessen Knechten gebunden. Da eilt Irimbert, der zufällig in der Nähe ist, zu Hilfe, schlägt die Knechte und befreit den Bauern. Doch Medardus hat trotzdem seinen Triumph: Er hat nämlich Irimbert, den abgängigen und womöglich sogar flüchtigen Chorherrn erkannt. Das kann er sogleich brühwarm dem herrschsüchtigen, habgierigen und hinterhältigen Dekan Wernherus, der die eigentliche Macht im Stift ausübt, hinterbringen.

Nicht erst seit Wernherus rafft das Srift, was es nur raffen kann. Die Leute erinnern sich noch, wie alle Bauern in Berchtesgaden freie Leute waren, und wie es dem Stift gelungen ist, sie nach und nach in die Abhängigkeit zu bringen und ihr Land dem Klosterbesitz einzuverleiben. Und der letzte Freibauer, der Gotteslechner, der wird auch noch dran glauben müssen.

Genau das führt der Gotteslechner dem Irimbert erhitzt vor Augen.

„Das Kloster hat Macht gewonnen und ist reicher worden mit jedem Jahr. Wie im Traid das Unkraut, so wachsen die Neider im Glück. Drum hat das Kloster bald einen schiechen Handel mit dem Salzburger Bischof und bald mit den Brüdern zu Reichenhall. Das kostet Geld. Drum brauchen sie Bauren, die fleißig steuern. Und Händel kosten Blut. Drum brauchen sie hörige Leut, die ihre Buben fürs Kloster erschlagen lassen. Das sind nimmer Gottesleut, die da drunten im Kloster sitzen, das sind Kriegsmänner und Weltherren. Und was dem Sulzbacher Grafen vor hundert Jahr

mit Burgmannen und Zwingriesen nit geraten ist, das hat das Kloster fertiggebracht. Im ganzen Tal umeinander hauset kein freier Bauer nimmer. Ich bin der letzt! Dem einen haben sie in der Sterbstunde die brennende Höll unter dem Kreister angezunden, daß er aus Todesangst seiner Kinder Gut ans Kloster gegeben hat. Dem andern haben sie das Weib über den Hals geschickt, bis er dem Hausfrieden zulieb seine Hand hat binden lassen. Den einen haben sie mit Gut und Lachen rumgebracht, den anderen mit ihrem Zorn. Der einzig von allen, bei dem kein Mittel geholfen hat, das ist mein Ahnl gewesen. Der ist zäh geblieben. [...] (S. 77f)

Anschließend erzählt der Greimold die unselige Geschichte von dem Gotteslehen.

Irimbert kehrt notgedrungen heim ins Kloster und muss sich vor Probst, Dekan und Chorherren rechtfertigen.

Wernherus provoziert den Angeklagten, indem er die alte Lüge seines Bruders, Irimbert wäre ein Bastard und seine Mutter eine Hure, öffentlich wiederholt. Als Irimbert

wutentbrannt gegen Wernherus vorgehen will, stellt sich ihm Linhart Scharsach, der treue Kettenhund des Dekans, entgegen.

Wernherus rief: „Eures Schutzes bedarf ich nicht. Mag er sich nach aller Sünde noch vergreifen an einem geweihten Diener Gottes.“

„Gott? Gott?“ brach es in Empörung aus Immhof heraus. „Unmensch du! Hast du mir nach solcher Schmähung einer Frau, die aller Frauen reinste und beste war, kein anderes Wort an die Stirn zu werfen als dieses eine: Gott? Wird dieses Wort auf deiner Zunge nicht zu Gift? Ist Wahrheit in diesem Wort, so muß es dich töten. Gott! Fühlst du nicht, Wernherus, daß dieses Wort dich schlägt, härter als meine Faust dich schlagen könnte. Gott!“

„Ihr Herren, hört!“ schrie Pabo, der Kaplan. „Hört, wie er den Namen Gottes nennt! Wie ein Heide! Wie einer, der nicht glaubt!“ Und Wernherus, mit triumphierendem Blick, als hätte er den Gegner, wo er ihn haben wollte, deutete nach dem Kreuzbild an der Wand: „Sol-

che Rede wagst du im Anblick des Gottes, der vom heiligen Kreuz auf dich niederblickt?“

„Von dem ist nicht die Rede, Wernherus! Der Gott, von dem wir reden, du und ich, das ist ein anderer. Das ist der Gute nicht, der die Liebe predigt und den die Wölfe zerfleischten, weil er in seiner Brust das Herz eines Menschen hatte. Der Gott, den du auf der Zunge und im Herzen trägst, ist der Gott des Hasses, der Gott, der mich ansieht aus euren Augen, an den ich glauben lernte in eurer Mitte, der Gott, der euch und alle Welt erfüllt!“

Erschrocken war Herr Friedrich aufgesprungen: „Immhof! Bist du von Sinnen?“

„Von Sinnen? Ich? Nein, Herr, nie war ich klüger als in dieser Stunde.“ (S. 140f)

Irimbert bekennt öffentlich, dass er nicht denselben Gott anbetet wie jene Heuchler und Lügner, die im Stift das Sagen haben. Damit hat er sich das Urteil selbst gesprochen: Er wird lebendig eingemauert. Zwar reicht man ihm durch eine kleine Öffnung

noch Wasser und Brot, aber man ist sich sicher, dass er dort über kurz oder lang den Verstand verlieren wird.

„Dann ist Tod ein besseres Leben. Sie haben meinen Glauben angezweifelt, sie sollen mein Bekenntnis hören!“
Klingend übertönte Irimberts Stimme den tobenden Lärm. „Ich glaube an den Gott, den ich gefunden auf allen Wegen. Glaube an den Gott, der den Wernherus und Medardus schuf. An den Gott, der die Redlichen knechtet und die Schlechten zu ihren fressenden Herren macht. Ich glaube an den Gott, der die Falschheit und Lüge ersann, den Raub und Totschlag und Geschöpfe dazu, die ihre Brüder morden mit solchen Waffen. Ich glaube an den Gott der Söhne, die ihre Mütter entehren, an den Gott, der das Laster beschirmt und die Unschuld würgt. Ich glaube an den Gott, der euer Gebet erhörte, wenn er die Kinder mit Blindheit schlägt und den Müttern die Augen aus den blutigen Höhlen reißt, um eure Schüssel zu füllen. Der Gott, der den Wald bevölkert mit reißenden

Tieren und das Wasser mit schnappenden Hechten, das ist der Gott, der allmächtig ist in euch und dessen geweihte Diener ihr seid! Das ist der Gott, der euch in Freude seine, treuen Vasallen nennt. Und aller Ekel des Lebens, alle Gier, die Raum hat in wölfischen Seelen, ist euer Gotteslehen!“ (S. 141f)

Aber damit gibt sich Wernherus nicht zufrieden. Er nutzt die Gelegenheit, den Probst selbst, dessen Schützling Irimbert war, der Unfähigkeit anzuklagen.

Unter dem Lärm, der sich erhob, flog aus den Augen des Wernherus ein Wink zum jungen Scharsach hinüber. Der sprang auf die marmorne Staffel zu, die den Stuhl des Fürsten trug. „Gedingtag und Viztum, das ist leeres Gewäsch! Der Bauer hat in Aufruhr gelästert wider uns. Das ist bezeugt, und so richten wir ihn.“ Er schrie, daß die Wände hallten: „Geht Eure Meinung anderen Weg, Herr Friedrich, so seid Ihr wider unser heiliges Haus. Dann seid Ihr der Herr nicht, den wir gewählt in gutem Vertrauen,

daß er unseren Nutzen wahren soll und unser Gut. Zur Schand und uns zum Possen tragt Ihr den gezobelten Mantel, den wir Euch umgetan. Wer geben kann, der kann auch nehmen. Ich bin der erste, der sagt: Herunter mit Euch! Herunter den Mantel, den einer tragen soll, der würdiger ist!“

Er streckte die Hand und wollte den Mantel fassen. Der bucklige Isengrimm stieß ihn zurück und stellte sich neben den Sessel des Propstes. Herr Friedrich war bleich geworden. Lächelnd raffte er seinen Mantel über den Schoß und sagte: „Greif du nach der Weinbitsche! Um die zu heben, reicht deine Kraft noch aus! An meinen Mantel sollst du nicht greifen! Du nicht und kein anderer!“

„Schmähen sollen wir uns auch noch lassen?“ brüllte Linhart Scharsach. „Nicht die Weinbitsch will ich heben, meine Stimm erheb ich und ruf zum Fürstengericht. Und klag wider dich, der du über uns Herr bist wie der Stieglitz über den Falken. Fürstengericht, ihr Herren! In aller Ordnung. Dekan, gebt mir das Wort!“

„Hast du zu klagen, so kann ich dir das Wort nicht weigern!“ sagte Wernherus. „Sprich!“

Einen Augenblick war Stille im Saal. Dann hörte man die weinerliche Stimme des alten Scharsach: „Euer Tun ist Nacht. Da geh ich lieber und leg mich schlafen.“ Bevor ihn sein müder Schritt zur Schwelle brachte, wurde die Tür geöffnet. Zwei Chorherren erschienen, Philipp von Saaleck und Hans Pütrich, im Jagdgewande, mit Armbrust und Weidgähg, die Mäntel und Kleider triefend vom Regen.

Wernherus, als er die beiden gewahrte, nagte in Zorn an der Lippe und streckte die Hand, als möchte er noch hindern, daß Linhart Scharsach zu sprechen begägne. Der fing seine schreiende Klage schon an: „Friedrich von Ortenburg, ich klag wider dich! Du bist ein Herr ohne Treu und Kraft. Statt für uns zu stehen, die wir dich gewählt haben zu unserem Herrn, stehst du wider uns und wider deinen Eid. Deine Falschheit und dein Unverlaß –“ Mit einem Fluch verstummte der Kläger, als er Saaleck

und Pütrich sah, die mit blanker Waffe zwischen ihn und den Stuhl des Propstes traten. Ratlos blickte er auf Wernherus.

„Meinen Gruß, ihr Herren! Hat’s euch die Jagd verregnet?“ fragte der Propst. (S. 144f)

Der Probst ist zwar von Haus aus gutmütig und verständig, aber er ist alt und nachlässig geworden. Erst unter dem Druck, den Wernherus aufbaut, kommt die frühere Kraft Friedrichs wieder zum Vorschein. Er mobilisiert einige Getreue, die ihm zu Hilfe eilen, aber seine Hauptwaffe ist das Argument, dass im Fall seiner Absetzung die gesamten Länder, die er dem Kloster zugebracht hat, an den Herzog von Bayern fallen würden. So finden sich seine Gegner notgedrungen mit seiner Herrschaft ab.

Dem alten Dietmar Scharsach rann das Leben aus der müden Seele. (S. 157)

Der Vater von Linhart Scharsach, ebenfalls ein Chorherr, kann es nicht verwinden,

dass sich sein Sohn auf die Seite des Dekans gestellt hat.

Sterbend, im Fieberwahn, geißelt Dietmar Scharsach noch das Unwesen des Zölibats, das die Herzen der Priester und Patres verdorren lässt.

Ohne zu hören, hatte der Fiebernde mit leiser Stimme weitergesprochen. „Schau deinen Vater an und deine Mutter, Bub! Und denk: Ein Pfaff hat weder Weib noch Kind. Dem fehlt das Beste der Welt. Drum hat er kein Herz, kein Leben. Möcht er's haben, so muß ihm nutzlos die Seel verbrennen. Und hat er's missen gelernt, so ist ihm das Herz wie mageres Heu geworden, das nimmer duftet. Wie soll so einer die Lieb des Himmels fassen, wenn ihm die Lieb auf Erden fehlt? Komm, Mutter, lehn dich an mich!“ (S. 161)

Als vier Monate später die Kunde kommt, dass Irimberts Bruder von einem unterdrückten Bauern erschlagen wurde, ändert Wernherus seine Strategie: Er lässt den zum Skelett Abgemagerten aus der Mauer

befreien und wieder aufpäppeln. Als Irimbert wieder zu Kräften gekommen ist, nutzt er seine neue Freiheit, um täglich Jutta zu besuchen.

Obwohl man ihm die Nachricht vom Tod seines Bruders vorenthält, erfährt er sie doch, denn der alte Immhofer Marshalk Wieting reist eigens nach Berchtesgaden, weil er sich wundert, dass er nichts von seinem neuen Herrn hört.

Nun ist sich Irimbert über die Täuschung im klaren: Er verspricht dem Wernherus, der nach dem Unfalltod Friedrichs Probst geworden ist, dem Kloster sein Erbe zu übergeben, wenn er zu einem bestimmten Zeitpunkt noch am Leben sei.

Doch er entkommt rechtzeitig aus dem Kloster und geleitet seine geliebte Jutta, deren sämtliche Angehörige bei einem Angriff der Klosterknechte ums Leben gekommen sind, in die schneebedeckten Berge.

Eine wirbelnde Wolke, weiß und in die Breite wachsend, stäubend wie fallendes Wasser, kam über die steilen Gehänge niedergerollt.

„Irmi? Was ist das, was ich hör?“

„Sie öffnen das Tor und lassen die Brücke nieder. Siehst du das schöne Haus? Groß und weiß. Da sollen wir wohnen. Ewig und ewig.“

„Du! Und ich!“

„Und das Glück mit uns.“

Sein Arm umklammerte sie, und ihre Lippen mit den seinen schließend, drückte er den Stahl in ihre Brust.

Sie seufzte nur. Das war nicht ein Hauch in Schmerzen, nur ein seliger Laut unter Küssen. So hing sie noch an seinem Halse, während ihr Leben schon hinüberschlummerte in das ewige Glück. Und schon umwirbelte sie der weiße Staub, die rollende Wolke schlang ihren wehenden Mantel um die beiden her, und donnernd stürzte die Lawine über alle Felsen nieder in das schattige Tal. (S. 314)

Irimbert sticht Jutta ins Herz, und beide werden von einer Lawine ins Verderben gerissen. Sein Erbe fällt an den Kaiser, der es als Lehen an Irimberts tüchtigen und klugen Vetter Wolfgang vergibt.

Ende.

Das Gotteslehen ist ein sehr pessimistisch gestimmter historischer Roman, in dem schon zu Beginn auf den im Mittelalter allgegenwärtigen Tod hingewiesen wird. Nach einem kleinen Hoffnungsschimmer gegen Mitte der Handlung wendet sich schließlich alles zum Schlimmsten, denn alle Sympathieträger müssten sterben, während die Schurken sich ihres Lebens und ihrer Schadtaten erfreuen können. Die beiden Zentralfiguren, Irimbert und Jutta, enden gar in einem erweiterten Selbstmord. Einzig der erst ganz zuletzt auftretende Wolfgang vom Immenhof ist ein Zeichen dafür, dass gelegentlich auch das Gute siegt.

Erzählt ist der Roman in einer eingängigen und zugleich geschliffenen Sprache, die ihn zu einem kleinen Kunstwerk macht. Anzukreiden ist dem Autor lediglich, dass er beschreibende Szenen gerade zu Beginn des Romans über Gebühr ausweitet; dafür gelingen ihm allerdings die dramatischen Abschnitte so gut, dass sie den Leser buchstäblich in den Bann schlagen.

Ludwig Ganghofer legt seinem Irimbert die schärfste Kritik am kirchlichen Gottesbild in den Mund, die nur denkbar ist; bei

der Kirche scheint man einen Gott der Milde und Güte nicht mehr zu kennen, sondern nur einen der Strenge und der Bestrafung.

Die Verderbtheit im Stift Berchtesgaden sucht bei Ganghofer ihresgleichen: Die Chorherren, der Dekan an der Spitze, fröhnen der Wollust und fressen und saufen, was sie nur können; um ihr schönes Leben zu finanzieren, beuten sie die Bauern bis aufs Blut aus – und das alles unter dem Banner der Heiligkeit. Und wenn es einen unter den Chorherren gibt, der ehrlich und milde ist, dann ist er zugleich auch untätig und unfähig, so dass er gegen die energischen Umtriebe der Übelgesinnten nicht ankommt.

Das Stift selbst mutet wie ein Geschwür an, das sich ständig ausbreitet und nicht einzuhegen ist. Ein gewöhnliches Lehen, selbst das eines Fürsten, kann aus vielerlei Gründen verfallen: Der Beliehene kann ohne Erben sterben; er kann sich einer Verfehlung schuldig gemacht haben, die eine neue Vergabe nötig macht; der Besitz kann aber auch durch einen habgierigen Nachbarn geschmälert werden, sowohl durch kriegeri-

sche Handlungen als auch durch juristische Winkelzüge. Ein Kloster dagegen kann nur wachsen: Was es sich einmal an Land einverleibt hat, das bleibt in seinem Besitz für hunderte, ja tausende von Jahren. Und nicht nur Bauern werden gezwungen, ihr Land dem Kloster zu übereignen, auch adelige Großgrundbesitzer werden auf dem Sterbebett genötigt, ihres Seelenheiles willen das Kloster mit ihrem Land zu beschenken.

Ludwig Ganghofer war zur Zeit der Säkularisation in Bayern noch nicht geboren, aber es ist offensichtlich, dass er stark mit ihr sympathisierte. Wie sein Roman von Zeitgenossen aufgenommen wurde, ist nicht zu eruieren, aber man kann sich denken, dass die protestantische Seite stärker angetan war als die katholische.

Der Autor berichtet auch von einer Sage, die es um den Untersberg in Berchtesgaden gegeben haben soll: Demnach soll ein großer Herr, einäugig und mit Schlapphut, im Untersberg schlafen und darauf warten, dass man ihn zu Hilfe ruft, während seine Raben um den Berg kreisen.

Wie die Reaktionen der Chorherren zeigen, vermuten sie hinter Wute den Wüdan, den wütenden Gott Wotan. Deshalb halten sie im Roman mit einer frisch erfundenen Legende dagegen: Kaiser Rotbart soll im Untersberg schlafen und den bedrängten Bauern, wenn deren Not alles Maß übersteigt, zu Hilfe kommen. Ein Klosterbruder wird eigens instruiert, von einem fabulösen Besuch im Untersberg zu berichten. Die Chorherren planen, durch die fromme Legende den Bauern Hoffnung zu schenken und sie von einem Aufstand abzuhalten.



***Vance, Jack: Grüne Magie**

Jack Vance [John Holbrook Vance, 1916–2013]

Grüne Magie

(Green Magic. The Fantasy Realms of Jack Vance, 1979)

Heyne 06/4478 (TB 346 S./DM 9,80)

München 1988

Aus dem Amerikanischen von Andreas Brandhorst und Heinz Nagel

Genre: Phantastik

Jack Vance, ein Schöpfer fremdartiger Welten und exotischer Kulturen, wie ihn die phantastische Literatur nicht noch einmal kennt, präsentiert im vorliegenden Band neun seiner Meisternovellen:

Grüne Magie

Die Wundermacher

Die Mondmotte

Mitr

Die Menschen kehren zurück

Das Schmale Land

Die Pilger

Das Geheimnis

Grüne Magie ist eine Zusammenstellung phantastischer Erzählungen aus dem Werk von Jack Vance, von denen etliche der exotischen Science Fiction zuzurechnen sind.

1. „Grüne Magie“ („Green Magic“, 1963). Aus dem Amerikanischen von Andreas Brandhorst

Howard Fair sah die Hinterlassenschaften seines Großonkels Gerald McIntyre durch und fand dabei einen großen Band mit dem Titel:

ARBEITSBERICHT UND TAGEBUCH

Lektüre auf eigene Gefahr!

Fair las das Tagebuch mit großem Interesse, obgleich seine eigene Arbeit weit über die Konzepte hinausging, die von Gerald McIntyre nur am Rande und mit großer Zurückhaltung behandelt worden waren.

„Die Existenz von Disziplinen, denen in Hinblick auf die elementare Magie koaxiale Qualitäten zukommen, muß nunmehr ohne jeden Zweifel anerkannt

werden', schrieb McIntyre. ‚Ausgehend von einigen Analogien in bezug auf die weiße und schwarze Magie (im folgenden in einem geeigneten Kontext erläutert), habe ich den grundlegenden Bedeutungsumfang sowohl der purpurnen Magie beschrieben als auch der notwendigen Folge daraus, des Dynamischen Nomismus.' (S. 7)

Howard Fair sichtet die Aufzeichnungen seines verstorbenen Großonkels Gerald McIntyre und stellt fest, dass sein Verwandter Studien über die verschiedenen Formen der Magie betrieben hatte. Fair erfährt mit Erstaunen, dass McIntyre nicht nur von schwarzer und weißer, sondern auch von purpurner und grüner Magie schreibt.

Offenbar befinden wir uns in einer Welt, in der schwarze, weiße und purpurne Magie gang und gäbe sind. Fair beschwört sogleich einen Dämon, um sich über die unerwartete grüne Magie zu informieren, kommt aber auf diesem Weg nicht weiter.

Fair vertieft sich in seine Forschungen, bis es ihm gelingt, eine Gestalt aus der grünen Sphäre erscheinen zu lassen.

Die Aufregung Fairs nahm zu. Die Notizen bewiesen, daß er auf dem richtigen Weg war. Außerdem deuteten sie in diesem Zusammenhang auf einige Sackgassen hin, die er meiden und dadurch Zeit und Mühe sparen konnte. Mit solcher Hingabe widmete sich Fair seiner Arbeit, daß er sich noch vor Ablauf einer Woche dazu imstande sah, einen Geist aus dem grünen Zyklus zu beschwören.

Er erschien ihm als ein Mann mit grünen Glasaugen und einem Büschel aus zarten Eukalyptusblättern anstelle des Haars. Er begrüßte Fair zwar freundlich, doch recht knapp, und er weigerte sich, Platz zu nehmen. Darüber hinaus ignorierte er die Einladung Fairs, eine Tasse Kaffee mit ihm zu trinken. (S. 9)

Von seinem Gast erfährt Fair, dass es jenseits von Grün noch wenigstens Graun und Bleib und vermutlich noch weitere Farben gibt.

Außerdem erläutert der Grüne die Beschaffenheit seiner Sphäre.

„Nun, bei uns gibt es vier verschiedene Regionen, und zwei davon ragen aus der allgemeinen Struktur des Universums, was bedeutet, daß sie sich unterhalb der beiden anderen befinden. Die erste ist einerseits zwar ziemlich komprimiert und deform, andererseits jedoch wegen der großen und gesprenkelten Tümpelverwerfungen bekannt, die wir des öfteren benutzen, um Verwirrung zu stiften. Wir haben sie ausgestattet mit Bärlapp aus dem irdischen Devon und einigen Eisfeuern aus der Verdammnis. Das Zeug wächst und leuchtet an den Ruten, die wir Teufelshaar nennen ...“ (S. 10f)

Bedauerlicherweise sagen diese Informationen dem guten Fair sehr wenig.

Fair fragt, ob er die grüne Sphäre erforschen könne. Ja, meint der Geist, aber Fair sehe ja, dass es mit seinem Onkel kein gutes Ende genommen habe.

Weil Fair aber sein eher bedauernswertes Äußeres verbessern und zudem gern ewig leben möchte, schlägt er die Warnungen des Gastes in den Wind. Er vergräbt auf

einem Friedhof eine Fernsehkamera und eine Bierflasche so, dass die Öffnungen gerade noch aus der Erde schauen, und beschwört daraus einen Golem, den er auf die Reise in die grüne Sphäre schickt.

Zwei Elementargeister der grünen Sphäre, Jaadian und Misthemar, bemerken den Golem und lassen sich dazu herab, Fair auf die gleiche Weise wie seinen Onkel zu beglücken. Sie machen ihm Vorhaltungen, durch das Eindringen des Golem zarteste Kunst aus zehn Millionen Jahren zerstört zu haben, und versprechen ihm, seine Wünsche zu erfüllen, wenn er von derartigen Taten in Zukunft abließe.

Zwei Stunden später kehrt ein äußerlich zum Positiven verwandelter Fair in seine Wohnung zurück; tatsächlich hat er aber siebenhundert Jahre in der grünen Sphäre verbracht. Je mehr er dort lernt, umso mehr wird er sich seiner Unzulänglichkeit bewusst. Verzweifelt lässt sich in seine Welt zurückversetzen, wo er erkennen muss, dass all seine früheren Studien Kinderkram waren. Auch die Vergnügungen, die die Erde bietet, erscheinen ihm jetzt schal und sinnlos.

Howard Fair gab sich alle Mühe, Gefallen an den verschiedensten Vergnügungsmöglichkeiten zu finden. Er zwang sich dazu, große Mengen von erlesenem Wein zu trinken und die besten Cognac-Sorten auszuprobieren -obgleich sie seinen Gaumen beleidigten. Als der Hunger stärker wurde als sein Abscheu, brachte er das Verzehren von Objekten über sich, die er als erhitztes tierisches Körpergewebe und hypertrophische Geschlechtsorgane von Pflanzen erachtete. Er experimentierte mit erotischen Empfindungen, mußte jedoch die Feststellung machen, daß sich die besonders schönen Frauen nicht mehr von den Mauerblümchen unterschieden. Außerdem weckten schmutzige Kontakte dieser Art – er dachte dabei insbesondere an den Austausch von Viren, Bakterien und Pilzen – Übelkeit in ihm. Er kaufte ganze Bibliotheken hochwissenschaftlicher Werke, und voller Verachtung blätterte er in den Bänden. Er versuchte, sich mit seinen alten magischen Künsten zu amüsieren, doch sie erschienen ihm lächerlich. (S. 25)

Fair zieht sich frustriert in eine Kristallkuppel zurück, wo er sich von einer synthetischen, geschmacklosen Masse ernährt.

Zu seiner großen Überraschung findet er seinen Onkel in einer kleinen Tankstelle, wo dieser ein belangloses, langweiliges Leben führt. Als Fair beginnt, ihn dafür zu beneiden, bietet ihm McIntyre eine einfache Lösung an.

„Du brauchst nur durch die Tür zu gehen. In jenem Zimmer dort büßt du nicht nur alle deine magischen Kenntnisse ein, sondern verlierst auch deine Erinnerungen an die grüne Sphäre. Dann bist du nicht klüger als ein ganz gewöhnlicher Durchschnittsmensch. Du befreist dich von deinem Wissen, und damit auch von Langeweile, Melancholie und Unzufriedenheit.“ (S. 28)

Wenn Fair eine schwarze, lichtlose Türe durchschreitet, fällt all sein nutzloses Wissen von ihm ab.

McIntyre ist noch nicht hindurchgegangen, weil er inzwischen die Langeweile und die Frustration nicht mehr missen möchte.

Fair will diese Erfahrung auch für sich beherzigen und kehrt in seinen Kristallpalast zurück.

„Grüne Magie“ spielt mit dem Gedanken, dass ein einfacher und beschränkter Mensch womöglich viel glücklicher ist als ein allzu gebildeter. Die Ausführung dieser Idee ist leider etwas zu umständlich und zu verspielt geraten.

2. *“Die Wundermacher“ („The Miracle Workers“, 1958)****

Diese vorzügliche Novelle wurde bereits in *Fantasia* 983e besprochen.

3. *“Die Mondmotte“ („The Moon Moth“, 1961)****

Dieses Glanzstück aus Jack Vances Schaffen wurde in *Fantasia* 782e als „Das Land der Masken“ besprochen.

4. *“Mitr“ („The Mitr“, 1953). Aus dem Amerikanischen von Andreas Brandhorst****

Jener Name, die Unterlage aus Gras und ein braunes Tuch, von den Käfern ge-

stohlen – mehr besaß sie nicht. Möglicherweise konnte man auch noch etwas anderes zu ihrer Habe zählen, nämlich den vermodernden Knochenhaufen, der rund hundert Meter entfernt im Wald lag. Die Gebeine interessierten sie sehr, und undeutlich erinnerte sie sich an einen Zusammenhang zwischen ihnen und ihr selbst. Während der alten Tage, als ihre Arme und Beine noch kurz und rund gewesen waren, hatte sie die von der Form her geradezu grotesk anmutende Ähnlichkeit kaum bemerkt. Inzwischen aber war sie größer geworden, und an den Gemeinsamkeiten konnte kein Zweifel mehr bestehen. Augenhöhlen dort, wo sich ihre Pupillen befanden, ein Mund an genau der richtigen Stelle, Zähne, Kiefer, Kopf, Schultern, Rippen, Beine, Füße. Dann und wann begab sie sich in den Wald, trat an die Knochen heran und betrachtete sie nachdenklich. In letzter Zeit allerdings machte sie sich nicht mehr regelmäßig auf den Weg. (S. 194f)

The name, the grass bed, a length of brown cloth stolen from the beetles were her only possessions. Possibly her belongings might be said to include a mouldering heap of bones which lay a hundred yards back in the forest. They interested her strongly, and she vaguely remembered a connection with herself. In the old days when her arms and legs had been short and round she had not marked the rather grotesque correspondence of form. Now she had lengthened and the resemblance was plain. Eyeholes like her eyes, a mouth like her own, teeth, jaw, skull, shoulders, ribs, legs, feet. From time to time she would wander back into the forest and stand wondering, though of late she had not been regular in her visits.

Wir befinden uns in einer trostlosen Welt, in der es nur Erde, Pflanzen, Käfer, Ruinen und einen Haufen Knochen gibt. Die Frau mit dem Namen Mitr, den sie von den Käfern erhalten hat, lebt dort. Ihrer Erinnerung nach muss sie auf eine seltsame Art und Weise entstanden sein.

Die Frau hat offenbar keine Einsicht in ihre Situation; es fehlt ihr auch an jeglichem Antrieb. Nur mit einem Wesen namens Ti-Sri-Ti spricht sie gelegentlich.

Vielleicht sollte sie die Käfer auf der Landzunge besuchen; möglicherweise würde das alte graue Wesen namens Ti-Sri-Ti mit ihr sprechen.

Langsam erhob sie sich und setzte die Wanderung über den Strand fort. Schon nach wenigen Schritten fragte sie sich, ob sie ihre Absicht wirklich in die Tat umsetzen sollte. Eigentlich hatte Ti-Sri-Ti nichts Interessantes zu sagen. Er beantwortete keine Fragen, sondern brummte nur immer Informationen und Daten, die die Kolonie betrafen. Pausenlos sprach er davon, wie viele Larven schlüpfen durften und aus wie vielen Spinneneiern der gegenwärtige Vorrat bestand. Er schilderte den Zustand seiner Kiefer, Fühler und Augen ... (S. 196)

Maybe she should visit the beetles over the headland; perhaps the old gray

creature called Ti-Sri-Ti would speak to her.

Tentatively she rose to her feet and started back along the beach. The plan gave her no real pleasure. Ti-Sri-Ti had little of interest to say. He answered no questions, but recited interminable data concerned with the colony: how many grubs would be allowed to mature, how many pounds of spider-eggs had been taken to storage, the condition of his mandibles, antennae, eyes...

Ti-Sri-Ti gibt fortwährend Informationen über die Welt von sich, mit denen Mitr jedoch nichts anfangen kann. Eine davon lautet, das nur noch ein Zweibeiner existiert, die Letzte der Mitr.

Am Strand wird Mitr von einem Käfer überwältigt, der aus ihrem Nacken Flüssigkeit saugt und sie dann wieder freilässt.

Doch dann ereignet sich etwas völlig Neues.

Ein langer schwarzer Himmelsfisch durchstieß die Wolken und schnaufte Flammen.

Entsetzt wich Mitr in Richtung der Brombeerbüsche zurück. Die Dornen kratzten ihr über die Haut, und der Schmerz brachte sie wieder ganz zu sich. Sie eilte in den Wald und duckte sich unter eine große Zypresse.

Der Himmelsfisch kam mit erstaunlicher Geschwindigkeit herab, flog den Strand an und setzte ganz sanft und mit einem letzten und rülpstend klingenden Seufzen auf. (S. 199)

A long black sky-fish dropped into view, snorting puffs of fire. Terrified, she backed into the blackberry bushes. The brambles tore her legs, brought her to awareness. She dodged into the forest, crouched under a leaning cypress trunk.

The sky-fish dropped with astounding rapidity, lowered to the beach, settled with a quiet final belch and sigh.

Mitr beobachtet, wie drei Wesen, die ihr ähneln, aus dem gelandeten Himmelsfisch steigen und einen der Käfer, der sich ihnen nähert, mit einem Blitz vernichten.

Die Wesen bemerken Mitrs Fußspuren und lachen.

Am Ufer des Baches, nur einige wenige Meter entfernt, blieben sie stehen und tranken. Mitr konnte sie ganz deutlich sehen. Ihr Haar hatte die Farbe von Kupfer, und im Bereich des Mundes sah sie dünnen Flaum. Die Oberkörper schienen in rote und schimmernde Panzer gehüllt zu sein, und grauer Stoff bedeckte die Beine. Die Füße steckten in metallenen Vorrichtungen.

Ja, sie ähnelten ihr sehr – und waren doch völlig anders. Größer, schwerer – irgendwie beweglicher. Und auch grausam: Sie hatten den braun-schwarzen Käfer verbrannt. Mitr beobachtete sie fasziniert. Aus welchem Land kamen sie? Gab es in den Domänen jenseits des Himmels noch andere solche Geschöpfe? (S. 200f)

They stopped at the water's edge, drank, only a few paces away. Mitr could see them plainly. They had bright copper hair and little hair-wisps around

their mouths. They wore shining red carapaces around their chests, gray cloth on their legs, metal foot-wrappings. They were much like herself—but somehow different. Bigger, harder, more energetic. They were cruel, too; they had burnt the brown and black beetle. Mitr watched them fascinatedly. Where was their home? Were there others like them, like her, in the sky?

Mitr bemerkt, dass die Wesen anders als seine eine Art Kleidung tragen.

Dann erblickt eines der Wesen Mitr.

Vorsichtig blickte sie an dem Strauch vorbei. Einer der Fremden wandte sich verwirrt von den beiden anderen ab, so als habe er irgend etwas bemerkt. Selbst jetzt sah er sie nicht. Und er starrte ihr direkt in die Augen.

Mitr hörte, wie er einen überraschten Schrei von sich gab, und dann floh sie auch schon durch den Wald. Der Fremde folgte ihr, und seine beiden Gefähr-

ten schlossen sich ihm an und stürmten durch das Unterholz. (S. 202)

She looked cautiously around the trunk. One of the strangers was staring in a puzzled manner, as if he might have glimpsed movement. Even now he didn't see her. He looked straight into her eyes.

She heard him call out, then she was fleeing through the forest. He charged after her, and after him came the other two, battering down the undergrowth.

Die Wesen verfolgen Mitr, doch ihr gelingt es, die abzuschütteln. Die Wesen kehren zum Himmelsfisch zurück und fliegen fort.

Mitr ist wieder allein. Sie weint, ohne zu wissen warum.

„Mitr“ erzählt von einer jungen Frau, der letzten ihrer Gattung, die auf einem trostlosen Planeten lebt. Hat sie als Kleinkind eine Katastrophe überlebt, die alle Anderen hinweggerafft hat? Das würde erklären, wieso sie keinerlei Erinnerungen an andere Artgenossen hat. Aber wie hätte ein Kleinkind ganz allein in dieser Welt überle-

ben können? Wurde sie von den Käfern gehütet? Oder hat sie sich aus dem Geist ihrer Vorfahren selbst hervorgebracht? Wir wissen es nicht.

Raumfahrer landen und suchen sogar den Kontakt mit Mitr, aber sie flieht, denn sie fürchtet sich vor den Fremden. Lieber lebt sie weiter wie bisher und lässt sich von den Käfern aussaugen, als das Wagnis einzugehen, sich Fremden anzuvertrauen. Dass diese einen Käfer getötet haben, obwohl er vor ihnen geflohen ist, zeugt jedenfalls nicht von der Gutartigkeit der Fremden, insbesondere, da allem Anschein nach die Käfer über eine gewisse Intelligenz verfügen; vielleicht sind sie sogar die Ureinwohner dieser Welt.

Und obwohl Mitr die Annäherungsversuche der Fremden zurückgewiesen hat, weint sie doch über die verlorenen Möglichkeiten.

„Mitr“ ist eine traurige Geschichte, die gerade wegen ihrer Rätselhaftigkeit eine besondere Faszination ausstrahlt.

5. „Die Menschen kehren zurück“ („The Men Return“, 1957). Aus dem Amerikanischen von Heinz Nagel.

Das Relikt kam verstoßen die Felspalte herunter, ein hageres, dahin taumelndes Geschöpf mit gemarterten Augen. Es bewegte sich in einer Folge schneller Sprünge, jede Deckung ausnutzend, hinter jedem vorüberziehenden Schatten dahinrennend, manchmal auf allen vieren kriechend, den Kopf dicht am Boden. Als es schließlich den letzten niedrigen Felsvorsprung erreichte, blieb es stehen und spähte über die Ebene hinaus.

Weit in der Ferne erhoben sich niedrige Hügel, die in den Himmel übergingen, der gelblich fahl und gesprenkelt wirkte, wie schlechtes Milchglas. Die Ebene, die dazwischen lag, wirkte wie angefaulter Samt, schwarzgrün und runzelig, mit Streifen von Ocker und Rost dazwischen. Eine Fontäne aus flüssigem Felsgestein stieg hoch in die Lüfte und verzweigte sich in schwarze Koralle. In mittlerer Ferne entwickelte sich

eine Familie aus grauen Objekten, denen man eine gewisse zielgerichtete Zweckmäßigkeit anmerken konnte: Sphären verschmolzen in Pyramiden und wurden zu Kuppeln, zu Türmchen, den Himmel durchdringende Stangen; und dann, als letzte *tour de force*, Tesserakte. (S. 204)

Eine seltsame Welt bietet sich uns hier dar, mit seltsamen Geschöpfen.

Es wartete. Lange Zeit? Kurze Zeit? Es hätte beides sein können; Dauer hatte weder quantitative noch qualitative Realität. Die Sonne war verschwunden, und es gab keine Standardzyklen und keine Wiederkehr. Zeit war zu einem leeren Wort geworden, dem jegliche Bedeutung fehlte. (S. 205)

Mit den Naturgesetzten scheint es hier nicht weit her zu sein. Allerdings deutet die Aussage vom Verschwinden der Sonne darauf hin, dass es hier einmal andere Verhältnisse gab.

Dann kam die schreckliche Stunde, in der die Erde in eine Tasche der Nichtkausalität hineinrutschte, und all die geordneten Spannungen von Ursache und Wirkung lösten sich auf. Das spezielle Werkzeug war nutzlos; es konnte die Realität nicht mehr fassen. Von den zwei Milliarden Menschen überlebten nur einige wenige – die Wahnsinnigen. Sie waren jetzt die Organismen, die Herren ihrer Ära, und ihre Dissonanzen bildeten ein so exaktes Äquivalent zu den Unberechenbarkeiten des Landes, daß sie für sich eine eigenartig wilde Weisheit darstellten. Aber vielleicht war es auch so, daß die desorganisierte Materie der Welt losgelöst von der alten Organisation für Psychokinese besonders sensitiv war. (S. 207)

Nun herrscht Klarheit: Wir befinden uns auf der Erde, die in eine Tasche der Nichtkausalität hineingerutscht ist. Während sich die Organismen der Veränderlichkeit anpassen, hielten die Relikte zu ihrem eigenen Verderben an ihrem Glauben an die Kausalität fest.

Eine Gruppe von Relikten– der Mann Finn und die Frauen Gisa, Tagart, Reak und Boad – kämpft mühsam ums Überleben, weil jede Nahrung, die Finn anschleppt, sich von Minute zu Minute in etwas anderes verwandelt.

„Augenblick! Seht die Organismen an!“

Die Frauen sahen hin. Die Organismen standen zusammengedrängt da und starrten zum Himmel.

„Seht euch den Himmel an!“

Die Frauen sahen hin; das Milchglas war am Platzen, brach, schälte sich ab.

„Das Blau! Der blaue Himmel, wie er früher war!“

Ein schrecklich helles Licht brannte auf sie herunter, versengte ihnen die Augen. Die Strahlen wärmten ihnen den nackten Rücken.

„Die Sonne“, sagten sie mit ehrfürchtiger Stimme. „Die Sonne ist zur Erde zurückgekehrt.“

Der verhüllte Himmel war verschwunden; die Sonne stand stolz und hell in einem Meer aus Blau. Der Boden

unter ihnen kochte, knackte, wogte, verfestigte sich. Sie spürten, wie der Obsidian unter ihren Füßen hart wurde. Seine Farbe verschob sich in glänzendes Schwarz. Die Erde, die Sonne, die Milchstraße, hatte die Region der Freiheit verlassen; die andere Zeit mit ihren Eingengungen und ihrer Logik war wieder bei ihnen.

„Dies ist die Alte Erde“, rief Finn. „Wir sind Menschen der Alten Erde! Das Land gehört wieder uns!“

„Und was ist mit den Organismen?“

„Wenn dies die Erde ist, wie sie einmal war, dann sollen die Organismen sich hüten!“ (S. 216f)

Mit einem Mal ist das Sonnensystem wieder in eine Region der Naturgesetze eingetaucht.

Alpha rief: „Hier ist meine Intuition! Es ist genauso, wie ich es wußte. Die Freiheit ist verschwunden; die Enge, die Einschränkung sind wieder da!“

„Wie werden wir sie besiegen?“ fragte ein anderer Organismus.

„Ganz leicht“, sagte ein dritter. „Jeder muß einen Teil der Schlacht kämpfen. Ich habe die Absicht, mich gegen die Sonne zu schleudern und sie aus der Existenz zu verdrängen.“ Und er duckte sich, warf sich in die Luft. Er fiel zurück und brach sich den Hals.

„Der Fehler liegt in der Luft“, sagte Alpha, „weil die Luft alle Dinge umgibt.“

Sechs Organismen rannten davon, um Luft zu suchen, taumelten in den Fluß und ertranken.

„Jedenfalls habe ich Hunger“, sagte Alpha. Er sah sich nach geeigneter Nahrung um. Er schnappte sich ein Insekt, das ihn stach. Er ließ es fallen. „Mein Hunger bleibt.“

Er erspähte Finn und die beiden Frauen, die die Felsspalte herunterkamen. „Ich werde einen der Relikte essen“, sagte er. „Kommt, laßt uns alle essen!“

Drei von ihnen setzten sich in Bewegung – wie üblich in willkürlichen Richtungen. Zufällig stieß Alpha auf Finn. Er schickte sich an zu essen, aber Finn hob einen Felsbrocken auf. Der Felsbrocken

blieb ein Felsbrocken, hart, scharf, schwer. Finn schwang ihn und freute sich an seinem Gewicht. Alpha starb mit zerschmettertem Schädel. Einer der anderen Organismen versuchte, über eine Felsspalte zu treten, die zwanzig Fuß breit war, und verschwand in ihr; der andere setzte sich, schluckte Felsen, um seinen Hunger zu stillen, und verfiel gleich darauf in Zuckungen.

Finn deutete in dem frischen, neuen Land in verschiedene Richtungen. „In jenem Viertel, die neue Stadt, wie die aus den Legenden. Hier drüben die Farmen, das Vieh.“

„Wir haben das alles doch nicht“, protestierte Gisa.

„Nein“, sagte Finn. „Jetzt nicht. Aber die Sonne geht wieder auf und geht wieder unter, Stein hat wieder Gewicht und Luft keines. Wasser fällt wieder als Regen herunter und fließt zum Meer.“ Er trat vor, über den gefallenen Organismus hinweg. „Laßt uns Pläne machen!“ (S. 217f)

Die Organismen können sich der neuen Realität nicht anpassen, aber die Relikte sehr wohl. Finn und seine Frauen sind die neuen Beherrscher der Erde.

„Die Menschen kehren zurück“ ist eine kuriose Geschichte über eine Welt, in der es keine Naturgesetze mehr gibt, in der alles im Wandel und im Fluss ist, in der man nur überleben kann, wenn man mit jeder beliebigen Veränderung rechnet.

6. **“Das Schmale Land“ („The Narrow Land“, 1967). Aus dem Amerikanischen von Andreas Brandhorst.*

Zwei Nervenenden berührten sich im oberen Hirnbereich Ems, und er gelangte zu Bewußtsein, nahm Dunkelheit wahr und spürte Enge. Es war ein recht unangenehmes Gefühl. Er streckte die Glieder, berührte die Eischale und stieß überall auf Widerstand. Abgesehen von einer Richtung. Er trat wiederholt zu, und nach einer Weile schaffte er es, einen Riß entstehen zu lassen. Daraufhin war das Empfinden der Enge nicht mehr ganz so beklemmend. Ern wand

sich hin und her, kratzte über die Membran und zerrte daran. Und plötzlich machte er eine Erfahrung, die ihm ganz und gar nicht behagte: Er fühlte Nässe, eine Körperflüssigkeit, die nicht von ihm stammte. Das andere Wesen strebte ihm entgegen, tastete nach ihm. Ern wich zurück, und aus einem Reflex heraus schlug er auf die fremden Greifwerkzeuge ein, die ihm erschreckend stark und massiv erschienen. (S. 219)

A pair of nerves joined across the top of Ern's brain; he became conscious, aware of darkness and constriction. The sensation was uncomfortable. He tensed his members, thrust at the shell, meeting resistance in all directions except one. He kicked, butted and presently created a rupture. The constriction eased somewhat Ern squirmed around, clawed at the membrane, tore it back and was met by a sudden unpleasant exudation: the juices of a being not himself. It wrenched around, reached forth. Ern recoiled, struck back the probing mem-

bers, which seemed ominously strong and massive.

Ein Wesen namens Ems erwacht in einer Ei-Schale zu Bewusstsein und muss sogleich gegen eine zweite Existenz kämpfen. Ems siegt und verschmilzt mit dem Anderen.

Ems kriecht aus dem Ei und wird sogleich von einem Raubtier bedroht. Schnell rettet er sich ins Wasser, wo er in Sicherheit ist, Nahrung findet und heranwächst. Ems ist geschickt darin, den Knochenvögeln und Ogern zu entgehen.

Die Welt, in der Ems lebt, ist auf der einen Seite von einem Sturmwall und auf der anderen von einer Wand aus Finsternis begrenzt. Hier gibt es zwei Sorten von Wasserkindern, schlanke und temperamentvolle einerseits, und robustere, ruhigere mit zwei Schädelkämmen andererseits; Ems rechnet sich zu letzteren.

Ems und die anderen Wasserkinder lernen, sich durch Sprache zu verständigen. Dort, wo das Land beginnt, leben die Anderen, und einige Wasserkinder behaupten, dass sie selbst einmal zu Anderen würden.

Manchmal begeben sich die Anderen ins Wasser. Ems beobachtet sie, wie sie versuchen, Zim, den größten der Zweikämmigen, zu fangen, allerdings ohne Erfolg. Ems folgt den Anderen an Land, kann sich dort allerdings nur mühevoll fortbewegen. Angsterfüllt eilt er ins Wasser zurück. Weitere Beobachtungen der Anderen überzeugen ihn davon, dass diese zu den Einkämmigen gehören.

Ems kann es nicht lassen, die Welt der Anderen zu beobachten.

Und in diesem Augenblick sah er ein sonderbares gelbes Wesen, das über ihm schwebte. Hunderte von Schuppen klirrten. Das Geschöpf erspähte Ern und stimmte ein lautes Geheul an. Etwas weiter entfernt erklangen andere Stimmen – die von Anderen. Ern wirbelte herum und schwamm den Weg zurück, den er gekommen war, während der Klirrvogel über ihm dahinsegelte. (S. 226)

Ern dared proceed no farther. If someone or something had followed him, he

was trapped. And at this moment a strange yellow creature halted overhead to hover on a thousand tinkling scales. Spying Ern it set up a wild ululation. Off in the distance Ern thought to hear a call of harsh voices: men. He swung around and swam back the way he had come, with the tinkle-bird careening above.

Einerseits versucht Ems, seine Beine zu trainieren, andererseits schwimmt er vorsichtshalber lieber im Wasser zwischen den Inseln hindurch. Dabei beobachtet er eine Anderen-Frau, die Eier in den Schlamm legt. Nun hat er das Geheimnis seiner eigenen Herkunft erkundet.

Die Wasserkinder werden größer und interessieren sich immer mehr für das Land; auch beginnen sie, sich geschlechtlich zu differenzieren. Ems hat immer geglaubt, ein Zweikammiger zu sein, aber er muss feststellen, dass sein Kopf nur kleine Buckel und Mulden aufweist.

Dann geschieht etwas Entscheidendes: Zweihundert Andere veranstalten eine Treibjagd auf die Wasserkinder. Die Kleins-

ten werden wieder ins Watt entlassen, die Größeren werden eingefangen und in Gruppen sortiert, wobei die Zweikammigen das besondere Wohlgefallen der Anderen zu erwecken scheinen.

Ems hat sich versteckt und ist der Treibjagd entgangen. Aber die Neugier verleitet ihn dazu, an Land zu gehen und den Anderen zu folgen. Er stellt fest, dass die Anderen ein Dorf mit Hütten besitzen und offenbar über handwerkliche Fähigkeiten verfügen.

Nacheinander wurden die Wasserkinder zu den vier Männern auf der Plattform emporgereicht, die sie dann sorgfältig untersuchten. Die meisten männlichen Exemplare wurden abgelehnt und zurückgesetzt. In der Regel war unter zehn Individuen eins, das man aussortierte, durch einen kräftigen Schlag mit einem steinernen Hammer tötete und anschließend mit dem Gesicht zur Sturmgrenze hinstellte. Die weiblichen Wasserkinder wurden auf die andere Seite des Podestes geschickt, wo die vier menschlichen Frauen warteten, die

ebenfalls eine Untersuchung durchführten. Mit großer Aufmerksamkeit betrachteten sie jedes einzelne der zitternden Mädchen. Etwa die Hälfte überantworteten sie einer anderen Frau, die sie in einen nahen Pferch brachte. Etwa eins von fünf erhielt einen langen weißen Strich auf den Kopf und wurde dann in das Gehege geführt, in dem die Zweikammigen gefangen waren. Die anderen starben unter den Hieben des Steinhammers. Und die Leichen ordnete man so, daß sich die gebrochenen Blicke auf die Finstere Wand richteten ... (S. 233)

One by one the children were lifted up to the four men, who gave each a careful examination. Most of the male children were dismissed and sent down into the crowd. The rejects, about one in every ten, were killed by the blow of a stone mallet and propped up to face the wall of storm. The girl-children were sent to the other end of the platform, where the four women waited. Each of the trembling girl-children was consid-

ered in turn. About half were discharged from the platform into the custody of a woman and taken to a booth; about one in every five was daubed along the skull with white paint and sent to a nearby pen where the double-crested children were also confined. The rest suffered a blow of the mallet. The corpses were propped to face the wall of murk...

Auf einer Plattform werden die Wasserkin-
der begutachtet, und welches kein Gefallen
findet, wird mit einem steinernen Hammer
erschlagen.

Ein Klirrvogel scheucht Erm aus seinem
Versteck auf, woraufhin er von den Ande-
ren eingefangen wird. Zuerst will man Erm
erschlagen, doch dann bemerkt man eine
Besonderheit an seinem Kopf und operiert
ihn mit einem Messer.

Einige besonders gekennzeichnete Mäd-
chen sowie die zweikammigen Wasserkin-
der werden in den Busch geführt. Die Zu-
rückgebliebenen erhalten strenge Unter-
weisungen in Betragen, Handwerk und
Waffenkunst.

Ern dagegen wird allein gelassen. Er wächst heran und entwickelt fedrige Reife-kämme. Schließlich wird er freigelassen und fortgeführt, und zwar zu einem zweiten Dorf, das von einer höheren Entwicklungsstufe kündet als das der Anderen.

Ern wird an einen Pfahl gebunden und von einer prächtigen Delegation Zweier wieder losgebunden, die ihn für einen der Ihren halten.

„Kannst du sprechen?“

„Ja.“

„Du mußt antworten: ‚Ja, Präzeptor der Sturmgewalt.‘ Das ist der richtige Titel.“

Ern fand diese Ermahnung ebenso sonderbar wie die Aufmachung der beiden Zweier. Er hielt es für angeraten, besondere Vorsicht walten zu lassen. Die Zweier wirkten zwar launisch und unberechenbar, aber ganz offensichtlich hatten sie nicht die Absicht, ihm irgend etwas anzutun. Die Mädchen legten die Pakete vor den Pfahl – vermutlich Gaben für die Einer-Männer.

„Und nun komm mit!“ sagte der Zweier mit der Doppelreihe aus schwarzen Federn. „Achte darauf, wie du gehst! Schwing nicht die Arme hin und her. Du bist ein Zweier, ein wichtiges Individuum. Du mußt dich angemessen verhalten, so wie es die Tradition verlangt.“

„Ja, Präzeptor der Sturmgewalt.“

„Du hast mich ‚Präzeptor der Finsternen Kälte‘ zu nennen!“ (S. 240)

„Do you speak?“

„Yes.“

„You must say ‚Yes, Preceptor of the Storm Dazzle‘; such is the form.“

Ern found the admonition puzzling, but no more so than the other attributes of the Twos. His best interests, so he decided lay in cautious cooperation. The Twos, while arbitrary and capricious, apparently did not intend him harm. The girls arranged the parcels beside the stake: payment, so it seemed, to the One-men.

„Come then,“ commanded he of the black plumes. „Watch your feet, walk

correctly! Do not swing your arms; you are a Two, an important individual; you must act appropriately, according to the Way.“

„Yes, Preceptor of the Storm Dazzle.“

„You will address me as ‘Preceptor of the Dark Chill’!“

Man wäscht Ern und reibt ihn mit Öl ein.

Man wusch ihn und rieb ihn mit öl ein, und erneut stießen seine Schädelnarben auf allgemeine Verwunderung. Ern begann zu argwöhnen, daß die Einer einen Trick benutzt hatten: Um ihn an die Zweier zu verkaufen, täuschten sie mit den Schnitten einen doppelten Schädelkamm vor, der in Wirklichkeit gar nicht existierte. Vielleicht, so überlegte er, handelte es sich bei ihm nur um die exotische Sonderform eines Einers. Tatsächlich ähnelten seine Geschlechtsmerkmale eher denen der Einer und nicht so sehr den epizönischen – oder möglicherweise verkümmerten – Organen der Zweier. (S. 241)

He was washed, anointed with oil, and again the weals along his scalp received a puzzled inspection. Ern began to suspect that the Ones had used duplicity; that, in order to sell him to the Twos, they had simulated double ridges across his scalp; and that, after all, he was merely a peculiar variety of One. It was indeed a fact that his sexual parts resembled those of the One-men rather than the epicene, or perhaps atrophied, organs of the Twos.

Ern beginnt zu argwöhnen, dass er in Wirklichkeit ein Einer ist und seine Kopfoperation ihn als Zweier vortäuschen sollte, aus welchen Gründen auch immer.

Ern erhält Unterricht in zahlreichen Fächern, darunter auch Kosmologie und Religion.

„Wir leben im Schmalen Land“, erklärte der Pädagoge der Sturmgewalt. „Es erstreckt sich endlos! Wie können wir uns in diesem Punkt so sicher sein? Weil wir wissen, daß die gegensätzlichen Prinzipien von Sturm und Finste-

rer Kälte göttlich und daher ewig sind. Aus diesem Grund muß das Schmale Land, das Gebiet des Zusammenstoßes, unendlich und ohne Grenzen sein.“

Ern wagte es, eine Frage zu stellen. „Was befindet sich hinter dem Sturmwall?“

„Es gibt kein ‚Dahinter‘. Das STURM-CHAOS ist und fordert die Finsternis mit seinen Blitzen heraus. Dabei handelt es sich um das maskuline Prinzip. Die FINSTER-KÄLTE, das weibliche Prinzip, ist ebenfalls. Sie nimmt die Herausforderung an und erstickt das Feuer der Blitze. Wir Zweier vereinen beide Eigenschaften in uns. Wir sind im Gleichgewicht und daher Geschöpfe von ganz besonderer Art.“

Ern kam auf etwas zu sprechen, das ihn schon lange beschäftigte: „Legen die Zweier-Frauen keine Eier?“

„Es gibt weder Zweier-Frauen noch Zweier-Männer! Wir haben unsere Existenz einem doppelten göttlichen Schöpfungsakt zu verdanken; wir entstehen, wenn zwei Eier in einem Einer-Nest gleichzeitig aufbrechen und sich dabei

berühren. Aufgrund der Wechselfolge handelt es sich dabei immer um einen männlichen und einen weiblichen Brütling. Daraus ergibt sich ein duales Individuum, eine neutrale und in sich selbst ruhende Person, was an dem doppelten Schädelkamm zu erkennen ist. Einer-Männer und Einer-Frauen sind unvollständige Geschöpfe und unterliegen für immer dem Zwang, sich zu paaren. Nur die Verschmelzung führt zu wirklichen Zweiern.“ (S. 242f)

„We inhabit the Narrow Land,“ declared the Pedagogue of Storm Dazzle. „It extends forever! How can we assert this with such confidence? Because we know that the opposing principles of Storm and Dark Chill, being divine, are infinite. Therefore, the Narrow Land, the region of confrontation, likewise is infinite.“

Ern ventured a question. „What exists behind the wall of storm?“

„There is no ‘behind.’ STORM-CHAOS is, and dazzles the dark with his lightnings. This is the masculine principle.

DARK-CHILL, the female principle, is. She accepts the rage and fire and quells it. We Twos partake of each, we are at equilibrium, and hence excellent.“

Ern broached a perplexing topic: „The Two-women do not produce eggs?“

„There are neither Two-women nor Two-men! We are brought into being by dual-divine intervention, when a pair of eggs in a One-woman’s clutch are put down in juxtaposition. Through alternation, these are always male and female and so yield a double individual, neutral and dispassionate, symbolized by the paired cranial ridges. One-men and One-women are incomplete, forever driven by the urge to couple; only fusion yields the true Two.“

Was es mit dem Schmalen Land auf sich hat, können auch die Pädagogen nicht schlüssig erklären. Aber immerhin wissen sie, dass ein Zweier durch die Verschmelzung von einem weiblichen und einem männlichen Brütling entstehen – so wie es auch bei Ern der Fall war, der offenbar doch ein Zweier ist, auch wenn er abweichend

von den normalen Zweiern über Geschlechtsorgane verfügt, was er aber sorgfältig verbirgt. Anders als Einer empfinden Zweier nämlich keinen Drang sich zu paaren.

Unglücklicherweise verlockt Ern eines der versklavten Einer-Mädchen zur Paarung.

Ein Mahner kam ins Zimmer und riß die Augen auf. „Was ist denn hier los?“ Er sah genauer hin und taumelte entsetzt auf den Flur zurück. „Ein Grotesker, ein Grotesker! Direkt unter uns! Zu den Waffen! Tötet den Grotesken!“ (S. 245)

A monitor looked into the cubicle, to stare dumbfounded. „What goes on here?“ He looked more closely, then tumbled backward into the compound to shout: „A Freak, a Freak Here among us, a Freak! To arms, kill the Freak!“

Ern wird bei der Begattung entdeckt und als Grotesker bezeichnet. Er flieht ins Freie und gelangt bis an eine große, uralte Mauer. Er entdeckt darin eine Lücke, geht hin-

durch und stellt zu seinem Erstaunen fest, dass die Hellebardenträger, die ihn verfolgen, angstvoll fliehen.

Er drehte sich um. Zehn Schritte entfernt stand der größte Mann, den er jemals gesehen hatte: Er lehnte auf einem Schwert und beobachtete ihn aufmerksam. Der Mann war fast zweimal so massig wie der schwerste Zweier. Er trug einen braunen Umhang aus weichem Leder, und an den Unterarmen glänzten metallene Manschetten. Seine Haut war runzlig und grau, so hart wie Hörn. Die Gelenke der Arme und Beine wirkten ausgesprochen dick und massig, was auf enorme Körperkraft hindeutete. Der Kopf war ziemlich breit und wies auffallende Kerben und Buckel auf. Die Augen funkelten wie Kristalle und lagen tief in den Höhlen. Auf dem Schädel sah Ern drei zackige Kämme. Außer dem Schwert führte er auch noch eine andere Waffe bei sich – einen sonderbar anmutenden Gegenstand aus Metall mit einem langen Stutzen. Vorsichtig kam der Hüne einen Schritt nä-

her heran. Ern wich zurück, doch aus irgendeinem Grund ergriff er nicht die Flucht. (S. 247)

He turned. Ten paces distant the largest man he had yet seen leaned on a sword, inspecting him with a brooding gaze. The man was almost twice the size of the largest Two. He wore a dull brown smock of soft leather, a pair of shining metal wristbands. His skin was a heavy rugose gray, tough as horn; at the joints of his arms and legs were bony juts, ridges and buttresses, which gave him the semblance of enormous power. His skull was broad, heavy, harshly indented and ridged; his eyes were blazing crystals in deep shrouded sockets. Along his scalp ran three serrated ridges. In addition to his sword, he carried, slung over his shoulder, a peculiar metal device with a long nozzle. He advanced a slow step. Ern swayed back, but for some reason beyond his own knowing was dissuaded from taking to his heels.

Vor Ern erscheint ein Dreier, eine unglaublich große und massige Gestalt. Ern fühlt auf seinem Kopf, und tatsächlich, auch ihm sind drei Kämme gewachsen.

Der Dreier erklärt Ern das Geheimnis seiner Herkunft.

„[...] Die Einer-Frauen legen Eier mit unterschiedlicher sexueller Bestimmung, jeweils drei in einem Haufen.

Das Muster ist männlich-weiblich-männlich und entspricht der Natur ihres Organismus. Im Innern der Legeröhre bildet sich eine Scheide. Das Austreten des Eis stimuliert einen Schließmuskel, was zu einer Einkapselung führt. Ist die betreffende Frau unachtsam, gelingt es ihr nicht, die Eier voneinander zu trennen, und dann geraten zwei von ihnen in Kontakt. Der männliche Brüt-ling dringt in das Ei des weiblichen vor und verbindet sich mit ihm. Auf diese Weise entsteht ein Zweier. Wesentlich seltener geschieht es, daß sich drei Eier berühren: Ein männliches Wesen verschmilzt mit einem weiblichen, und anschließend dringt das

Doppelgeschöpf in die nächste Kapsel vor und nimmt das dritte maskuline Exemplar in sich auf. Das Ergebnis ist ein männlicher Dreier.“

Ern dachte an seine eigene Geburt zurück. „Ich war allein und begegnete einem männlich-weiblichen-Zwitter. Der Kampf dauerte ziemlich lange.“ (S. 249f)

„[...] The One-woman lays eggs of alternate sex, in clutches of three. The pattern is male-female-male; such is the nature of her organism. A sheath forms on the interior of her ovipositor; as the eggs emerge, a sphincter closes, to encapsulate the eggs. If she is careless, she will fail to separate the eggs and will put down a clutch with two eggs in contact. The male breaks into the female shell; there is fusion; a Two is hatched. At the rarest of intervals three eggs are so joined. One male fuses with the female, then, so augmented, he breaks into the final egg and assimilates the other male. The result is a male Three.“

Ern recalled his first memory. „I was alone. I broke into the male-female shell. We fought at length.“

Der Dreier gibt sich als Mazar der Letzte zu erkennen, wobei der Beiname jetzt nicht mehr zutrifft. Der Grund für Mazars Einsamkeit ist, dass es den Zweiern bisher gelungen ist, alle Dreier zu töten.

Ern und Mazar diskutieren darüber, ob das Schmale Land endlos ist, kommen aber zu keinem Ergebnis.

Mazar berichtet von der Geschichte der Dreier, die versuchten, die Finster-Kälte und den Sturmwall zu durchdringen. Darüber gerieten die Zweier in solchen Zorn, dass die wesentlich weniger zahlreichen Dreier auszurotten versuchten.

Wenn ein Dreier entsteht, dann ist es aufgrund der biologisch bestimmten Eier-Gruppierung der Einer-Weibchen, die stets männlich-weiblich-männlich ist, immer ein Mann. Ern macht nun den Vorschlag, die Einer umzusortieren, in weiblich-männlich-weiblich oder gar weiblich-weiblich-weiblich. Mazar ist über diesen Vorschlag

empört, und so macht sich Ern allein auf den Weg in den Sumpf.

„Was hast du vor?“ rief Mazar ihm nach.

„Ich gehe in den Sumpf.“

„Und was willst du dort?“

„Nach Eiern suchen und dafür sorgen, daß eine Dreier-Frau schlüpft.“

Mazar starrte ihn groß an, und in seinen Augen blitzte es. Ern spannte die Muskeln an und bereitete sich innerlich darauf vor, von einem Moment zum anderen die Flucht zu ergreifen. Dann jedoch sagte der alte Dreier: „Wenn deine Vermutungen stimmen, sind alle meine Kameraden umsonst gestorben. Und mein Leben in der Einsamkeit wäre nichts anderes als Zeitverschwendung gewesen.“ (S. 254)

„Where are you going?“ Mazar called after him.

„To the swamps.“

„And what will you do there?“

„I will find eggs and try to help a Three-woman into being.“

Mazar glared and Ern prepared to flee for his life. Then Mazar said, „If your scheme is sound, all my comrades are dead in vain. Existence becomes a mockery.“

Mazar versöhnt sich schließlich mit Erns Plan, und als dieser, bepackt mit sechs Eierhaufen aus zwei Nestern und von Hellenbardenträgern verfolgt zurückkehrt, wehrt Mazar diese mit seinem Flammengewehr ab.

Nun beraten die Beiden, wie sie die Eier am besten zu Dreiern kombinieren. Als Mazar sogar von einem möglichen Vierer spricht, erzählt Ern von dem schrecklichen Oger, der über vier Kämme verfügt und offenbar einen geistigen Rückschritt darstellt.

Mazar schwieg eine Zeitlang, und nach einer Weile sagte er: „Wir sind Dreier und sollten deshalb dafür sorgen, daß weitere Dreier entstehen. Laß uns mit der Arbeit beginnen!“

Die Eier lagen im kühlen Schlamm, nur drei Schritte vom Wasser des Teiches entfernt.

„Und jetzt brauchen wir nur noch zu warten“, meinte Mazar, „und können die Zeit nutzen, um nachzudenken.“

„Ich Sorge dafür, daß sie überleben“, sagte Ern. „Ich bringe ihnen Nahrung und schütze sie. Und wenn sie weiblichen Geschlechts sind ...“

„Es werden zwei Dreier-Frauen schlüpfen“, erklärte Mazar mit fester Stimme. „Daran habe ich keinen Zweifel. Ich bin zwar alt, aber ... Nun, warten wir's ab.“ (S. 257)

Mazar was silent. He said at last: „We are Threes. Best that we produce other Threes. Well then, to work.“

The eggs lay in the cool mud, three paces from the water of the pond.

„Now to wait,“ said Mazar. „To wait and wonder.“

„I will help them survive,“ said Ern. „I will bring them food and keep them safe. And if they are female ...“

„There will be two females,“ declared Mazar. „Of this am certain. I am old-but, well, we shall see.“

Da man die männlichen und weiblichen Eier an ihrer Form unterscheiden kann, ist Mazar zuversichtlich, zwei Dreier-Frauen hervorbringen zu können.

Ende.

„Das Schmale Land“ zeichnet eine fremde Welt mit fremden Kreaturen und fremden Lebensweisen. Jack Vance vermeidet es jedoch, den Leser in irgendeiner Weise über die Beschaffenheit dieses mehr als seltsamen Landes aufzuklären, das ein schmaler Streifen aus Wasser, Strand und Land zwischen zwei einengenden Naturphänomenen zu sein scheint. Vielmehr erfahren wir über dieses Land nur, was ein völlig ahnungsloser, sich selbst überlassener Neugeborener aus eigenem Antrieb erfährt. So begleiten wir den Protagonisten durch seine Kindheit und Jugend, in der er immer mehr, aber niemals alles über das Schmale Land in Erfahrung bringt. Am Ende kennen wir zwar die Hintergründe der komplizierten Fortpflanzung seiner eierlegenden Rasse, wissen aber immer noch nichts über die Welt an sich; warum das Land so schmal ist, erfahren weder Protagonist noch Leser.

So ist „Das Schmale Land“ eine Geschichte voller Dramatik, Abenteuer und Rätsel, die den Leser von Anfang bis Ende fasziniert.

7. **“Die Pilger“ („The Pilgrims“, 1966).*

Diese Erzählung wurde bereits in *Fantasia* 925e besprochen.

8. „Das Geheimnis“ („The Secret“, 1966). Aus dem Amerikanischen von Andreas Brandhorst

Sonnenstrahlen glänzten schräg durch winzige Ritzen und Fugen in der Wand der Hütte, und von der Lagune her erklang das Geschrei der im Wasser planschenden Kinder. (S. 316)

Auf einer Insel lebt Ron ta Inga in einem Dorf in den Tag hinein, zusammen mit der jungen Mai-Mio und seinem besten Freund Takti-Tai.

„Wir haben eine Gruppe gebildet“, sagte Mai-Mio. „Es gehören ihr insgesamt sechs von uns an: Ipa, Tuiti, Hali-

Sai-Iano, Zoma, Oiu-Ngo und ich. Wir schworen, die Insel niemals zu verlassen. Nie, nie, nie. Hier sind wir glücklich. Auf keinen Fall segeln wir nach Westen – nein, das kommt nicht in Frage. Worin auch immer das Geheimnis bestehen mag – wir wollen es nicht lüften.“

Inga lächelte, und sein sehnsüchtiger Blick reichte in die Ferne. „Der Schwur, den ihr abgelegt habt, scheint mir sehr weise zu sein.“ (S. 319)

Zwar führt Inga ein sehr sorgloses und entspanntes Leben, aber irgendetwas scheint daran merkwürdig zu sein. Weiß denn Inga, wo er ist und warum? Wieso sollte er nach Westen segeln wollen, und wieso haben es sich Mai-Mio und ihre Freundinnen geschworen, das niemals zu tun? Was gibt es im Westen, das so anziehend wäre?

Takti-Tai, der älteste Mann des Dorfes, baut bereits ein Boot, was darauf hindeutet, dass er nach Westen segeln will. Auch Vai-Ona, der fast so alt ist wie Inga, blickt immer öfter nach Westen.

Inga erinnert Takti-Tai, dass sie früher vier Freunde waren, die sich schworen, niemals nach Westen zu segeln. Jetzt sind nur noch Inga und Takti-Tai übrig, und dieser macht sich offenbar auch schon bereit zur Abreise.

Omei Ni Io bringt einen Jungen namens Inga ta Omei zur Welt, nachdem sie einen Sommer lang in der Hütte Ingas geschlafen hatte.

Eine Woche später segelte Takti-Tai nach Westen, und bevor er aufbrach, kam es zu einer ganz besonderen Zere-
monie. Alle Bewohner des Dorfes bega-
ben sich an den Strand, berührten den
Rumpf des Bootes und segneten ihn mit
Wasser. Tränen strömten, und auch
Takti-Tai selbst weinte. Zum letztenmal
sah er über die Lagune und blickte die
Männer, Frauen und Kinder an, die er
nun für immer verließ. Dann drehte er
sich um, und auf sein Zeichen hin scho-
ben die jungen Männer das Boot ins
Wasser und zogen es durch die Lagune
und die Öffnung im Riff. Takti-Tai zurrte
die Seile fest und setzte das Segel, das

der Wind sofort aufblähte. Der Katamaran glitt nach Westen. Takti-Tai stand auf der Plattform und hob noch einmal kurz die Hand zum Abschied. Die Leute auf demr Strand winkten ebenfalls. Das Boot segelte in den Nachmittag, und als die Sonne unterging, war es nicht mehr zu sehen. (S. 321f)

Kurz darauf segelt Takti-Tai fort. Nun ist Inga der älteste Mann in Dorf, den man bei wichtigen Fragen um Rat fragt, was Inga Unbehagen bereitet, fühlt er sich doch nicht um so viel älter als die anderen Männer.

Aber er beginnt, über das Geheimnis nachzudenken, das im Westen wartet und dem seine Altersgenossen nachgesegelt sind. Und ohne besonders nachzudenken, beginnt auch Inga mit dem Schärfen von Werkzeugen und dem Fällen von Bäumen. Allen Anderen ist klar, dass Inga begonnen hat, ein Boot zu bauen, und ihm selbst scheint die Erforschung des Geheimnisses immer drängender zu werden.

Eines Tages dann war er fertig – an einem Tag, der sich kaum von den vielen anderen seines langen Lebens unterschied. Die Sonne schien hell und warm, und das Wasser der Lagune glitzerte und rollte in kleinen Wellen an den weißen Strand. In Rona ta Ingas Hals entstand ein Kloß, und er war so heiser, daß er kaum ein Wort hervorbringen konnte. Die jungen Leute kamen und bezogen am Strand Aufstellung. Nacheinander segneten sie das Boot mit Wasser. Inga sah in jedes Gesicht, ließ seinen Blick dann über die Hütten schweifen, an den Bäumen entlang, betrachtete noch ein letztes Mal das, was er noch vor kurzer Zeit so sehr geliebt hatte. Jetzt aber erschien ihm diese Welt fast schon fremd. Tränen strömten ihm über die Wangen. Er hob die Hand und wandte sich um. Unmittelbar darauf spürte er, wie das Boot ins Wasser gelassen wurde, und die Schwimmer schoben es durch die Öffnung im Riff aufs offene Meer. Noch einmal drehte er sich um und sah zum Dorf zurück, kämpfte gegen die jähe Versuchung an,

vom Katamaran zu springen und zu den jungen Leuten am Strand zurückzukehren. Er setzte das Segel, und der Wind blähte es sofort auf. Sein Boot wurde schneller, glitt nach Westen, fort vom Riff, und die Insel blieb rasch hinter ihm zurück. (S. 324f)

Nach der Fertigstellung des Bootes beschafft sich Inga Vorräte, denn niemand weiß, wie lange die Reise dauern wird. Er wird in einer rührenden Zeremonie verabschiedet und segelt nach Westen.

Während seiner Fahrt wird das Wetter zusehends kälter. Am neunten Tag bemerkt er eine Klippenwand und landet an einem Kiesstrand. Inga geht landeinwärts und bemerkt eine Hütte, bei der ein ausgemergeltes Paar arbeitet. Inga lässt sich nicht sehen und folgt einem ausgetretenen Pfad. Er begegnet einem Mann, den er kennt, der jetzt aber nicht mehr schlank und rank, sondern kahlköpfig und aufgedunsen wirkt.

Schließlich trifft er Takti-Tai und fordert ihn sogleich auf, mit ihm zusammen dieses ungastliche Land zu verlassen und zurück zur heimatlichen Insel zu segeln. Doch Tak-

ti-Tai lehnt ab mit den Worten, er kenne jetzt das Geheimnis und könne nicht mehr zurück. Takti-Tai führt den ungläubigen Inga zu einer Hütte.

„Tritt ein und erfahr, worin das Geheimnis besteht.“

Zögernd kam Rona ta Inga der Aufforderung nach. Im Innern des Gebäudes fand er einen granitenen Tisch, und darauf lag eine reglose Gestalt, umgeben von sechs hohen und brennenden Kerzen. Inga starrte auf das eingefallene weiße Gesicht, auf das farblose Tuch, das die schmale Brust bedeckte. „Um wen handelt es sich? Einen Menschen? Wie dünn er ist! Schläft er? Und warum zeigst du ihn mir?“

„Dies ist das Geheimnis“, antwortete Takti-Tai. „Es heißt ‚Tod‘.“ (S. 328)

Inga erblickt zum ersten Mal in seinem Leben einen Toten – und kennt nun das Geheimnis.

„Das Geheimnis“ ist eine Parabel auf das Altern und Sterben, das den Bewohnern dieser paradiesischen Insel gänzlich unbe-

kannt ist. Aber das Erwachsenwerden führt zu einem unwiderstehlichen inneren Drang, sich mit dem Tod auseinanderzusetzen.

9. **“Liane der Wanderer“* („Liane the Wayfarer“, 1950)

Diese Erzählung wurde bereits in *Fantasia* 819e besprochen.

Die besten
[SF-STORIES]
VON JACK VANCE



***Vance, Jack: Besten SF-Stories von Jack Vance**

Jack Vance [John Holbrook Vance, 1916–2013]

Die besten SF-Stories von Jack Vance

(The Worlds of Jack Vance, 1973)

Moewig (HC 434 S./DM 19,80)

Rastatt 1979

Aus dem Amerikanischen von Leni Sobez

Genre: Science Fiction

Jack Vance, Gewinner des HUGOs und des NEBULA-Preises, der beiden höchsten SF-Auszeichnungen, gehört bereits seit zwei Jahrzehnten zu den Großen des utopisch-phantastischen Genres.

Der vorliegende Band enthält eine Auswahl der besten Science-Fiction-Erzählungen des Autors. Die Auswahl wurde eigens darauf abgestimmt, den meisterlichen Stil, die große Gestaltungskraft und das weitreichende Spektrum der Phantasie von Jack Vance aufzuzeigen.

Der Autor führt uns in seinen Stories zu fernen Welten unter dem Licht fremder Sonnen, er macht uns bekannt mit seltsamen Wesen und bizarren Kulturen, er gibt uns einen tiefen Einblick in die Wunder des Kosmos und die Vielfalt der Schöpfung, er läßt Schönheit entstehen, und er schildert Schrecken und Konflikte, die in oder um uns sind.
(Klappentext)

Die Storysammlung enthält folgende Erzählungen:

„Die Welt dazwischen“ („The World Between“, 1953)

„Die Mondmotte“ („The Moon Moth“, 1961)

„Das Gehirn der Galaxis“ („Brain of the Galaxy“, 1951)

„Der Große Teufel“ („The Devil on Salvation Bluff“, 1955)

„Die Menschen kehren zurück“ („The Men Return“, 1957)

„Die Kokod-Krieger“ („The Kokod Warriors“, 1952)

„König der Diebe“ („The King of Thieves“, 1949)

„Der Gnadenstoß“ („Coup de Grace“, 1958)

„Die Gehirnparasiten“ („Brains of Earth“ alias „Nopalgarth“, 1966)

1. „Die Welt dazwischen“ („The World Between“, 1953)

Auf dem Forschungskreuzer *Blauelm* entwickelte sich eine häßliche Abart psycho-neutraler Leiden. Es hatte keinen Sinn, die Expedition weiterzuführen, die sich schon drei Monate über die vorgesehene Zeit hinaus im Raum aufhielt. Forscher Bernisty befahl die Rückkehr zum Blauen Stern. (S. 7)

Der Forschungskreuzer „Blauelm“ vom Blauen Stern führt eine Reihe von Wissenschaftlern aus den verschiedensten Gebieten mit sich, sowie zur allgemeinen Belustigung auch noch Spielmädchen. Ein Ausbruch psycho-neuraler Leiden zwingt den Forscher Bernisty, über die Heimkehr nachzudenken. Zuvor will er aber noch das Kay-System ansteuern, wo ein bizarres soziales System herrscht.

Auf dem Weg dorthin kommt die Blauelm an dem Planeten Maraplexa vorbei, der zwar keine atembare Atmosphäre und demzufolge auch kein Leben enthält, aber darüber hinaus erträgliche Bedingungen aufweist. Bernisty befiehlt sogleich die Landung, um den Planeten für den Blauen Stern in Besitz zu nehmen und zu entwickeln. Blandwick befürchtet zwar, die Kay könnten Einwände erheben, aber Bernisty entgegnet, dass diese noch keine Ansprüche angemeldet hätten.

Tatsächlich erreicht die Blauelm die Nachricht, dass die Kay die Besetzung von Maraplexa als unfreundlichen Akt bezeichnen würden.

Bernisty lachte zu den drei Mitteilungen, am herzlichsten zur letzten. „Ihren Forschern müssen die Ohren klingen. Sie brauchen neues Land noch verzweifelter als wir.“

„Eher wie Meerschweinchen und nicht wie richtige Menschen“, bemerkte Berel und rümpfte die Nase.

„Wenn man den Berichten glauben darf, sind es richtige Menschen. Man

sagt, wir stammen alle vom gleichen einsamen Planeten ab.“

„Hübsche Legende. Aber wo ist diese fabulöse Erde?“

Bernisty zuckte die Schultern. „Ich schwöre nicht auf diesen Mythos. Und da unten ist unsere Welt.“

„Wie wollt ihr sie nennen?“

Bernisty überlegte. „Wir finden schon noch einen Namen. Vielleicht ‚Neue Erde‘? Zur Ehre unserer Urheimat.“
(S. 11f)

Man tauft Maraplexa in „Neue Erde“ um, zu Ehren der fabulösen „Erde“, von der alle Menschen stammen sollen, was aber Bernisty nicht wirklich glaubt.

Das Spielmädchen Berel wundert sich, wie die Umwandlung der Neuen Erde in einen bewohnbaren Planeten gelingen soll.

Bernisty lachte. „Das läßt sich alles schrittweise machen. Erst wird das Kohlendioxid herabgesaugt und reduziert, und dafür haben wir heute schon Standard 6-D-Grundpflanzen auf dem Löß ausgesät.“

„Wie wollen sie atmen? Pflanzen brauchen doch Sauerstoff.“

„Schau mal.“

Von der *Blaueilm* stieg eine braungrüne Rauchwolke auf und wurde zu einer fettigen Feder, die vom Wind davongetragen wurde. „Sporen symbiotischer Flechte: Typ Z bildet Sauerstoffpolster auf den Basispflanzen. Typ RS ist nicht photosynthetisch und verbindet Methan mit Sauerstoff, woraus Wasser entsteht, das die Grundpflanzen für das Wachstum brauchen. Die drei Pflanzen bilden die Standard-Grundvegetation für solche Welten.“ (S. 12f)

Das Terraforming soll laut Bernisty in ganz kurzer Zeit geschehen.

„In drei Wochen ist die Ebene grün, in sechs Wochen haben sich schon reichlich Samen und Sporen ausgesät, in sechs Monaten hat der Planet eine Vegetation von zehn Metern Höhe, und in einem Jahr beginnen wir mit der Stabilisierung der endgültigen Ökologie.“ (S. 13)

Doch drei bewaffnete Schiffe zeigen, dass die Kay anders denken. Acht Kay-Männer von bizarrem Aussehen steigen aus.

Sie waren groß und mager und trugen schwarze, weite Mäntel. Die Köpfe waren völlig kahlgeschoren, die Schädel verziert mit dicken Lagen aus scharlachrotem und schwarzem Email. (S. 16)

Die Kay drohen mit Krieg, doch Bernisty vertreibt sie nur mit einem einzigen Nadelstrahler. Doch beim Schiffstart versengen die Kay Bernistys Füße – zum Glück kann er sie nachwachsen lassen.

Sechs Tage später kommt die „Beaudry“ vom Blauen Stern mit einem kompletten ökologischen Labor, um den Planeten mit Pflanzen, primitiven Lebewesen und natürlich insbesondere einer atembaren Atmosphäre auszustatten. Die Blauelm fliegt zum Heimatplaneten zurück, aber Bernisty und ein Teil seiner Mannschaft bleiben, um die Entwicklung des Planeten mitzerleben.

Eine attraktive Frau namens Kathryn kommt mit einem kleinen Raumbot an, was die Eifersucht des Spielmädchens Berel

erweckt. Während Berel den Neuankömmling als Spionin der Kay verunglimpft, behauptet Kathryn von sich, eine geflohene Verbrecherin zu sein.

Bei einem Erkundungsflug entdeckt Bernisty nicht nur kaum noch erkennbare Ruinen einer untergegangenen Zivilisation, sondern auch einen Pilzorganismus, der nicht von dem Blauen Stern stammt. Bernisty vernichtet vorsichtshalber den roten Pilz, aber der Botaniker muss ihm berichten, dass dieser Rost überlebt hat und alle angesiedelten Pflanzen befällt und vernichtet. Mit Hilfe eines neugezüchteten Schleimschimmels gelingt es schließlich, den Rost völlig zu vernichten; allerdings muss auch der Planet komplett neu bepflanzt werden.

Bernisty verliebt sich ernsthaft in Kathryn, aber Berel setzt dagegen, indem sie ihre Konkurrentin als Saboteurin der Kay diffamiert. Berel entdeckt nun tatsächlich die Landung eines Kay-Schiffes, das auf dem Planeten schädliche Milben aussetzt, welche von Bernisty und seinen Leuten mit Stechmücken bekämpft werden.

Auf der Neuen Erde wächst ein dichter Dschungel heran, in dem die Kay eine Vielzahl von Insekten und Reptilien aussetzen. Bernisty und seine Leute setzen mit neuen Pflanzen, Tieren und sogar kleinen Säugern dagegen.

Doch dann sucht ein Dutzend großer Kay-Schiffe die neue Erde heim.

Innerhalb von drei Tagen war jedes lebende Ding auf der Neuen Erde tot. Nicht nur tot, sondern aufgelöst zu einem grauen, sirupähnlichen Brei, der in die Ebene hineinsank, von den Felsen tröpfelte, sich im Wind forttragen ließ. Die Wirkung war erstaunlich. Wo der junge Dschungel die Ebene bedeckt hatte, war jetzt nur noch Ebene, und schon tanzten wieder die Staubteufel. (S. 38)

Die gesamte Umformung des Planeten ist zunichte gemacht. Bernistys Mitarbeiter sind so aufgebracht, dass sie Kathryn lynchen wollen, was Bernistys allerdings verhindert.

Es stellt sich heraus, dass Kathryn über ein Körperradio verfügt, mit dem sie die

Kay über alle Vorgänge auf der Neuen Erde informiert. Sie hatte Bernisty zuvor sogar gestanden, mit den Kay zu reden, aber er hatte ihr nicht geglaubt.

Er fand Berel in seinem Schlafzimmer, in verführerische Schleiergewänder gekleidet, doch sein Blick blieb gleichgültig.

„Und was jetzt?“ fragte sie, ob seiner Gleichgültigkeit verstört.

„Wir fangen noch einmal an.“

„Noch einmal? Wo die Kay so einfach alles vernichten können?“

„Diesmal arbeiten wir anders. Kennst du die Ökologie von Kerrykirk, der Kay-Zentrale?“

„Nein.“

„In sechs Monaten wirst du die Neue Erde als ihr genaues Ebenbild sehen.“

„Das ist doch Irrsinn! Die Kay kennen doch die Seuchen ihrer eigenen Welt am besten.“

„Das ist eben meine Ansicht.“ (S. 41)

Kathryns Körperradio wird herausoperiert. Bernisty will nochmals versuchen, den Pla-

neten umzuformen, und zwar mit Hilfe der Ökologie von Kerrykirk, der Kay-Zentrale, während die Kay die ärgsten Feinde gegenzüchten.

Eines Tages verließ ein Schiff die Neue Erde und flog nach Kerrykirk, und in seinen Frachträumen befanden sich die giftigsten und gefährlichsten Feinde des Lebens von Kerrykirk, die die Wissenschaftler hatten finden können. Mit leeren Frachträumen kam das Schiff zur Neuen Erde zurück. Sechs Monate später sickerten die Nachrichten von den größten Plagen der Geschichte durch die Zensur von Kay. (S. 44)

Bernisty hat die Kay dazu verlockt, Plagen gegen ihre eigene Ökologie zu entwickeln und auf der Neuen Erde abzuladen; diese sammelt Bernisty ein und setzt sie auf Kay aus, wo sie große Verheerungen hervorrufen. Von da an hüten sich die Kay, der Neuen Erde schaden zu wollen.

Bernisty aber lässt die Blauelm kommen, um nach neuen hoffnungsvollen Planeten zu suchen.

„Die Welt dazwischen“ erzählt von einem interplanetarischen Widerstreit, den der Held der Geschichte mit einem geschickten Einfall löst. Für eine Gag-Story ist die Erzählung leider ein wenig lang geraten.

2. **„Die Mondmotte“ („The Moon Moth“, 1961)*

Diese Erzählung wurde bereits in *Fantasia 782e* besprochen.

3. **„Mitr“ („The Mitr“, 1953)*

Diese Erzählung wurde bereits oben in der Storysammlung *Grüne Magie* besprochen.

4. *„Das Gehirn der Galaxis“ („Brain of the Galaxy“, 1951)*

Hier war Musik, das Schleifen von Füßen auf gewachstem Boden, buntes Licht, Duft, gedämpftes Gespräch und Lachen.

Arthur Caversham aus Boston spürte Luft an seiner Haut und entdeckte, daß er splitterfasernackt war.

Es war Janice Pagets Einführungsparty in die Gesellschaft. Dreihundert Gäste in Abendkleidung umgaben ihn. Er fühlte nur Entsetzen, seine Erinnerung war vernebelt, und er fand keinen Anker der Sicherheit. (S. 93)

Arthur Caversham findet sich nackt und ohne Erinnerung daran, wie er hierher gekommen ist, auf einer großen Abendgesellschaft wieder.

Und schon tauchen zwei Uniformierte auf. Caversham spricht einen jungen Mann an und gibt als Mitglied einer Bruderschaft, von denen es ja viele gibt, aus, woraufhin ihm dieser mit einem Mantel aushilft, da er Cavershams Nacktheit für einen originellen Initiationsritus hält.

Bearwald der Halforn hielt vor Verzweiflung und Erschöpfung an. Die Reste seines Zuges lagen um ihn herum auf dem Boden, und sie schauten dorthin, wo der Rand der Nachtfeuer flackerte. (S. 96)

Die Szene wechselt zu einer kriegerischen Auseinandersetzung auf einem fremden Planeten.

Celstan setzte seinen Luftschlitten auf den Boden und saß ein paar Minuten lang da, um die tote Stadt Therlatch zu mustern: eine Mauer aus Lehmziegeln von mehr als dreißig Metern Höhe, ein verstaubtes Portal, ein paar zerfallende Dächer über den Mauerzinnen. Hinter der Stadt breitete sich die Wüste aus bis zu den dunstverhangenen Umrissen der Altilune-Berge am Horizont, die im Licht der Zwillingssonnen Mig und Pag rosig schimmerten. (S. 99)

Und wieder ein Wechsel des Schauplatzes.

Dobnor Daksat wurde sich dessen bewußt, daß der große Mann in dem bestickten schwarzen Mantel mit ihm sprach. (S. 105)

Abermals kommen neue, dramatische Bilder.

Der Konkurrenzkampf ging weiter, Runde um Runde, und einige Bilder waren süß wie Karamelhonig, andere so heftig wie die Stürme an den Polen. Farbe kämpfte mit Farbe, Muster entwickelten und veränderten sich, manchmal in glorreichen Kadenzen, dann wieder in bitteren Dissonanzen, die den Wert des Bildes verstärkten.

Und Daksat schuf Traum auf Traum, und seine Spannungen verschwanden. Er vergaß alles und dachte nur an die rasenden Bilder in seinem Geist und auf dem Schirm, und sie wurden so schwierig und subtil wie jene der Meister. (S. 111)

Auch das ist wieder nur eine neue Szene in einem großen Reigen.

Der Galaktische Premier war ein magerer Mann mit rötlich-braunem Haar, das dünn über der fein modellierten Wölbung seines Schädels lag. Sein Gesicht war nur gekennzeichnet von seinen großen, dunklen Augen, die zu brennen schienen wie von einem inne-

ren Feuer. Körperlich hatte er den Gipfel der Jugend hinter sich. Seine Arme und Beine waren mager und locker in den Gelenken. Sein Kopf war etwas nach vorne geneigt, als sei die umfangreiche Maschinerie seines Gehirns ein wenig zu schwer. (S. 117)

Der Galaktische Premier ist in all diesen Phantasiebildern auf seine Fähigkeiten hin getestet worden. Seine unterlegenen Konkurrenten sind bewusstlos, tot oder haben den Verstand verloren.

Der Premier tritt für eine zweite Amtszeit an, aber das Oberhaupt der Ältesten hat noch Zweifel an der Eignung des Premiers, weil ihm dessen Einfluss auf die Galaxis zu autoritär scheint. Insbesondere erhebt das Oberhaupt den Vorwurf, dass der Premier die Tests selbst entwickelt hat und daher notgedrungen als Sieger hervorgehen muss.

Das Oberhaupt hat jedoch eine andere Skala entwickelt, auf der Mitgefühl und Empathie, die der Test des Premiers nicht misst, einen großen Stellenwert einnehmen.

Der Wahnsinnige näherte sich, fiel auf Hände und Knie und kroch wimmernd zur Wand. Er drückte sein Gesicht an den kalten Stein und schaute leer zum Premier hoch. Sein Mund hing offen, das Kinn war feucht, die Augen schienen keine Verbindung untereinander mehr zu haben.

Der Oberste der Ältesten berührte den Kopf des Irren. „Das ist er. Hier ist der Mann, den wir wählen.“ (S. 126)

Das Oberhaupt hat einen der Teilnehmer als neuen Premier ausgewählt, der bei dem Test den Verstand verloren hat.

„Das Gehirn der Galaxis“ ist eine auf einem Schlussgag basierende Story, die für den nicht übermäßig originellen Einfall zu lang ausgefallen ist.

5. „Der große Teufel“ („The Devil on Salvation Bluff“, 1955)

Ein paar Minuten vor Mittag tat die Sonne einen Hüpf nach Süden und ging unter.

Schwester Mary zog den Sonnenhelm von ihrem blonden Kopf und warf ihn auf das Sofa. Das überraschte und betäubte ihren Mann, Bruder Raymond.

Er hielt ihre zitternden Schultern fest. „Nun, Liebes, nur ruhig. Wenn du explodierst, nützt uns das gar nichts.“

Tränen rollten über Schwester Marys Wangen. „Sobald wir das Haus verlassen, verschwindet die Sonne. Und das ist jedesmal so!“

„Nun, aber wir wissen doch, was Geduld ist. Bald wird es eine andere geben.“ (S. 127)

Wir scheinen uns auf einer sehr seltsamen Welt zu befinden, in der die gewohnten Naturgesetze nicht gelten. Wir erfahren, dass der Planet Gloria heißt, dass Schwester Mary und ihr Mann Bruder Raymond zu den menschlichen Gospel-Kolonisten gehören, die den eingeborenen Flits religiösen Trost bringen wollen, was ihnen aber nicht so recht zu gelingen scheint.

Die Kolonisten versuchen, mit Anbau von Pflanzen und Bauwerken wie Dämmen das Leben der Flits zu verbessern, aber die-

se zerstören mit voller Absicht alle Neuerungen.

Die Straße wand sich um den Hang herum, bergauf und bergab. Vor fünfhundert Jahren hatte ein Sternenschiff auf Gloria Bruchlandung gemacht, und sie kamen nun an dem mit Flechten dick bewachsenen Wrack vorbei. „Es erscheint doch fast unmöglich“, bemerkte Mary, „daß die Flits einmal Männer und Frauen wie wir auch waren.“

„Nein, nicht so ganz wie wir, Liebes“, korrigierte Raymond sanft.

Schwester Mary schüttelte sich. „Die Flits und ihre Ziegen! Manchmal ist es wirklich nicht leicht, sie auseinanderzuhalten!“ (S. 130)

Offenbar stammen auch die Flits von Menschen ab, die vor fünfhundert Jahren mit einem Raumschiff auf Gloria gestrandet sind und sich seither gravierend verändert haben.

Schwester Mary ist trotz aller Widrigkeiten immer noch kämpferisch gestimmt und glaubt fest, dass es gelingen wird, auf Glo-

ria Ordnung zu schaffen. Allerdings wird jeden Tag ein Inspektor erwartet, der angesichts der Tatsache, dass die Flits wie die Fliegen sterben, der Kolonie mit Sicherheit ein Ende machen wird.

Auf Gloria ist alles veränderlich, selbst die Straßen ändern ständig ihre Richtung und Beschaffenheit. Doch mit etwas Glück kommen Mary und Raymond in der Neustadt von Fleetville an.

Es waren drei Dutzend Hütten aus Beton und gutem, klarem Glas, jede hatte gefiltertes Wasser, eine Dusche, einen Waschkessel und eine Toilette. Die Dächer waren, um den Vorbehalten der Flits zu begegnen, mit Dornen gedeckt, und innere Trennwände gab es nicht. Alle Hütten waren leer. (S. 134)

Raymond ist empört darüber, dass die Neustadt, die so mühevoll von den Siedlern gebaut wurde, von den undankbaren Flits nicht angenommen wird.

Raymond erinnert sich an die Einweihung der Siedlung durch Erzdiakon Burnette in Gegenwart des Flits-Häuptlings.

Raymond kochte vor Zorn, als er seine Runde durch die Siedlung machte. Er rief sich den Tag ins Gedächtnis zurück, da Neustadt fertig gewesen war – ein Modelldorf, sechsunddreißig makellose Hütten, kaum geringer als die Bungalows der Kolonie. Erzdiakon Burnette hatte den Segen gesprochen. Die freiwilligen Helfer hatten sich hingekniet, um auf dem Hauptplatz zu beten. Fünfzig oder sechzig Flits waren von den Bergen herabgekommen, um zuzuschauen, ein großäugiges, zerlumptes Pack: die Männer mit ungekämmtem, schmutzstarrendem Haar, die Frauen dick und der Vielmännerei ergeben, wie die Kolonisten geglaubt hatten.

Nach dem Segen des Erzdiakons hatte er dem Häuptling des Stammes einen großen Schlüssel aus vergoldetem Sperrholz überreicht. „Häuptling, das hier wird nun in deine Obhut übergeben, auch die Zukunft und die Wohlfahrt deines Volkes! Bewache und pflege es!“

Der Häuptling war über zwei Meter hoch, schlank wie eine Föhre, sein Profil

scharf und wie gemeißelt und hart wie der Panzer einer Schildkröte. Er trug fettige schwarze Lumpen und einen langen Stab, der mit einem Ziegenfell bezogen war. Er allein sprach in diesem Stamm die Sprache der Kolonisten, wenn auch mit einem Akzent, der alle schockierte. „Die gehen mich nichts an“, sagte er mit seiner groben Stimme. „Die tun ja doch, was sie mögen. So ist’s am besten.“ (S. 134f)

Der Erzdiakon kann den Widerwillen der Flits gegen die Errungenschaften der Zivilisation nicht begreifen.

„Wollt ihr denn nicht zivilisiert werden? Wollt ihr nicht Gott verehren, ein sauberes, gesundes Leben führen?“
„Nein.“ (S. 135)

Der Häuptling ist felsenfest davon überzeugt, dass die Siedler samt und sonders verrückt sind.

Mit fünfzig Pfund Salz besticht der Erzdiakon schließlich die Flits, in die Neustadt zu ziehen – aber wie man sieht, hat diese

Maßnahme nicht lange vorgehalten. Raymond schaut in die Kapelle und erblickt darin über zehn tote Flits.

Mary und Raymond treffen den Häuptling und fragen ihn, warum seine Leute den Kanal immer wieder zerstören. Der Häuptling antwortet, dass der Kanal verrückt ist, weil er immer beständig ist und sich nicht verändert. Der Häuptling weiß auch, warum die Flits die Neustadt verlassen haben, weil sie dort nämlich verrückt werden und vom Felsen springen.

Mary erklärt die Flits samt und sonders für psychotisch. Und sie und Raymond müssten diese Psychose ausrotten, bevor der Inspektor kommt. Mit Hilfe von Direktor Birch wird der Häuptling überrumpelt, bekommt ein Sedativ injiziert und wird in mit einer Ambulanz weggebracht. Der Direktor berichtet, dass das Heim voll ist von Kolonisten, die den Verstand verloren haben, von denen, die man zurück zur Erde gebracht hat, ganz zu schweigen.

Im Heim will sich der Häuptling mit der geregelten Umgebung nicht abfinden. Intelligenztests löst er bewusst mit dem Resultat Null. Insbesondere die Wanduhr hält er

für den Großen Teufel, den es zu zerstören gilt.

Schließlich bekommt der Häuptling eine Injektion mit D-Beta-Hypnidin, einer Art Wahrheitsserum, das ihn leicht beeinflussbar macht.

„Ah, gut. Ich Häuptling. Ich alle Reden verstehe. Niemand sonst weiß Dinge.“

„Ein gutes Leben, was?“

„Sicher. Alles gut.“ Er redete weiter, zusammenhanglos, in abgerissenen Worten, manches blieb unverständlich, aber das Bild seines Lebens zeichnete sich klar ab. „Alles geht leicht. Keine Plage, keine Sorgen, alles gut. Wenn regnet, Feuer ist gut. Wenn Sonne scheint heiß, ist Wind gut. Viele Ziegen. Alle essen.“

„Hast du keine Sorgen?“

„Hab’ ich. Verrückte Leute leben im Tal. Machen Stadt. Neustadt. Nicht gut. Gerade, gerade, alles gerade. Nicht gut. Verrückt. Schlecht, ganz schlecht. Wir viel Salz bekommen, aber gehen von Neustadt, laufen Berg hinauf zu alte Platz.“ (S. 150)

Der Häuptling erklärt, dass die Ordnung, die in Neustadt herrscht, zum Tod seiner Leute führt.

Dem Häuptling gelingt es zu entkommen. Mary und Raymond rufen die Auskunft an, weil ihre Uhr stehengeblieben ist. Sie erfahren, dass die Große Uhr am Berg der Rettung

Inspektor Coble fand auf dem Raumhafen von Gloria City keinen Menschen vor, der ihn abgeholt hätte. Wirklich, er war allein, so sehr er auch schaute. Ein Papierfetzen wehte über das Feldende. Sonst rührte sich nichts durch einen Erdrutsch, den der Häuptling ausgelöst hat, zerstört wurde. (S. 154)

Als Inspektor Coble landet, ist niemand zur Stelle, um ihn zu empfangen. Als er aus dem Ruheheim Musik hört, betritt er es.

Er näherte sich dem Haus. Die Musik wurde lauter. Inspektor Coble schob sich vorsichtig durch die Eingangstür. In der Empfangshalle waren acht oder zehn Leute in bizarren Kostümen: Fe-

dern, Röckchen aus gefärbten Grashalmen, phantastische Ketten aus Glas und Metall. Die Musik klang laut aus dem Auditorium, und sie war ziemlich wild.

„Inspektor!“ rief eine hübsche, blondhaarige Frau. „Inspektor Coble! Sie sind angekommen!“

Der Inspektor musterte ihr Gesicht. Sie trug eine Flickenjacke, die mit winzigen Glöckchen benäht war. „Das ist doch Schwester Mary Dunton, nicht wahr?“

„Ja, natürlich! Sie sind gerade zur richtigen Zeit gekommen. Wir haben einen Ball mit Kostümen und allem.“

Bruder Raymond klatschte dem Inspektor herzlich auf den Rücken. „Freut mich, Sie zu sehen, Alter! Kommen Sie, Apfelwein trinken. Erste Pressung.“
(S. 155)

Kurz nachdem der Große Teufel zerstört war, hatten sich die Siedler an die wechselnden Bedingungen von Gloria angepasst und führen jetzt zusammen mit den Flits ein vergnügtes und zufriedenes Leben.

„Der Große Teufel“ ist eine unterhaltsame Geschichte über die Schwierigkeit von

Menschen, sich an eine Welt mit völlig anderen Naturgesetzen anzupassen.

6. „Die Menschen kehren zurück“ („The Men Return“, 1957)

Diese Erzählung wurde bereits oben in der Storysammlung Grüne Magie besprochen.

7. *„Die Kokod-Krieger“ („The Kokod Warriors“, 1961)

Diese Erzählung wurde bereits in *Fantasia* 795e besprochen.

8. „König der Diebe“ („The King of Thieves“, 1949)

„Auf Moritaba gibt es viele Reichtümer“, sagte der Proviantmeister sehnüchtig. „Wundervolles Leder, seltene Metallarbeiten – und haben Sie schon die Korallen gesehen? Sie sind purpurrot und glühen in den Flammen der Verdammten! Aber...“ – er machte eine scharfe Kopfbewegung nach Backbord – da geht es zu grob zu. Niemand hat Interesse für andere Dinge als für Telex,

und das finden sie einfach nie. Der alte Kanditter, der König der Diebe, ist für die viel zu schlau.“

Magnus Ridolph las über Moritaba im Planetenführer folgendes: Das Klima ist feucht und ungesund, das Terrain läßt sich am besten als das Amazonasbecken beschreiben, das man auf die lunaren Alpen gesetzt hat... (S. 225)

Magnus Ridolph ist auf dem Planeten Moribata gelandet, auf dem man die wertvollen Telex-Kristalle finden kann. Außerdem leben hier die Mensch-Menschen, eine Verbindung aus den Nachkommen irdischer Piraten und den exotischen Eingeborenen.

Nach Ende der Quarantäne geht Ridolph in der Hauptstadt Gollabolla von Bord. Mit dabei ist ein gewisser Ellis B. Mellish, der Ridolph bei einer gemeinsamen Telex-Mine auf Ophir betrogen hatte.

Vier Eingeborene hockten in der Nähe auf dem Boden. Es waren schlanke, drahtige Gestalten, bräunlich-purpurn, sehr menschenähnlich. Das waren die Mensch-Menschen, die Hybridenrasse,

die von Kanditter regiert wurde, und
Kanditter war der König der Diebe.
(S. 227)

Die ersten Eingeborenen werden begutachtet, die von Kaditter, dem König der Diebe, regiert werden. Ridolph und Mellish schließen eine Wette über fünfzigtausend Munits – gerade die Hälfte des Betrags, um den Ridolph von Mellish betrogen wurde – darüber ab, wer von Beiden am wenigsten von den Eingeborenen bestohlen würde. Beide hinterlegen einen Scheck beim Proviantmeister, dann geht es per Kopter gemeinsam ab nach Challa, dem Regierungssitz des Königs der Diebe Kanditter.

Mellish trifft seine Kontakteleute, während sich Ridolph dem König vorstellt.

„Ich bin Magnus Ridolph, Bürger von Tran, am See Sahara, Erde. Ich bin, um es kurz zu sagen, gekommen, um...“

„Telex zu bekommen?“

„Es wäre närrisch, dies zu leugnen.“

„Ho!“ Der König wiegte sich vor- und rückwärts und verzog das Gesicht zu einem Lachen, wie man sich diese Ge-

mütsbewegung etwa bei einem Karpfen vorstellt. „Kein Glück. Telex-Kristalle bleiben auf Moritaba.“

Magnus Ridolph nickte. Damit hatte er gerechnet. „Könnte ich in der Zwischenzeit mit der königlichen Gastfreundschaft rechnen?“

Das Lachen des Königs erstarb. „Eh? Was hast du da gesagt?“

„Was würdest du vorschlagen, wo ich bleibe, Herr König?“

Der König machte eine ausholende Bewegung zum Ende seines Palastes. „Viel Platz dort. Sieh dich um. Geh hinein.“ (S. 233)

Ridolph darf ein Zimmer im Palast beziehen. Er packt aus, und noch bevor er sich umsieht, sind eine Reihe von Gegenständen, darunter seine Energiewaffe, verschwunden.

Ridolph packt wieder ein und spricht mit dem Kopter-Piloten, der für ihn eine Bestellung aufgeben und nach Erhalt bei ihm abliefern soll, gegen Bezahlung natürlich. Außerdem besorgt sich Ridolph vom Piloten

eine elektrische Ausrüstung, mit der er seine Habe absichert.

Ein Gesicht erschien an der Tür, schmal, purpurbraun, großäugig, mit langer, dünner Nase, Schlitzmund und langem, spitzem Kinn.

„König will, du sollst kommen essen.“ Vorsichtig spähte das Gesicht im Raum herum, streifte an den Drähten, die Magnus Ridolph gespannt hatte – und da knisterte und zischte es. Der Eingeborene jaulte und tat einen Satz rückwärts.

„Hoho, was ist denn los?“ fragte Magnus Ridolph.

Der Eingeborene sprudelte ein Trommelfeuer zorniger Silben heraus, gestikulierte dazu heftig und zeigte weiße spitze Zähne. Endlich verstand Magnus Ridolph die Frage: „Warum du mich brennen?“

„Um dich zu lehren, mir nichts zu stehlen“, erklärte Ridolph.

Der Eingeborene zischte zornig. „Ich alles stehlen, was du haben. Ich großer Dieb. Ich stehlen von König. Manchmal

ich stehlen alles, was König hat. Einmal ich bin König. Ich bester Dieb in Challa, du mir glauben. Ich bald stehlen Krone vom König.“ (S. 237)

Zwar hütet Ridolph jetzt seine verbliebenen Besitztümer sorgfältig, aber er kann nicht verhindern, dass Mellish einen Vertrag mit dem König über die Lieferung von Telex schließt. Anscheinend bezahlt Mellish die Kristalle mit einem Kinderkarussell. Bei einer Feier wird Ridolph für einen Augenblick abgelenkt, und schon sind seine gesamten Besitztümer verschwunden.

Zum Glück kommt der Kopter-Pilot mit der Lieferung, die einen großen Aluminiumbehälter mit einem Fenster enthält.

Der Behälter schien mit herumflitzenden kleinen Schatten angefüllt zu sein, durchsichtigen Dingern, die sich kaum erkennen ließen. In einer Ecke lag eine grobe, schwarze Kugel mit recht rauher Oberfläche mit einem Durchmesser von etwa Fingerlänge.

Magnus Ridolph öffnete die Kanne, die im Paket gewesen war, goß daraus ein

paar Tropfen über die Taschenlampe und legte die Lampe aufsein Bett. Dann trug er den Behälter hinaus, setzte sich und wartete. Fünf Minuten vergingen, dann zehn. (S. 243)

Der Behälter scheint mit undefinierbaren beweglichen Dingen angefüllt zu sein. Ridolph behauptet dem König gegenüber, dass der Behälter wertvolle Dinge erzeugen könne.

Magnus rieb sich die Hände, öffnete den Aluminiumbehälter, griff hinein und holte die schwarze, warzige Kugel heraus, die er aufsein Bett legte. Aus dieser Kugel heraus, aus sämtlichen Warzenlöchern und Vertiefungen, kamen zwei, vier, schließlich ein Dutzend und mehr dieser zarten Kreaturen, die liefen, schlitterten und auf hauchdünnen Beinchen herumflitzten, mit den Schatten verschmolzen und wieder daraus auftauchten.

„Fort mit euch“, sagte Magnus Ridolph. „Fort, meine kleinen, behenden

Freunde, ihr habt viel Arbeit vor euch.“
(S. 244)

Tatsächlich birgt der Behälter aber ein Dutzend kleiner Lebewesen, die Ridolph in die Freiheit entlässt.

Am nächsten Morgen will Mellish den König sprechen und findet an seiner Stelle Ridolph vor.

„Guten Morgen, Mellish“, sagte Magnus Ridolph.

„Was tun Sie hier?“ bellte Mellish.
„Wo ist der König?“

Magnus Ridolph paffte seine Zigarette, stippte die Asche weg und schlug die Füße übereinander. „Jetzt bin ich der König. Der König der Diebe.“

„Sind Sie verrückt?“

„In keiner Beziehung“, erhielt er zur Antwort. „Ich trage die Krone, also bin ich der König.“ Er stieß mit der Zehenspitze nach einem vor ihm kauern den Eingeborenen. „Erzähl es ihm, Kandidater.“

Der Exkönig drehte den Kopf. „Magnus jetzt König. Er stiehlt Krone, er Kö-

nig. Das Gesetz von Mensch-Menschen.
Magnus großer Dieb, ganz großer.“
(S. 245)

Der bisherige Telex-Vertrag ist durch den Wechsel der Herrschaft natürlich ungültig. Ridolph fordert nicht weniger als fünfhunderttausend Munits für die Konzession, die hunderttausend, um die er betrogen wurde, die fünfzigtausend aus der Wette sowie einen Prozentsatz der Ausbeute der Mine.

Mellish willigt ein, überfällt aber in der nächsten Nacht Ridolph unter Vorhaltung einer Nuklearpistole. Als Mellish wissen will, wie ihm der Diebstahl der Krone gelungen ist, verrät Ridolph, dass er exotische Lebewesen, Geister genannt, mitgebracht hat, die alles für ihren Nukleus sammeln, was energetisch ertragreich ist; so brauchte er nur den König zu überreden, seine Krone mit Uran einzureiben, um sie zum Strahlen zu bringen.

Wo die Mine ist, will Ridolph allerdings nicht verraten. Als ihn Mellish erschießen will, muss er feststellen, dass die Geister auch seine Uranbatterie gestohlen haben.

Ridolph zieht wiederum seine eigene Pisto-
le.

„Daß Sie die Ruhe des Königs der Die-
be stören, ist ein sehr schweres Verbre-
chen“, versicherte ihm Magnus Ri-
dolph. „Wenn Sie jedoch zu fliehen
wünschen, so beginnt der Weg Über-
land zurück nach Gollabolla am Ende
dieses Sträßchens. Man wird Sie nicht
verfolgen.“

„Sie sind ja verrückt. Ich würde im
Dschungel umkommen.“

„Wie Sie meinen“, antwortete Magnus
Ridolph gleichmütig. „Auf jeden Fall gu-
te Nacht jetzt.“

Ende.

„König der Diebe“ ist eine nette kleine
Detektivgeschichte in exotischer Umge-
bung. Die Auflösung wirkt ein wenig ge-
künstelt, aber das wird durch die Schilde-
rung des Diebeskultur wieder aufgewogen.

9. ***“Der Gnadenstoß“ („Coup de Grace“, 1958)**

Der Hub, ein Blasenhaufen in einem Metallgewebe, hing im leeren Raum, in jener Region, die den Erdenmenschen bekannt ist als Hither Sagittarius. Der Besitzer war Pan Pascoglu, ein kleiner, dunkler, energischer Mann, fast kahl, mit unruhigen braunen Augen und dickem Schnurrbart. Er war ein sehr ehrgeiziger Mann, und so hoffte Pascoglu, den Hub in eine elegante Ferienkolonie zu verwandeln, eine Modeinsel unter den Sternen, etwas mehr als nur ein Rastdepot oder einen Treffpunkt. Um dieses Ziel zu erreichen, fügte er zwei Dutzend neue, schimmernde Blasen dazu, von ihm „Hütten“ genannt, die er an den äußeren Rändern des Gewebes anbaute. Nun glich das ganze Gebilde einem überaus komplizierten Molekül. (S. 253)

The Hub, a cluster of bubbles in a web of metal, hung in empty space, in that region known to Earthmen as Hither

Sagittarius. The owner was Pan Pascoglu, a man short, dark and energetic, almost bald, with restless brown eyes and a thick mustache. A man of ambition, Pascoglu hoped to develop the Hub into a fashionable resort, a glamor-island among the stars – something more than a mere stopover depot and junction point. Working to this end, he added two dozen bright new bubbles – „cottages,“ as he called them – around the outer meshes of the Hub, which already resembled the model of an extremely complex molecule.

Pan Pascoglu lässt mitten im leeren Raum eine Ferienkolonie bauen. Einer der Gäste ist Magnus Ridolph, und am Nebentisch sitzt der Anthropologe Lester Bonfils mit drei paläolithischen Einwohnern von S-Cha-6. Dieser Bonfils bittet nun Ridolph um Hilfe, weil er sich von einer Frau mit mörderischen Absichten verfolgt fühlt.

Weiter kommt Bonfils nicht mit seinen Erläuterungen, weil ihm zwei seiner Schützlinge entfloht sind. Ridolph nutzt

die Ruhephase, um die anderen Gäste eingehender zu begutachten.

Dieser mondesichtige Bonze in dem steifen roten Gewand zum Beispiel; er war ein Eingeborener des Planeten Padme, weit entfernt in der Galaxis. Warum reiste er so weit weg von seiner Heimat? Und der große, eckige Mann, dessen schmalen, rasierten Schädel eine phantastische Zusammenstellung von Tantalum-Ornamenten schmückte? Er war ein Lord aus Dacca. Im Exil etwa? Oder verfolgte er einen Feind? Oder befand er sich auf einer verrückten Kreuzfahrt? Der Anthrope vom Planeten Hekate saß allein: ein Argument auf Beinen, das die Theorie der parallelen Entwicklungen stützte. Äußerlich war er eine menschliche Karikatur, innerlich war er so weit davon entfernt wie ein Bauchfüßler. Sein Kopf bestand aus gebleichtem Knochen und schwarzem Schatten, der Mund war ein lippenloser Schlitz. Er war ein Meth von Maetho, und Magnus Ridolph wußte, daß diese Rasse sanft und in sich gekehrt war mit

sehr wenig mentalen Kontakten zu menschlichen Wesen, so daß man ihn nicht einmal für vieldeutig und geheimnisvoll nehmen konnte. (S. 257)

That rotund moon-faced bonze in the stiff red robe, for instance. He was a native of the planet Padme, far across the galaxy. Why had he ventured so far from home? And the tall angular man whose narrow shaved skull carried a fantastic set of tantalum ornaments: a Lord of the Dacca. Exiled? In pursuit of an enemy? On some mad crusade? And the anthrope from the planet Hecate sitting by himself: a walking argument to support the theory of parallel evolution. His outward semblance caricatured humanity; internally he was as far removed as a gastropod. His head was bleached bone and black shadow, his mouth a lipless slit. He was a Meth of Maetho, and Magnus Ridolph knew his race to be gentle and diffident, with so little mental contact with human beings as to seem ambiguous and secretive... .

Weiterhin bemerkt Ridolph eine auffallend schöne und selbstbewusste Frau, die sich laut Auskunft des Hub-Besitzers Pascoglu Fiamella von den Tausend Kerzen nennt und sich als Ehefrau von Bonfils ausgegeben hat.

Am nächsten Morgen war der Hub ein einziges Echo von Gerüchten und Geschichten, denn Lester Bonfils lag tot in seiner Hütte, und die drei paläolithischen Männer stampften rastlos in ihren Käfigen. Die Gäste musterten einander nervös. Einer von ihnen war ein Mörder! (S. 258)

The next morning the Hub vibrated with talk, because Lester Bonfils lay dead in his cottage, with the three paleolithics stamping restlessly in their cages. The guests surveyed each other nervously. One among them was a murderer!

Am nächsten Morgen ist Bonfils tatsächlich ermordet worden. Pascoglu bittet Ridolph um Hilfe, weil hier auf dem Hub keine

staatliche Autorität zuständig ist. Unglücklicherweise gibt es weder Wahrheitsmaschinen noch Atemdetektoren noch Zellvergleichsgeräte auf dem Hub, ja nicht einmal Apparate für Fingerabdrücke – Ridolph ist also ganz auf seine detektivisches Gespür angewiesen.

Er besichtigt die Leiche, die einen Brandfleck auf der Stirn aufweist. Ridolph schließt messerscharf, dass der Mörder zusammen mit Bonfils auf der „Maulererer Princeps“ angekommen sein müsse.

„[...] Die Verdächtigen, die Personen auf dieser Liste und alle anderen, mit denen Bonfils kürzlich zu tun hatte, kommen von verschiedenen Welten. Jede dieser Welten ist verstrickt in die Traditionen einer einzigartigen Kultur. Die Polizeiroutine könnte mit Analysatoren und Detektionsgeräten den Fall lösen. Ich hoffe, zum gleichen Ergebnis durch kulturelle Analysen zu kommen.“ (S. 263)

„[...] The suspects – the persons on this list and any other Bonfils had dealt with recently – are from different worlds.

Each is steeped in the traditions of his unique culture. Police routine might solve the case through the use of analyzers and detection machines. I hope to achieve the same end through cultural analysis.“

Ridolph erläutert, dass er dem Täter durch kulturelle Analysen auf die Spur kommen will.

Ridolph schließt den Bonzen von Padme aus dem Kreis der Verdächtigen aus, was dieser wortreich bestätigen kann.

„[...] Bonzen von Padme – besonders wir vom Isavest-Orden – haben uns der Nächstenliebe geschworen. Wir tun konstruktiven Dienst an allen Lebewesen, unter gewissen Umständen auch an anorganischen Objekten. Wir sind der Meinung, das Prinzip des Lebens übersteige das Protoplasma und beginnt mit einer einfachen oder auch nicht ganz so einfachen Bewegung. Ein Molekül streift an ein anderes – ist das nicht ein Aspekt des Lebendigseins? Warum können wir nicht jedem einzel-

nen Molekül Bewußtsein zugestehen? Denken Sie doch, welch ein Ferment an Gedanken uns umgibt; stellen Sie sich doch den Widerwillen vor, wenn wir auf eine Made treten! Aus diesem Grund bewegen wir Bonzen uns so vorsichtig wie möglich und passen genau auf, wohin wir unsere Füße setzen.“ (S. 266)

„[...] The bonzes of Padme – especially we of the Isavest Ordainment – are sworn to altruism. We render constructive service to any living thing, and under certain circumstances to inorganic objects as well. We feel that the principle of life transcends protoplasm; and in fact has its inception with simple – or perhaps not so simple – motion. A molecule brushing past another – is this not one aspect of vitality? Why can we not conjecture consciousness in each individual molecule? Think what a ferment of thought surrounds us; imagine the resentment which conceivably arises when we tread on a clod! For this reason we bonzes move as gently as

possible, and take care where we set our feet.“

Der Bonze berichtet, dass sich Bonfils an ihn gewandt hatte, um Trost gegen seine Ängste zu finden. Bonfils sei erfüllt gewesen Mißtrauen, Erotizismen, Scham, Entsetzen, Zorn, Rache, Enttäuschung und Verwirrung.

Da Ridolph nach Pascoglus Ansicht zu langsam vorgeht, will er selbst Fiamella verhören. Ja, sie sei die Ehefrau von Bonfils, bekennt Fiamella und ja, ihr Gatte habe das Weite gesucht und damit den Tod verdient. Aber nein, sie würde ihn nie auf primitive Weise erschießen.

Fiamella führt an Pascoglu vor, wie sie einen Mann in den Tod zu treiben pflegt.

„Sie lachen über die Schönheit einer Frau. Was hat sie sonst? So sie tötet Sie, dann gibt es keine Beleidigung mehr.“

„Und wie töten Sie, Miß Fiamella?“ fragte Magnus Ridolph höflich.

„Ich töte natürlich mit Liebe. Natürlich. Ich komme so...“ Sie trat vorwärts, blieb stehen, stand starr aufgerichtet

vor Pascoglu und schaute ihm in die Augen. „Ich hebe meine Hände ...“ Langsam hob sie die Arme und hielt ihre Handflächen vor Pascoglus Gesicht. „Ich drehe mich herum, ich gehe weg.“ Das tat sie und sah über die Schulter. „Ich komme zurück.“ Sie lief zurück. „Und bald werden Sie sagen: ‚Fiamella, laß mich dich berühren, laß mich deine Haut fühlen.‘ Und ich sage: ‚Nein!‘ Und ich gehe hinter Ihnen herum und blase Ihnen in den Nacken.“

„Aufhören!“ knurrte Pascoglu. (S. 269f)

„You laugh at a woman's beauty; what else does she have? So she kills you, and no more insult.“

„Just how do you kill, Miss Fiamella?“ asked Magnus Ridolph politely.

„I kill by love, naturally. I come like this – „ She stepped forward, stopped, stood rigid before Pascoglu, looking into his eyes. „I raise my hands – „ She slowly lifted her arms, held her palms toward Pascoglu's face. „I turn around, I walk away.“ She did so, glancing over her shoulder. „I come back.“ She came

running back. „And soon you say, ‘Fiamella, let me touch you, let me feel your skin.’ And I say, ‘No!’ And I walk around behind you, and blow on your neck – „
„Stop it!“ said Pascoglu uneasily.

Fiamella pflegt abtrünnige Männer mit ihrer sexuellen Ausstrahlung in den Wahnsinn zu treiben und kommt daher als Täterin nicht in Frage. Aber sie hat einen brauchbaren Hinweis: Die Priester von Cambyses haben Bonfils Rache geschworen, weil dieser keinen seiner Wilden für ein Gottesopfer abgeben wollte.

Als Nächsten verhört Ridolph den Gladiator Viamestris Diasporus. Für Diasporus steht fest, dass sich der Mörder schämt, ein so schwaches Opfer getötet zu haben.

„Bonfils war vermutlich von geringster Kraft, und nun schämt sich der Mörder dessen, statt daß er stolz wäre.“

Pascoglu rieb sich den Hinterkopf.
„Eine hypothetische Frage, Mr. Diasporus. Angenommen, Sie hätten Mr. Bonfils getötet, welche Gründe ...“

Diasporus durchschnitt die Luft mit der Handkante. „Lächerlich! Mit einem so unbedeutenden Sieg würde ich nur meine Erfolgsliste schädigen.“ (S. 272)

„Bonfils was evidently of the lowest power, and the killer is ashamed of his feat, rather than proud.“

Pascoglu rubbed the back of his head. „To ask a hypothetical question, Mr. Diasporus, suppose you had killed Bonfils, what reason – „

Diasporus cut the air with his hand. „Ridiculous! I would only mar my record with a victory so small.“

Nun wird Thorn 199 vorgeladen, der in fröhlichen Farben gekleidet ist.

Pascoglu hatte inzwischen wieder seine Haltung gefunden. „Danke, daß Sie kamen, Mr. Thorn. Ich versuche zu...“

„Entschuldigen Sie, darf ich einen Vorschlag machen?“ unterbrach ihn Magnus Ridolph.

„Nun?“ schnappte Pascoglu.

„Ich fürchte, Mr. Thorn trägt nicht die Kleider, die er für eine so wichtige Befragung vorziehen würde. Seinetwegen würde ich sagen, es ist sein dringendster Wunsch, sich in Schwarz und Weiß zu kleiden, natürlich mit einem schwarzen Hut.“

Thorn 199 warf Magnus Ridolph einen Blick unbeschreiblichen Hasses zu. (S. 273)

Pascoglu had recovered his poise. „Thank you for coming, Mr. Thorn. I am trying to establish – „

Magnus Ridolph said in a thoughtful voice, „Excuse me. May I make a suggestion?“

„Well?“ snapped Pascoglu.

„I fear Mr. Thorn is not wearing the clothes he would prefer for so important an inquiry as this. For his own sake he will be the first to wish to change into black and white, with, of course, a black hat.“

Thorn 199 darted Magnus Ridolph a glance of enormous hatred.

In Blau und Orange kann Thorn 199 die Erdenmenschen missachten, aber in Schwarz und Weiß wäre er verpflichtet, die absolute Wahrheit zu sagen, weshalb er es vorzieht, sich zu verabschieden.

Dann sind die beiden Priester von Cambyses an der Reihe, die empört reagieren, als man ihnen vorhält, sie hätten ein Opfer gesucht.

„Sie verstehen unsere Religion nicht“, erwiderte Fodor Impliega mit tönender Stimme. „Der große Gott Camb existiert in jedem von uns, wir alle sind Teile des Ganzen, der Gesamtheit aller Teile.“

Fodor Banzoso unterstrich dies noch: „Sie bedienten sich des Wortes ‚Opfer‘. Das ist nicht richtig. Sie sollten sagen: ‚gehen, um sich mit Camb zu vereinigen.‘ Das ist so, als gehe man zum Feuer um Wärme, und das Feuer wird um so wärmer, je mehr Seelen sich mit ihm vereinen.“ (S. 275)

„You do not understand our religion,“ said Fodor Impliega in a flat plangent voice. „The great god Camb exists in

each one of us, we are all parts of the whole, the whole of the parts.“

Fodor Banzoso amplified the statement. „You used the word ‘sacrifice’. This is incorrect. You should say, ‘go to join Camb’. It is like going to the fire for warmth, and the fire becomes warmer the more souls that come to join it.“

Auf Cambyses wird man nicht geopfert, sondern mit dem großen Gott Camb vereint, was eine beglückende Erfahrung ist.

Ridolph spricht die Priester daher des Mordes frei.

„Ich denke, ich kann uns allen einige Zeit ersparen. Sie wissen, Mr. Pascoglu, daß ich diesen Morgen eine gewisse Zeit mit Forschungen verbrachte. Zufällig kam ich auf die Beschreibung der Opferriten von Camb. Soll das Opfer gelten, so muß die zu opfernde Person knien und den Kopf neigen. Zwei Dolche werden ihm in die Ohren getrieben, und das Opfer bleibt in dieser Position, also kniend und mit gesenktem Kopf im Zustand ritueller Sammlung. Bonfils aber

lag mit den Gliedmaßen weit ausgestreckt da, also absolut nicht in angemessener Haltung. Ich möchte meinen, Fodor Impliega und Fodor Banzoso sind ohne Schuld, wenigstens an diesem Verbrechen.“ (S. 275)

„I think I may save time for everyone. As you know, Mr. Pascoglu, I spent a certain period this morning in research. I chanced on a description of the Camgian sacrificial rites. In order for the rite to be valid, the victim must kneel, bow his head forward. Two skewers are driven into his ears, and the victim is left in this position, kneeling, face down, in a state of ritual composure. Bonfils was sprawled without regard for any sort of decency. I suggest that Fodor Impliega and Fodor Banzoso are guiltless, at least of this particular crime.“

Thorn 199 kehrt zurück, diesmal in Schwarz gekleidet. Ridolph entlastet ihn, weil Kolarianer nur dann Gewalttaten vollbringen,

wenn sie graue Hosen oder die Kombination grüne Jacke und roter Hut tragen.

Nun ist Hercules Starguard an der Reihe. Er räumt zwar ein, Bonfils gehasst zu haben, leugnet aber den Mord. Ridolph bringt vor, dass Starguard ein Erdenmann ist und den Mord niemals in Anwesenheit von Zeugen, auch wenn es nur Steinzeitmenschen sind, begangen hätte.

Nun bleibt nur noch der Hekateaner, ein Nichtmensch, der sich weigert, seinen Namen zu sagen.

„Ihr Menschen seid amüsante Wesen. Jeder von Ihnen hat seinen privaten Namen. Ich weiß, wer ich bin. Warum soil ich mir dafür ein Schild umhängen? Es ist eine rassische fixe Idee, die an jede Wirklichkeit ein paar Geräusche anhängen muß.“ (S. 278)

„You men are amusing beasts. Each of you has his private name. I know who I am – why must I label myself? It is a racial idiosyncrasy, the need to fix a sound to each reality.“

Der Hekateaner gibt an, den Mörder zu kennen, will ihn aber aus kulturellen Gründen nicht nennen.

„Ich scheine mich geirrt zu haben. Die betreffende Person scheint zu wünschen, die Tat anonym begangen zu haben, und warum sollte ich dann gegen ihren Wunsch handeln? Wenn ich es wußte, so weiß ich es nicht mehr.“

„Eine sehr vernünftige Einstellung“, bemerkte Magnus Ridolph, als Pascoglu vor Zorn zu stottern begann. Aber nun kochte Pascoglu erst richtig über.

„Ich halte seine Antwort für abscheulich! Ein Mord wurde begangen, diese Kreatur gibt an, den Täter zu kennen und will ihn nicht nennen ... Ich habe gute Lust, ihn in seinem Quartier eingesperrt zu halten, bis das Patrouillenschiff vorbeikommt.“

„Wenn Sie das tun“, erwiderte der Hekateaner, „werde ich den Inhalt meines Sporensacks in die Luft entleeren. Dann werden Sie wenig später entdecken, daß Ihr Hub bevölkert ist mit etlichen hunderttausend Infusorien, und wenn

Sie auch nur eines davon töten, begehen Sie das Verbrechen, das Sie jetzt erforschen.“

Pascoglu ging zur Tür und riß sie auf. „Gehen Sie! Sofort! Nehmen Sie das nächste Schiff und verschwinden Sie! Und lassen Sie sich hier nur ja nicht wieder sehen!“ (S. 279)

„Evidently I was mistaken. If I knew, the person involved wishes his deed to pass unnoticed, and why should I disoblige him? If I did know, I don't know.“

Pascoglu began to splutter, but Magnus Ridolph interceded in a grave voice. „A reasonable attitude.“

Pascoglu's cup of wrath boiled over. „I think his attitude is disgraceful! A murder has been committed, this creature claims he knows, and will not tell. ... I have a good mind to confine him to his quarters until the patrol ship passes.“

„If you do so,“ said the Hecatean, „I will discharge the contents of my spore sac into the air. You will presently find your Hub inhabited by a hundred thou-

sand animalcules, and if you injure a single one of them, you will be guilty of the same crime that you are now investigating.“

Pascoglu went to the door, flung it aside. „Go! Leave! Take the next ship out of here! I'll never allow you back!“

Nachdem Ridolph alle in Frage kommenden Verdächtigen eliminiert hat, fragt Pascoglu verzweifelt, wer denn dann der Mörder sein könne.

„Wer bleibt dann noch übrig?“ beklagte sich Pascoglu verzweifelt.

„Sie, ich und...“

Die Tür ging auf, der Bonze in seinem roten Gewand schaute herein.

„Kommen Sie nur herein“, forderte Magnus Ridolph ihn herzlich auf, „wir sind gerade fertig. Wir haben festgelegt, daß von allen Personen im Hub nur Sie allein Lester Bonfils getötet haben können, und so brauchen wir die Bibliothek nicht mehr länger.“ (S. 282f)

„But who is there left?“ cried Pascoglu in desperation.

„Well, there is you, there is me and there is – „

The door slid back; the bonze in the red cloak looked into the room.

„Come in, come in,“ said Magnus Ridolph with cordiality. „Our business is just now complete. We have established that of all the persons here at the Hub, only you would have killed Lester Bonfils, and so now we have no further need for the library.“

Nun hat Ridolph endlich Klarheit gewonnen: Der Bonze hat Bonfils getötet, das steht für den Detektiv fest, und zwar mit den lautersten Absichten.

„Ist er... Ist er wirklich der Mörder?“ fragte Pascoglu flüsternd.

„Er hat Lester Bonfils getötet“, erwiderte Magnus Ridolph. „Das ist absolut klar.“

„Aber warum nur?“

„Aus Herzensgüte. Bonfils hat ganz kurz mit mir gesprochen. Er litt zweifellos seelisch ungeheuer.“

„Aber man hätte ihn doch heilen können!“ rief Pascoglu fast gekränkt. „Es war doch nicht gleich nötig, ihn wegen seiner schwierigen Gefühlslage umzubringen.“

„Nicht, wenn man von unserer Denkweise ausgeht“, wandte Magnus Ridolph ein. „Aber Sie müssen sich vor Augen halten, daß der Bonze sehr fest an ... nun, sagen wir die Reinkarnation glaubt. Er entschloß sich also dazu, den armen, gequälten Bonfils von seinen Qualen zu befreien, denn er kam ja zu ihm um Hilfe. Er tötete ihn, zum Besten für Bonfils, wie er glaubte.“ (S. 283f)

„Is he – is he the murderer?“ asked Pascoglu feebly.

„He killed Lester Bonfils,“ said Magnus Ridolph. „That is clear enough.“

„But why?“

„Out of the kindness of his heart. Bonfils spoke to me for a moment. He clear-

ly was suffering considerable psychic damage.“

„But – he could be cured!“ exclaimed Pascoglu indignantly. „It wasn’t necessary to kill him to soothe his feelings.“

„Not according to our viewpoint,“ said Magnus Ridolph. „But you must recall that the bonze is a devout believer in – well, let us call it ‘reincarnation’. He conceived himself performing a happy release for poor tormented Bonfils, who came to him for help. He killed him for his own good.“

Der Bonze hat Bonfils von seinem Leiden erlöst, damit dieser in einer glücklicheren Form wiedergeboren werden kann. Natürlich kann man einen Wohltäter wie den Bonzen nicht bestrafen, aber man muss wohl dafür sorgen, dass er mit keinem weiteren Bedauernswerten zusammenkommt.

Plötzlich legte Pascoglu eine Hand an seine Wange und schaute Magnus Ridolph großäugig an. „Heute früh fühlte ich mich entsetzlich deprimiert. Ich sprach mit dem Bonzen und erzählte

ihm meine ganzen Sorgen. Ich beklagte mich über die Unkosten ...“

Leise schob sich die Tür auf, der Bonze lugte herein und lächelte wohlwollend. „Störe ich?“ fragte er, als er Magnus Ridolph sah. „Ich hatte gehofft, Sie allein zu finden, Mr. Pascoglu.“

„Ich wollte eben gehen“, sagte Magnus Ridolph höflich. „Wenn Sie mich entschuldigen wollen ...“

„Nein, nein!“ schrie Pascoglu. „Gehen Sie nicht, Mr. Ridolph!“

„Oh, eine andere Zeit ist ebenso gut wie diese“, erklärte der Bonze liebenswürdig. Die Tür schloß sich hinter ihm.

„Jetzt fühle ich mich noch elender als je zuvor“, stöhnte Pascoglu.

„Das verbergen Sie vor dem Bonzen aber besser“, riet ihm Magnus Ridolph. (S. 284f)

Pascoglu suddenly put his hand to his cheek. He turned wide eyes to Magnus Ridolph. „This morning I felt pretty low. I was talking to the bonze ... I told him all my troubles. I complained about expense – „

The door slid quietly aside; the bonze peered in, a half-smile on his benign face. „Do I intrude?“ he asked as he spied Magnus Ridolph. „I had hoped to find you alone, Mr. Pascoglu.“

„I was just going,“ said Magnus Ridolph politely. „If you'll excuse me...“

„No, no!“ cried Pascoglu. „Don't go, Mr. Ridolph!“

„Another time will do as well,“ said the bonze politely. The door closed behind him.

„Now I feel worse than ever,“ Pascoglu moaned.

„Best to conceal it from the bonze,“ said Magnus Ridolph.

Pascoglu erinnert sich entsetzt, dem Bonzen von seinen Leiden erzählt zu haben. Ridolph rät ihm, künftig davon zu schweigen.

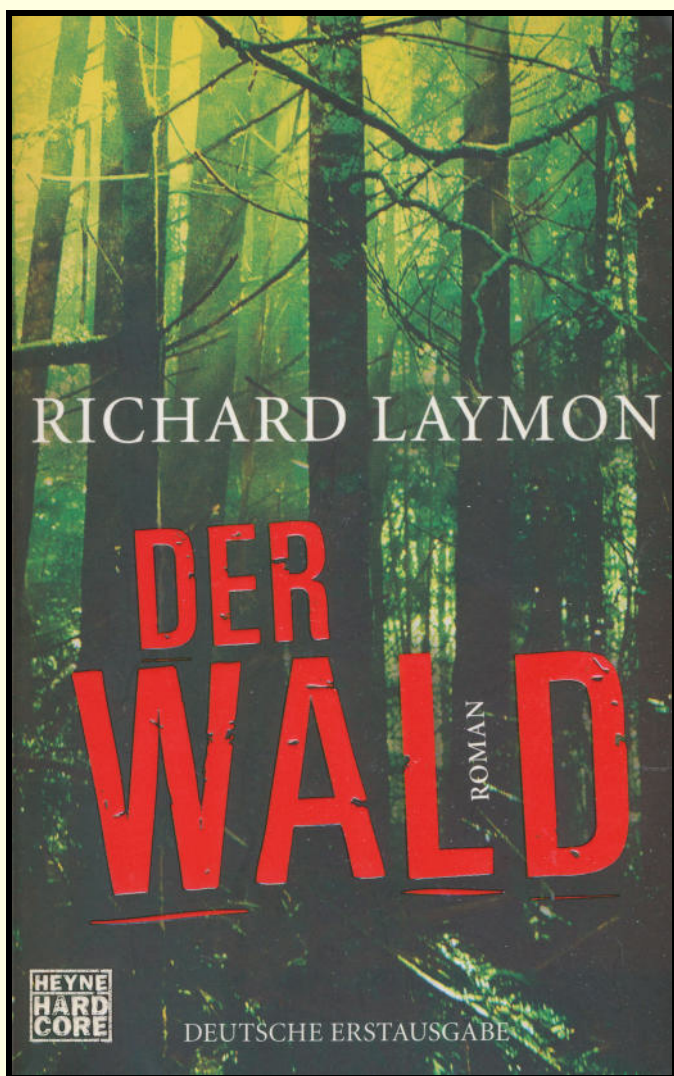
Ende.

„Der Gnadenstoß“ ist ein ebenso raffinierter wie amüsanter Weltraumkrimi. Magnus Ridolph löst darin nicht nur einen absolut rätselhaften Mord, sondern führt auch zum Vergnügen des Lesers eine ganze

Reihe von exotischen und bizarren Kulturen vor.

10. **“Die Gehirnparasiten” („Brains of Earth”, auch „Nopalgarth”, 1966)*

Diese Erzählung wurde bereits in *Fantasia* 791e besprochen.



Richard Laymon

Der Wald

(Dark Mountain, 1987)

Heyne 43 596 (TB 432 S./€ 9,99)

München 2011

**Aus dem Amerikanischen von Marcel
Häußler**

Genre: Thriller

Wieder hörte Cheryl das Geräusch – ein leises, trockenes Knistern von Schritten im Laub. Dieses Mal kam es ganz aus der Nähe.

Sie lag steif im Schlafsack und wagte kaum zu atmen, während sie auf die schräge Zeltwand starrte und versuchte, ruhig zu bleiben.

Es ist bestimmt nur ein Tier. Vielleicht ein Hirsch. Als sie vor ein paar Tagen auf einer Wiese unterhalb des Passes gecamppt hatten, waren sie von einem Hirsch, der um ihr Zelt streifte, geweckt worden. Er war mit den Hufen durch die Blätter gestapft, hatte Zweige umgeknickt und in der Erde gescharrt. Danny hatte ihn „Bambi den Elefanten“ genannt. (S. 9)

Zwei junge Leute, Cheryl und Danny, zelten am Lower Mesquite Lake. Cheryl, die ein wenig schreckhaft veranlagt ist, ängstigt sich wegen nächtlicher Geräusche. Danny, den ein ohnehin ein Druck auf der Blase plagt, will nachsehen, um Cheryl zu beruhigen.

„Ich muss sowieso mal pinkeln.“ Er kroch durch die Zeltklappen. Als er zur Hälfte hindurch war, hielt er inne. Er stieß ein tiefes Stöhnen aus. Einer seiner Füße wich zurück.

Cheryl hörte ein feuchtes Klatschen. Etwas spritzte auf die Zeltklappen.

Dannys Beine klappten unter ihm zusammen und streckten sich. Er warf sich hin und her, die Knie schlugen auf den Zeltboden, sein Körper zuckte wild, durchgeschüttelt von nicht enden wollenden Krämpfen. Schließlich rührte er sich nicht mehr.

Cheryl sah entsetzt zu, wie Danny durch die Zeltklappen nach draußen gezogen wurde. Seine Hinterbacken verschwanden. Die Beine schleiften über

den Boden, als würde er langsam in ein dunkles Maul gesaugt.

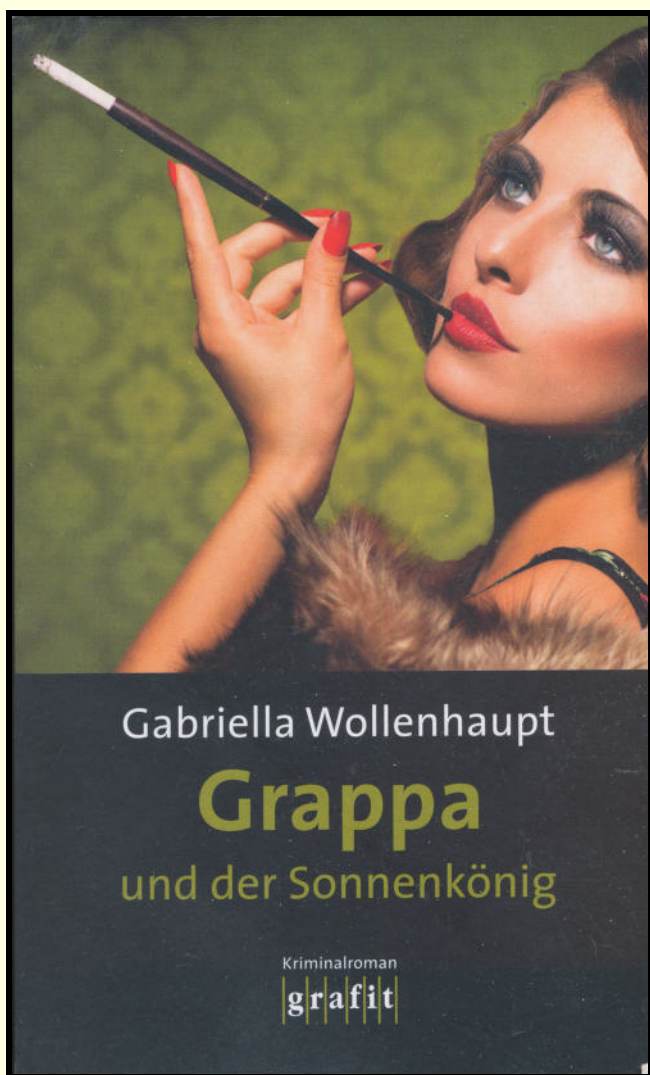
Cheryl war allein im Zelt.

Aber nicht lange. (S. 11f)

Dieser Campingausflug hat kein gutes Ende genommen.

Nichtsahnend planen Karen, ihr Freund Scott und dessen Kinder Julie, sechzehn, und Benny, vierzehn, zusammen mit einer befreundeten Familie einen Ausflug an eben jenen fatalen See. Was sie nicht wissen: Dort lebt Merle mit seiner alten Mutter Ettie, sich fest von ihren übernatürlichen Fähigkeiten überzeugt ist und die für Fremde nichts Gutes im Sinn hat.

Der Wald ist ein dramatischer Thriller für Freunde des endlosen Schreckens.



***Wollenhaupt, Gabriella: Grappa und der Sonnenkönig**

Gabriella Wollenhaupt [1952–]

Maria Grappa 29: Grappa und der Sonnenkönig

Grafit bei Emons 593 (TB 250 S./€ 11,00)

Köln 2019

Genre: Krimi

„Frau Grappa, ich muss Sie unbedingt sprechen.“

Wie oft hatte ich diesen Satz in den letzten Jahren gehört? „Um was geht es denn?“, wollte ich wissen. „Das kann ich Ihnen am Telefon schlecht sagen“, behauptete die Männerstimme. „Aber ich weiß, dass Sie interessiert sein werden.“

„Geben Sie mir ein Stichwort“, forderte ich.

Er zögerte und sagte dann: „Der Begriff ‚Me-too‘ sagt Ihnen was?“

„Sicher. Sind Sie ein Betroffener?“

„Nicht direkt. Es geht um die Bierstädter Festspiele im Sommer.“

„Den *Summer-Pott*?“

„Genau.“

„Und wer wird da von wem belästigt?“

„Das sage ich Ihnen, wenn wir uns treffen.“

„Okay. Kommen Sie in einer Stunde zum Verlagshaus und warten Sie in der Kantine auf mich. Der Pförtner zeigt Ihnen den Weg.“ (S. 9)

Bierstadt im Ruhrpott fühlt sich seit jeher als Hort der Kultur und veranstaltet daher regelmäßig die Festspiele „Summer-Pott“, bei denen aus Gründen des Geldes einerseits und des Publikumsgeschmacks andererseits vorwiegend Operetten, ältere Theaterstücke und Musicals aufgeführt werden. Intendant ist Adalbert Engels, wegen seines markanten Auftretens der „Sonnenkönig“ genannt wird.

Und nun behauptet ein bislang anonym männlicher Anrufer, ihm wäre bekannt, dass es bei den Festivalproben zu sexuellen Übergriffen gegen Frauen gekommen wäre.

Verleger Hans Damm führte nach dem unschönen Sturz der letzten Redaktionsleiterin das Tagesgeschäft. Sein Bestreben war es, das Bierstädter Tageblatt mit harmlosen Themen zu füllen. Dabei standen der Sport und die Mitteilungen des städtischen Presseamtes im Mittelpunkt. Blaulicht, Skandale und kritische Meinungsäußerungen rangierten auf den hinteren Plätzen der Verlegergunst. Der Mantelteil mit den Ressorts Politik, Wirtschaft, überregionale Kultur und Sport wurde sowieso schon von einem anderen Verlag zugeliefert und bestand hauptsächlich aus den Meldungen der großen Presseagenturen. Den Leserinnen und Lesern schien der inhaltliche Niedergang des Tageblattes allerdings egal zu sein. Die Printauflage war zwar zurückgegangen, doch die Zahl der Kunden, die sich die Zeitung als ePaper ins Haus holten, stieg an.

„Guten Tag, verehrte Kolleginnen und Kollegen“, begrüßte uns Damm. „Heute ist ein wundervoller Frühlingstag und dieses Gefühl wollen wir in Schrift und

Bild an unsere Leser weitergeben. Wie wäre es mit einer Bildreportage über die emsigen Kleingärtner in unserer Stadt? Laut Presseamt gibt es fast hundertzwanzig Gartenvereine in Bierstadt. Auf einer Fläche von über vier Millionen Quadratmetern Pachtfläche befinden sich über achttausend Gärten. Ist das nicht sensationell?“

Niemand in der Runde konnte Damms Begeisterung teilen. (S. 11)

Die Stimmung im Bierstädter Tageblatt ist nicht die beste, denn aufgrund der neuen Medien fallen Anzeigen aus, so dass die Auflage zurückgeht. Nach dem Rücktritt der letzten Chefredakteurin hat notgedrungen der Verleger Hans Damm die Leitung der Tageszeitung übernommen. Ein familien-tauglicher Bericht über Bierstadts Kleingärtner wäre seiner Meinung nach ideal für die neue Linie der Zeitung geeignet.

Doch die standfeste Journalistin Maria Grappa lässt sich davon nicht beirren, sondern trifft den Whistleblower, der sich als Adrian Schmaus, Sänger im Musical „Die Schöne und das Biest“ entpuppt. Adrian ist

nicht frauenfeindlich, wenn auch eher männerfreundlich, und singt das Biest, während seine Partnerin Liane Licht, das Opfer der Belästigung, die Schöne gibt.

Adrian führt Grappa ein Video einer typischen Probe vor.

„Schätzchen, was ist los? Hast du die Nacht durchgemacht? Oder hast du deine Tage?“ Licht bringt keinen Ton heraus.

„Du kriegst zu wenig Luft bei den hohen Tönen, die ja nun weiß Gott nicht schwer zu singen sind. Und du bist zu schnell. Wenn das so weitergeht, lasse ich die Zweitbesetzung holen“, schimpft der Intendant weiter. „Abergestern warst du doch zufrieden und ...“

„Gestern ist gestern und heute ist heute“, tobt Engels. „Ich verlange gleichbleibende Leistung, Schätzchen, sonst ist bald Schicht im Schacht. Ich gebe dir hier die Chance deines Lebens, aber das hast du wohl nicht kapiert! Und jetzt weiter!“

Engels wendet sich von ihr ab und sagt halblaut zu dem Mann am Regiepult: „Die Kleine ist wohl untervögelt.“ Der Intendant lacht dreckig. (S. 11)

Dass Engels die Sängerin vor allen anderen Beteiligten derart heruntermacht, liegt laut Adrian daran, sie ihm den in der Zunft üblichen Oralverkehr verweigert hat. Immerhin hat sich Engels herabgelassen, die Liane zu einer Aussprache in sein Büro einzuladen – und sie dort kurzerhand vergewaltigt.

Bierstadt hat allerdings auch noch mit anderen Problemen zu kämpfen, etwa der Clankriminalität, wie die Bäckerin Frau Schmitz ihrem Stammgast Grappa brühwarm erzählt.

„Ist ja ganz schön viel los bei uns“, stellte Frau Schmitz fest. „Diese Zuwanderer sind ein Fluch für Deutschland. In zehn Jahren haben diese Moslems die Macht in Deutschland übernommen. Und unser Staat tut nichts dagegen. Hoffentlich bin ich schon tot, wenn die das Sagen haben.“

Ups. Solche Sprüche hatte ich von der Bäckerin noch nie gehört.

„Frau Schmitz, die Razzia zeigt doch, dass was dagegen getan wird“, widersprach ich.

„Dann warte mal ab, Grappa, was die später für Strafen kriegen!“, rief sie. „Die lachen sich doch kaputt, wenn ein Gericht sie in den Knast schickt – wenn überhaupt.“

„Was ist denn los mit dir, Frau Schmitz?“, fragte ich. „Du redest ja wie eine AfD-Wählerin.“

„Nee, Grappa, ich kann noch selbst denken. Letzte Woche wurde der Kiosk gegenüber von jungen Burschen überfallen. Den Inhaber haben sie halb tot geprügelt und ihm das Geld geklaut. Und? Woher kamen die Schläger?“

„Flüchtlinge aus Nordafrika“, antwortete ich. „Wir hatten die Story im Blatt.“

„Dann weißt du ja Bescheid.“ Anneliese Schmitz strich ihre Kittelschürze glatt. „Und jetzt bring ich dir dein Frühstück. Wie immer?“ (S. 39f)

Adrian kann im Auftrag von Grappa die Sängerin Liane Licht überreden, eine Aussage vor der Polizei zu machen. Doch bevor es dazu kommt, findet man sie erhängt in einem Wald auf Rügen, ganz in der Nähe des Wohnsitzes ihrer Mutter Renate Klei-

nert. Hat sie nun Selbstmord begangen und hat der Sonnenkönig seine Hand mit im Spiel, das ist die große Frage.

Gabriella Wollenhaupt greift in *Grappa und der Sonnenkönig* wieder ein hochaktuelles Thema auf, nämlich die Belästigung, Nötigung und sogar Vergewaltigung von Frauen durch Vorgesetzte. Zur Sprache kommt auch die wachsende Kriminalität durch Zuwanderer, was jedoch zu Grappas Glück ihren Teilzeitlebensgefährten Friedemann Kleist wieder für ein paar Wochen nach Bierstadt bringt.

Nebenbei kommt auch noch das „Bordoll“ ins Spiel, ein neueröffnetes Bierstädter Etablissement, in dem sich Männer an hochmodernen japanischen Silikonpuppen entspannen können.

Natürlich wird auch die Situation der Zeitungen im Zeitalter der Neuen Medien angesprochen: Das Bierstädter Tageblatt verzichtet wie viele andere Zeitungen auch auf eine politische Sparte, sondern kauft die einschlägigen Artikel zu; übrig bleibt nur noch die Lokalredaktion mit Grappa und drei Kollegen.

Die Stimmung in der Zeitung wird dadurch nicht besser: Aus der früheren freundschaftlichen Kabbelei ist eine aggressive Atmosphäre geworden. Sportredakteur Simon Harras muss sogar abgemahnt haben, weil er eine faule und nichtsnutzige Sekretärin vor allen Redaktionsangehörigen als das bezeichnet hat, was sie ist.

Im folgenden Beispiel zieht Grappa über die hochnäsige Kulturredakteurin Dr. Margarete Wurbel-Simonis, die den „Barbier von Sevilla“ besprechen soll, her.

„Mäggi, was ist los?“, begrüßte ich sie. „Du siehst irgendwie anders aus.“

Sie blickte über den Rand des goldenen Brillengestells.

„Ich war beim Friseur.“

„Das passt zum Thema“, stellte ich fest. „Nimmst du demnächst auch Flötenunterricht, bevor du Mozarts *Zauberflöte* rezensierst?“ (S. 9f)

Hier sinniert Grappa über die Veränderungen nach, die im Zeitungswesen stattgefunden haben.

Ich bin zu lange in diesem Job, dachte ich in einem plötzlichen Anflug von Melancholie. Zu meiner Volontärszeit gab es keine Computer, sondern nur klapprige Schreibmaschinen, und wer eine IBM-Kugelkopfmaschine benutzen durfte, war ganz vorn. Das Fotolabor befand sich im Toilettenraum und wer dringend musste, tastete sich im Dunklen an die Kloschüssel heran, um die Fotos nicht zu zerstören. (S. 63)

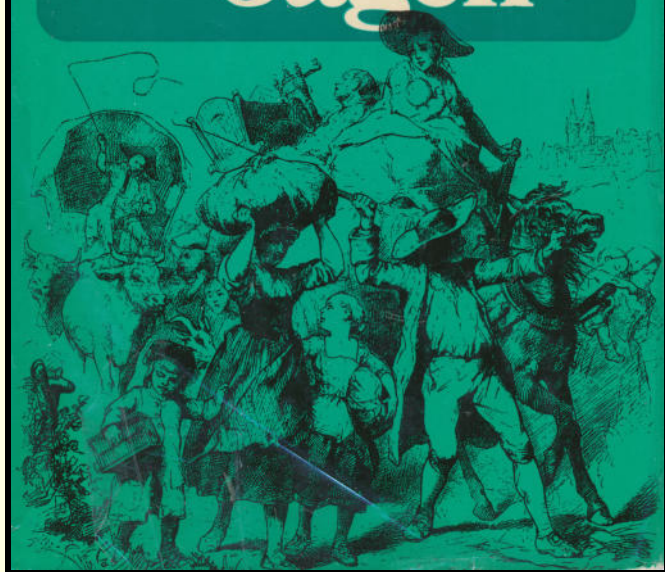
Auch die moderne Küche bekommt bei Grappa ihr Fett weg.

Das Restaurant hatte drei Sterne. Selbstbewusst bot es nur ein Menü an, allerdings mit drei, vier oder fünf Gängen. Wir nahmen die kleinste Variante. Drei Mal kam ein winziger ‚Gruß aus der Küche‘. Der erste Gang hieß 54 und bestand aus einer dünnen Schicht grüner Blätter mit einer gekringelten Saucespur. Der Kellner erklärte uns, das Grünzeug seien die Blätter von vierundfünfzig verschiedenen Kräutern aus der Gegend. Es schmeckte nach Gras. Gras

im Sinne von Rasen. Den zweiten Gang bildete ein entbeinter Hühnerschenkel, paniert und so groß wie ein Daumen, und ein Stück Auflauf in gleicher Größe, das *Terrine* genannt wurde. Der dritte Gang war das Dessert. Lecker, aber ohne Substanz. Der Wein war teuer und schmeckte nach Discounter. (S. 121)

Bleibt als Fazit zu sagen, dass auch *Grappa und der Sonnenkönig* trotz seiner ernsten Themen so amüsant, witzig und bissig ist, wie man es von Gabriella Wollenhaupt kennt.

Ludwig Ganghofer Das große Jagen



***Ganghofer, Ludwig: Große Jagen**

Ludwig Ganghofer [Ludwig Albert Ganghofer, 1855–1920]

Das große Jagen. Roman aus dem 18. Jahrhundert (1918)

Deutscher Bücherbund

(HC 492 S./DM xx)

Stuttgart Hamburg München 1973

Genre: Historischer Roman

Am zweiten Februar des Jahres 1733, am Lichtmeßabend, peitschte der stürmische Westwind ein dickwirbelndes Schneetreiben durch die Gassen von Berchtesgaden. An den Häusern waren alle Flurtüren versperrt, alle Fensterläden geschlossen. Obwohl die Polizeistunde noch nicht geschlagen hatte, war auf der Marktgasse kein Mensch mehr zu sehen.

Das dunkle Häuserschweigen in dem weißen Gewirbel hatte trotz allem Lärm des Sturmwindes etwas Friedliches. Dieser Friede erzählte von sorglosen Menschen in gemütlichen Stuben. Eine grauenvolle Lüge! In Erregung, in Zorn

und Sehnsucht pochten hinter den verriegelten Türen Hunderte von verstörten Herzen. Zwischen den stillen Wänden wohnte die Ratlosigkeit neben Haß und Angst, feiges Mißtrauen neben dem Mut, duldende Stärke neben der hämischen Bosheit, nicht immer geschieden durch Tür und Mauer. Kampf und Erbitterung schwelte, wie zwischen Nachbar und Nachbar, auch zwischen Mann und Weib, zwischen Bruder und Schwester, zwischen Vater und Sohn. (S. 5)

Im Jahr 1733 regiert in Berchtesgaden der reichsunmittelbare Fürstprobst Anton Cajetan Notthafft von Weißenstein (1670–1752) zwar erst seit einem Jahr, aber unter seiner Herrschaft haben sich die Spannungen zwischen den bevorzugten Katholiken und den unterdrückten, ihren Glauben nur heimlich praktizierenden Protestanten erheblich verstärkt.

Der Kleine trug das Berchtesgadnische Bürgerkleid mit der Bundhose über den weißen Strümpfen und mit dem braunen Faltenkittel, über dessen Kragen

sich die weiße Hemdkrause herauslegte. Ein scharf geschnittener Judenkopf mit blassem Gesicht. Der Spitzbart so weiß wie die hohe Stirn. Unter dem Lederkäppchen quollen graue Locken heraus. Zwei stille, heißglänzende Augen. Das war der aus Salzburg nach Berchtesgaden zugesiedelte Arzt und Handelsmann Simeon Lewitter, der vor fünfzehn Jahren bei einem Judenkrawall das Weib und seine zwei Kinder verloren und in der Verstörtheit dieser Greuelnacht die Taufe empfangen hatte. Für die Bauern galt er noch immer als der Jud, genoß aber als Leibarzt des Fürstpropstes zu Berchtesgaden leidliche Sicherheit. Nur die Trauer seiner Augen erzählte von den Schmerzen einer vergangenen Zeit. Der schmale Mund unter dem weißen Barte hatte das Lächeln einer steingewordenen Geduld. (S. 6)

Mehr oder wenig heimlich treffen sich der jüdische, zum Katholizismus übergetretene Leibarzt des Fürstprobstes, Simeon Lewitter, und der uralte, emeritierte Stiftspfarrer

Ludwig, ein weiser und toleranter Mensch, mit einer Einstellung, die bei seinen Standesgenossen nicht verbreitet ist.

Auf der Wange des Pfarrers hüpfte die große Warze. „Luisichen ? Hast du dich für uns zwei Alten so wohlgefällig gemacht? Oder hat dein schmucker Abend einem Jüngeren gegolten?“

In Unmut zog das Mädchen die Brauen zusammen: „Ob jung oder alt, das frag ich nit. Mir gilt: getreu oder schlecht, Christ oder Gottesfeind. Und heut am Morgen hab ich den heiligen Leib genossen. Da trag ich mein bestes Gewand, bis ich schlafen geh. Man muß sich innen und außen unterscheiden von den Gottlosen.“

Der Pfarrer blieb stumm. Aus seinen Augen sprach Erbarmen mit dieser freudlosen, von aller Härte der Zeit gezeißelten Mädchenseele. (S. 8f)

Unterwegs begegnet der Stiftspfarrer der jungen Luisa, der Tochter des begabten Bildhauers Nikolaus Zechmeister. Zechmeister ist ein heimlicher Protestant, dem man

wegen eines Vergehens die rechte Hand abgehackt hatte und der jetzt mühevoll mit der Linken und mit Hilfe seiner Tochter sein begehrtes Handwerk weiter ausübt. Die mutterlose Luisa wurde als Kind dem unzuverlässigen Vater weggenommen und im Kloster erzogen, wo aus ihr eine übereifrige Katholikin geworden ist, die zwar ihren Vater liebt, ihm aber den Abfall vom wahren Glauben nicht verzeihen kann.

Als sich Lewitter, der Stiftspfarrer und Zechmeister treffen, tauschen sie den heimlichen Gruß der Protestanten aus, obwohl der Pfarrer ja katholisch und der Arzt vermutlich heimlich immer noch jüdisch ist – aber diese drei Seelen gehören zu den wenigen, die imstande sind, Toleranz gegenüber Andersgläubigen zu üben.

Und es war ein seltsamer Gruß, den die drei einander zuflüsterten: „Mensch bleiben !“ Den Händedruck mußte Meister Niklaus mit der Linken erledigen. Vor siebzehn Jahren hatte man ihm zu Hallein die Schwurhand auf dem Block vom Arm geschlagen, weil er gegen seinen Untertaneneid zwei evangelischen

Inkulpaten, hinter denen die Soldaten Gottes her waren, zur Flucht verholten hatte. Sein Weib war gestorben vom Schreck. Und das Kind hatte man dem der Irrlehre Verdächtigen weggenommen und zu gutchristlicher Erziehung in ein Kloster gegeben. Erst seit dem verwichenen Herbste war Luisa wieder daheim – als Wächterin des Vaters, um ihn zu behüten vor einem Rückfall in den evangelischen Wahn. (S. 9f)

Die wahren Gläubigen haben laut fürstprobstlicher Anordnung mit „Gelobt sei Jesus Christus und seine heilige Mutter Maria!“ zu grüßen beziehungsweise darauf mit „Von nun an bis in Ewigkeit, Amen.“ zu antworten, was ihnen nach dem Ableben pro Gruß drei Wochen Folter im Fegefeuer erspart.

Hier fragt der Meister den Pfarrer nach den Ereignissen im benachbarten Fürstbistum Salzburg.

„Hast du Botschaft aus Salzburg?“

Der Pfarrer nickte. „Seit das große Ja-gen begonnen hat, sind’s nach der letz-

ten Zählung dreißig Tausend und sieben Hundert, die man aus dem Land getrieben.“

„Ist das nit Irrsinn?“ stammelte Niki aus.

„Nein, Bruder!“ Die große Warze kam in Bewegung. „Wie mehr man die Zahl der Fresser mindert in einem Land, um so fetter werden die Erben. Das ist die fromme Rechnung unserer Zeit. Wie länger ich das mit anseh, um so lustiger macht es mich.“ (S. 11)

In Salzburg hat man mit den Protestanten reinen Tisch gemacht und sie außer Landes geschafft, natürlich nicht nur unter Einziehung ihrer Güter, sondern auch noch mit einer gesalzenen Geldforderung. Der Preußenkönig Friedrich Wilhelm I., Kurfürst von Brandenburg (1688–1740), war zum Glück bereit zu bezahlen, denn er brauchte dringend Siedler für das nahezu menschenleere Preußen, um seinem Land zu einem wirtschaftlichen Aufschwung zu verhelfen. In Berchtesgaden steht dagegen die Austreibung der Exulanten, ironisch auch als das „Große Jagen“ bezeichnet, noch bevor.

„Vor Reverende prästiere ich in christschuldigem respecto. Aber Spaßettibus wider die von Gott instituierte Obrigkeit sind denen Subjekten nit permittiert. Ich inquiriere sub loco hujus in Amtibus.“

„Muckenfüßl“, staunte der Pfarrer, „Ihr redet beinah so gut Latein wie der Kirchenvater Augustinus.“ (S. 20)

Man hat den Meister Nikolaus vor der Obrigkeit als Protestanten angegeben, der sogar eine der verderblichen lutherischen Schriften im Haus verstecke. Das ruft den gestrengen Feldwebel des Pflögeramtes, Nikodemus Muckenfüßl, auf den Plan, der sich eifrig aber vergebens bemüht, sich der hohen Kanzleisprache zu bedienen. Die Hausdurchsuchung beim Meister bringt allerdings nichts zutage, weil dieser erstens das Versteck so gut angelegt hat, dass es nicht zu finden ist, und weil er zweitens von dem jungen Klosterjäger Leupolt Raurisser, einem heimlichen Protestanten, gewarnt worden ist.

Nach dem Abzug der Gendarmen atmen der Meister, der Pfarrer und der Arzt erleichtert auf.

Als wäre in jedem der gleiche Gedanke, reichten sie einander die Hände. Und Niklaus murmelte durch die Zähne: „War man kein Rebell, sie täten einen machen dazu!“ „Ist schon wahr“, nickte der Pfarrer, „einen Aufruhr hat nie das Volk gemacht. Allweil fabriziert ihn die Obrigkeit. Jedes sinnlose Polizeiverbot ist Mist für den Acker, auf dem was Widerspenstiges aufgeht.“ (S. 24f)

Der Pfarrer bemerkt sehr richtig, dass die Maßnahmen der Obrigkeit die Leute erst recht in die Hände der Protestanten treiben.

Hier liegt Luisa schlaflos auf ihrer Ruhestätte und wird von Ängsten geplagt, denn der Leupolt würde sie nur zu gern heiraten, was aber völlig undenkbar ist, weil er zu den Unsichtbaren, den Evangelischen gehört, die partout das reine Wort Gottes auf deutsch lesen oder wenigstens hören wollen.

Luisa lag unbeweglich. Ihr Atem ging schwer. Hatte ihr Arm eine Wunde? Von der Stelle der blauen Male rann es ihr wie Feuer ins Blut. Und immer sah sie ein Bild in der Finsternis: wehendes Blondhaar, eine braune Stirn und zwei stahlblaue, sehnsüchtige Jünglingsaugen, die von hundert silbernen Mücken umflogen waren.

Die Hände über der Brust verflechtend, fing sie zu beten an. Das unheilige Bild verschwand nicht. Sie setzte sich in den Kissen auf und hob die gefalteten Hände. Die Heiligen, die sie herbeischrie, halfen nicht und wollten das unreine Bild nicht auslöschen, wollten den Unsichtbaren, der sich sichtbar machte, nicht zurückstoßen in die Finsternis. (S. 29f)

Luisa betet inbrünstig um heilige Unterstützung gegen die Versuchung des Teufels, aber die Gefühle, die sie für Leupolt empfindet, sind wohl nicht nur der reine Abscheu vor dem Glaubensabtrünnigen.

Hier murrte der Pfarrer vor dem Arzt über die Lebensweise der Oberen.

„Hast du beim Tor die frischen Fußstapfen im Schnee gesehen? Süße Mitternachtsfahrten! Und der Allergnädigste trägt die Unkosten. Maitresse en titre heißen sie das in der fürnehmen Welt. Es gibt keine Ferkelei, für die man jetzt nit einen parisischen Namen findet, der allen Lebensdreck in eine höfische Fineß verwandelt. Wer's von den Herren nit mitmacht, glaubt nit Fürst zu sein. Er war ein Minderwertiger unter seinen Standesbrüdern; wenn er dem französischen Hof nit alles nachschustert: die Sittenverderbnis, das Schuldenmachen, die Karossen und Läufer, die Peruckenfasnacht, die gestutzte Gärtnerei, den ganzen Jägerschwindel à la mode und das ‚Große Jagen‘ auf die haufenweis zusammengehetzte Kreatur – Mensch oder Vieh!“ Der Pfarrer verstummte nicht, obwohl ihn Simeon beschwichtigend am Mantel zupfte. „Ach, Bruder, die Zeit ist ein übles Kehrrechtfaß voll Heuchelei und Sinnenbrodel, voll Grausamkeit und verwesenden Dingen. Man sollte die ganze Schweinerei verbrennen, um aus der Asche etwas Neues

wachsen zu lassen. Ob der Mann schon geboren ist, der das fertig bringt auf dem deutschen Acker?“ (S. 33)

Der Fürstprobst hält sich laut Pfarrer eine junge Mätresse namens Aurore de Neuenstein, hat die verderbten Sitten der Franzosen und sogar deren Sprache angenommen und pflegt, um der Abscheulichkeit noch die Krone aufzusetzen, regelmäßig das „Große Jagen“, bei dem zuvor eingefangenes Wild vor den Flinten der adeligen Jäger freigelassen wird.

Luisa weiß, dass Leupolt ihren Vater vor der Hausdurchsuchung gewarnt hat. Diese Last auf ihrer Seele erträgt sie nicht länger, sondern muss sie offenbaren – was von der infamen Schwester des Beichtigers mit angehört und sogleich brühwarm der Obrigkeit hinterbracht wird.

Hier sinniert der alte Pfarrer über die Folgen des Dreißigjährigen Krieges.

Blut, Hunger, Verarmung, Seuchen und Brandschatzung; die Hälfte der Deutschen erschlagen, versunken und verfault; Handel und Wohlstand vernichtet;

alle Bande des Reiches gelockert und zerfetzt; eine Kluft des Mißtrauens und des Hasses zwischen Nord und Süd; ein für ewige Zeiten unlösbar erscheinender Zwiespalt zwischen deutschem Katholizismus und deutschem Lutherantum; ein entzweigekeiltes, an Sitte und Leben verpestetes, in hilflose Fetzen zerfallenes Volk, das seine nationale Erneuerung wieder beginnen mußte, wie ein Kind nach dem Windelschmutze seine Menschwerdung anfängt in den ersten Schuhen [...]. (S. 83f)

Es steht nicht zum Besten um Berchtesgaden, denn der Fürstpropst muss, um seine Hofhaltung zu finanzieren, Schulden über Schulden machen.

Ehe Herr Anton Cajetan im vergangenen Jahr von den sieben Stiftsherren zum Fürstpropst gewählt wurde, war er durch zwei Jahrzehnte als Dekan des Stiftes ein geschäftiger Vorkämpfer der Kapitularen um ihre Selbständigkeit gewesen, um ihre Loslösung von der mönchischen Regel, um ihre Verwand-

lungin freie Chorherren mit allen weltlichen Vorrechten edler Geburt. Da hatte er scharfe Worte, nicht nur gegen die begründeten Ansprüche des wohlmeinenden Churfürsten von Bayern, auch gegen den Papst geredet und geschrieben. Im Streite gegen die evangelischen Rebellen hatte er eine aus Vorsicht und Konsequenz gebildete Faust erwiesen. Während aus dem Salzburgischen die ‚gottsfeindlichen Landsverräter‘ zu vielen Tausendscharen ausgewiesen wurden, statuierte Herr Anton Cajetan als Dekan und Propst nur ein paar abschreckende Exempel und hatte, wie er noch immer glaubte, seine Stiftslande frei erhalten von einem staatsgefährlichen Anwachsen des Schwarmgeistes. Seit Beginn des evangelischen Aufruhrs im Salzburgischen hatte der Fürst, um alle aufreizenden Nachrichten von außen abzusperren, jede Straße durch einen Grenzüriegel von Musketieren verschlossen. Daß dadurch der Wohlstand im Lande sank, aller Handel unterbunden war und die Steuerkraft der Bauern, Handwerker und Kaufleute vermindert

wurde, das zählte nicht. Wenn nur die Landsruh und der reine Glaube erhalten blieb! Bis wieder bessere Zeiten kamen, konnte man borgen. Aber wo? (S. 95)

Der Fürstprobst will angesichts der schlechten wirtschaftlichen Lage seines Landes einen Auszug seiner tüchtigsten Untertanen vermeiden, weshalb er einerseits den Protestantismus mit aller Gewalt unterdrückt und andererseits die Grenzen sichert, um das Eindringen lutherischer Schriften zu verhindern, was jedoch den Warenaustausch und damit den Wohlstand noch weiter mindert.

Leupolts Mutter, die Braumeistersfrau Agnes, hat von der Anzeige gegen ihren Sohn gelesen und warnt ihn, sich zu verstecken, doch dieser will sich stellen und die Strafe mannhaft erdulden.

Sie zog ihn näher zu sich heran. „Den guten Rat, den der Meister gegeben hat? Magst du den nit ein bißl nutzen?“

„Lügen?“ Er schüttelte den Kopf. „Tatst du das christlich heißen?“ Seine Stimme wurde leis. „Und an das Mädel

mich anhängen mit einer Falschheit? Mutter, das geht nit. Da ist sie mir viel zu gut dazu!“

„Die?“ Frau Agnes verlor die Ruhe. „Die dich hineinstoßt in Eisen und Not!“

„So ist das nit. Einer geht über den Berg und muß hintreten auf einen Stein, der ins Laufen kommt. Da kann man nit wissen, daß der Stein einem Bäuml ins Leben schlägt. Wie fromm sie ist, das weißt du doch. Schau, da hat ihr halt eine Stimm in der Seel geboten: „Red!“ Er lächelte, fast wie ein Glücklicher. „Jetzt weiß ich doch, daß sie an mich hat denken müssen.“

Erschrocken sah Frau Agnes ihren Buben an. „So lieb hast du sie?“

Seine Augen glänzten. „Lieber als mein Leben. Ich bin so, daß ich mir auf der Welt bloß ein einziges Glück weiß. Sonst kein anderes. Da heißt's half, finden oder dran vorbeirutschen.“

Sie klammerte den Arm um seinen Hals. „Wenn du sie so lieb hast? Wär's da nit denkbar, daß sie dich wieder hinüberzieht –“ Sie stockte. „Auf den alten und guten Glaubensweg?“ Leupolt

blieb unbeweglich und stumm. „So tu doch reden, Bub!“

Da sagte er schwer und langsam: „Wenn's für einen so kommt, daß Blut und Glück ein ander Ding werden als Seel und Wahrheit? Mutter, das ist hart. Aber wie man da gehen muß, da ist kein Zweifel nit. Gott, um die Menschheit zu erlösen, hat den eigenen Sohn gegeben. Muß da nit der Mensch die Kraft haben, um Gottes Willen zu geben, was ihm lieber ist als Sonn und Freud?“ (S. 120)

Leupolt liebt die Luisa über alles, aber der Glaube gilt ihm noch mehr, ihn will er um keinen Preis, und sei es um den seines eigenen Lebens, verleugnen.

Hinter erhöhtem Tische, auf dem zu beiden Seiten eines Kruzifixes viele dickbäuchige Bücher lagen, saß der Richter in würdiger Haltung neben dem Schreiber, dem er mit großem Aufwand lateinischer und französischer Worte den Schluß eines Protokolls diktierte. Zwischen den gepuderten Haarschnör-

keln der umständlich gedrechselten Roßhaarperücke stach ein hageres Gesicht heraus, mit runden, kleinen, schwarzglänzenden Spitzmausaugen. Die Zahl der Jahre, die dieser Richter auf seinen schmalen Schultern trug, war schwer zu erraten. Er hatte was Kindliches und dennoch etwas Greisenhaftes, in jener rätselvollen Mischung, die stets in der innigen Ehe eines unbegründeten Selbstbewußtseins mit beklagenswerter Geistesarmut erzeugt wird. Das war der neue Landrichter, für die Leute zu Berchtesgaden eine halb beklemmende, halb lächerliche Person, die von Amts wegen das unverantwortliche Recht besaß, jede Wahrheit als Lüge, jede Lüge als Wahrheit zu erkennen und ihre tägliche Unheilsration zum Schaden der Menschheit anzustiften. In seinem Privatleben ein harmloser, vielleicht sogar ein ehrenwerter Mensch, wurde er in Ausübung seines Berufes eine um so gefährlichere Amtsbestie, je mehr er von der Unfehlbarkeit seiner richterlichen Entscheidungen überzeugt war. (S. 153f)

Als Richter fungiert Dr. Willibald Hringghh, der seinem Namen zwei ehrfurchtgebietende „g“ und drei beeindruckende „h“ hinzugefügt hat. Hringghh ist ebenso hochnäsiger als dumm, erkennt zuverlässig den empörten Wahrheitssprecher als Lügner und den gewieften Lügner als Ehrenmann. Ihm ist jetzt Leupolt auf Gedeih und Verderb ausgeliefert, was nicht nur seinen Eltern, sondern auch der innerlich gespaltenen Luisa schier das Herz zerreißt.

Leupolt wird zu acht Stunden am Schandpfahl verurteilt – die scharfen Eisen um Hals und Glieder schneiden so stark ins Fleisch, dass zehn Stunden als ein sicheres Todesurteil gelten. Dank glücklicher Umstände wird Leupolt schon nach vier Stunden befreit, braucht aber Wochen, um sich von der Tortur zu erholen.

Doch Leupolts Opfer ist nicht ohne Nutzen geblieben, denn es hat die anderen Unsichtbaren dazu bewogen, sich offen als Evangelische zu bekennen. Nun bleibt dem Fürstprobst nichts anderes mehr übrig, als sie möglichst bald auf die Reise nach Preußen zu schicken. Zu diesem Zweck reist eine Delegation des Königs an. Zuvor aller-

dings hatte der Probst noch zu einem Ver-
söhnungsschießen geladen, dessen einziger
Zweck es war, mit Hilfe von aus Salzburg
gesandten Soldaten alle Schusswaffen der
Bevölkerung zu konfiszieren.

„Ein Soldat! Da kommt ein Soldat!“
Schreck und Sorge klangen aus diesen
Lauten. Die Leiden der vergangenen
Wochen wirkten auch in den Seelen der
Evangelischen. Manchen durchfieberte
noch das zornvolle Grauen, das er da-
vongetragen hatte vom Versöhnungs-
schießen, und alle waren sie eingedenk
der Mißhandlungen, die sie erlitten hat-
ten von den Musketieren und Drago-
nern. „Ein Soldat! Da kommt nichts Gu-
tes. Ein Soldat hat allweil den Teufel am
Bändel.“

Der Hasenknopf versuchte die Aufge-
regten zu beschwichtigen. „Ohne Sorg,
Leut! Bei den Preußen ist's allweil so: ob
was Irdisches oder Heiliges, überall ist
ein Soldat dabei. Das sind nit solche
Landschäden wie die unseren. Ein Sol-
dat des Königs von Preußen ist voll

rechtschaffener Zucht, ist allweil eine Landshilf und ein Leutfreund.“ (S. 332)

Berchtesgadener und Salzburger Soldaten gleichen dem Teufel, aber Preußische kennen nur Zucht und Ordnung und sind eine Hilfe für die Bevölkerung – so spricht der Hasenknopf, der es wissen muss, weil er schon in Preußen war und zurückgekommen ist, seine Glaubensgenossen auch dorthinzuführen.

Das große Jagen berichtet aus einem gut dokumentierten Kapitel der Berchtesgadener Geschichte, nämlich dem Auszug der Protestanten, ein Vorgang, der dem kleinen Land stark geschadet hat.

Ludwig Ganghofers Sympathien liegen, obwohl er selbst Katholik war, dabei eindeutig auf Seiten der Evangelischen. Das erklärt sich unter anderem dadurch, dass seine Mutter aus einer gemischt-konfessionellen Ehe stammte, in der der damaligen Gepflogenheit nach die Mädchen katholisch und die Knaben protestantisch erzogen werden mussten. Man kann sich denken, dass Ganghofers Mutter in dem friedlichen Miteinander von Angehörigen

der beiden Konfessionen keinen Verstoß gegen die Gebote Gottes gesehen, sondern die religiöse Toleranz als wichtigste Eigenschaft betrachtet hat. Ganghofer selbst teilt in *Das große Jagen* die Figuren zwar nicht nach Konfession, aber strikt in Gut und Böse ein, was zeigt, dass er zumindest gegen übelgesinnte Menschen keinerlei Toleranz besaß.

Ganghofer stammt zwar aus Kaufbeuren, hielt sich im späteren Leben aber viel in Berchtesgaden auf. Seine Abneigung gegen das dortige Kloster, das von den Augustiner Chorherrn gegründet und nach der Säkularisation den Wittelsbachern zufiel, tritt in seinen Romanen deutlich hervor; die Gründe dafür sind unbekannt. Allerdings wurden den Augustiner Chorherren schon in der frühen Neuzeit Verschwendung und liederlicher Lebenswandel vorgeworfen, so dass Ganghofer auf diese Anschuldigungen zurückgreifen konnte. Das lange Zeit ungenutzte Nebenkloster der Augustiner Chorfrauen wurde zu Ganghofers Zeiten von den Franziskanern übernommen.

Das große Jagen ist Ganghofers letzter Roman, entstanden kurz vor seinem Tod in

der Endphase des Weltkriegs. Das erklärt sowohl seine Abneigung gegen alles Französische als auch seine große Verehrung für die preußischen Könige. Im Roman tritt sogar der Kronprinz, der spätere König Friedrich II., inkognito auf, den Ganghofer als schwächlichen, aber intelligenten und vernünftigen Menschen schildert. Friedrich habe Deutsch nur im gröbsten Dialekt gesprochen, aber sein Französisch sei perfekt gewesen, schildert Ganghofer. Da steht er allerdings im Widerspruch zu Voltaire, der sich über das Französisch des Königs so lustig gemacht hat, dass er vom Hof verwiesen wurde. Friedrichs Vater, Friedrich Wilhelm I., hatte nämlich nicht nur deutsche, sondern auch südfranzösische Protestanten nach Preußen eingeladen, was sicherlich einen Einfluss auf das Französisch des Kronprinzen hatte, das dem Philosophen als schäbiger Provinzdialekt erscheinen musste.

Sprachlich ist der Roman ein kleines Meisterwerk, denn Ganghofer beherrscht die Redensformen des einfachen Volkes ebenso wie die des Adels; und die gestelzte, von französischen und lateinischen

Fremdwörtern überquellende Kanzleisprache schreibt er wie ein Beamter der damaligen Zeit. Und alle diese Varianten sind mit einer wahren Meisterschaft zu Papier gebracht, die jeden Absatz und fast jeden Satz zu einem Lesevergnügen machen. Seine Neigung, insbesondere Liebesbeziehungen ein wenig arg sentimental zu schildern, kann man ihm angesichts seines großen erzählerischen Talents leicht verzeihen.

Nicht ganz so gut gelungen ist Ganghofer der Aufbau des Romans. Er steigt hier zwar gegen seine sonstigen Gewohnheiten erfreulicherweise direkt in die Handlung ein, wodurch er den Leser sofort in seinen Bann zieht, aber im späteren Verlauf der Handlung wiederholt er seine Motive immer wieder in ähnlicher Form, so, als habe er entweder den Überblick über den Gesamtaufbau verloren oder als habe er sich derart in seine Schilderungen hineingesteigert, dass er nicht mehr aufhören konnte – der Romanstoff muss ihm wohl, das wird bei der Lektüre deutlich, sehr am Herzen gelegen haben. Er erlitt, so berichtet Wikipedia, im Weltkrieg als Kriegsberichterstatter eine schwere Kriegsverletzung, was

sich möglicherweise auch auf diesen Roman
ausgewirkt hat.

Jack Vance

Rhialto
der
Wunderbare



Edition
Andreas Irle

***Vance, Jack: Rhialto der Wunderbare**

Jack Vance [John Holbrook Vance, 1916–2013]

***Dying Earth 4: Rhialto der Wunderbare*
(*Rhialto the Marvellous*, 1984)**

Andreas Irle (HC 232 S./DM xx)

Bergneustadt-Wiedenest 1996

**Aus dem Amerikanischen von Andreas
Irle**

Genre: Science Fiction

These are tales of the Twenty-First Aeon, when Earth is old and the sun is about to go out. In Ascolais and Almery, lands to the west of the Falling Wall, live a group of magicians who have formed an association the better to protect their interests. Their number fluctuates [...].

Dies sind Geschichten aus dem 21ten Äon. Die Erde ist alt und die Sonne schickt sich an zu erlöschen. In Ascolais und Almery, Ländern westlich der Fallenden Wand, lebt eine Gruppe von Magiern, die eine Gesellschaft gegründet

haben, um gemeinsame Interessen besser schützen zu können. (S. I)

Rhialto the Marvellous enthält drei Novellen: *The Murthe*, 1979. *Fader's Waft*, 1978. *Morreion*, 1970.

Magic is a practical science, or, more properly, a craft, since emphasis is placed primarily upon utility, rather than basic understanding. This is only a general statement, since in a field of such profound scope, every practitioner will have his individual style, and during the glorious times of Grand Mot-holam, many of the magician-philosophers tried to grasp the principles which governed the field.

Magie ist eine praktische Wissenschaft, oder zutreffender, ein Handwerk, da die Emphase mehr auf Fähigkeit beruht, als auf grundsätzlichem Verständnis. Dies ist nur eine allgemeine Behauptung, da auf einem Feld solch profunder Ausdehnung jeder Ausübende seinen individuellen Stil entwickelt. Während der glor-

reichen Zeit von Großmotholam versuchten viele der Magierphilosophen die Prinzipien herauszufinden, die der Magie innewohnen. (S. III)

Im vierten Band der Erzählungen der Sterbenden Erde befinden wir uns im 21. Aeon, als die Zeit der wirklich großen Magier längst vorbei ist.

Jack Vance

Rhialto
der
Wunderbare



Edition
Andreas Irle

***Vance, Jack: Die Murthe**

Jack Vance [John Holbrook Vance, 1916–2013]

***Dying Earth 4: Die Murthe*
(*The Murthe*, 1979)**

Andreas Irle (HC S. 1–35/DM xx)

Bergneustadt-Wiedenest 1996

**Aus dem Amerikanischen von Andreas
Irle**

Genre: Science Fiction

One cool morning toward the middle of the 21st Aeon, Rhialto sat at breakfast in the east cupola of his manse Falu. On this particular morning the old sun rose behind a curtain of frosty haze, to cast a wan and poignant light across Low Meadow.

Eines kühlen Morgens, irgendwann in der Mitte des 21ten Äons, saß Rhialto vor seinem Frühstück in der Ostkuppel seines Landhauses Falu. An diesem besonderen Morgen ging die alte Sonne hinter einem frostigen Dunst auf, um

die Untere Wiese mit ihrem fahlen Licht zu übergießen. (S. 1)

Im 21. Aeon lebt der Magier Rhialto zufrieden in seinem Herrenhaus Falu.

Eines Tages meint er eine Musik die hören, die nicht zu hören ist, und folgt ihrem Lockruf in den Were Wood.

He went forward, and came upon a still pool, dark and deep, reflecting the far bank with the exactness of a mirror. Standing motionless, Rhialto saw reflected the image of a woman, strangely pale, with silver hair bound by a black fillet. She wore a knee-length white kirtle, and went bare-armed and bare-legged.

Er ging weiter und gelangte an einen dunklen und tiefen Teich, der das entfernt liegende Ufer mit der Genauigkeit eines Spiegels reflektierte. Reglos stehend, sah Rhiaito das reflektierte Bild einer Frau, seltsam bleich, mit silbernem Haar, das mit einem schwarzen Band zurückgebunden war. Sie trug ei-

nen knielangen weißen Kittel, der Arme und Beine freiließe. (S. 3)

In einem Teich glaubt er die Reflektion einer Frau zu sehen, aber der Ursprung des Abbilds ist nicht vorhanden.

Rhialto spoke: „Madame, did you call me here with your music? If so, explain how I can help you, though I promise no definite undertaking.”

Rhialto sagte: „Meine Dame, habt Ihr mich mit Eurer Musik hierher gerufen? Wenn dies so sein sollte, dann erkläre, wie ich Euch gefällig sein kann, obgleich ich nichts versprechen will.“ (S. 4)

Rhialto versucht mit der Frau zu sprechen, wird jedoch hinterrücks in den Teich gestoßen. Er rettet sich ans Ufer und kehrt nach Falu zurück, wo er mehrere Tage krank zu Bett liegt.

The indisposition persisted for three days. On the morning of the fourth day Rhialto communicated with the magi-

cian Ildefonse, at his manse Boumergarth beside the River Scaum.

Ildefonse felt sufficient concern that he flew at speed to Falu in the smallest of his whirlaways.

Die Unpäßlichkeit dauerte drei Tage. Am Morgen des vierten Tages setzte sich Rhialto mit dem Magier Ildefonse in Verbindung, der in seiner Burg Boumergarth, nahe dem Fluß Scaum, residierte.

Ildefonse fühlte sich ausreichend betroffen, um schnellstens im kleinsten seiner Wirbelforts Falu aufzusuchen. (S. 4)

Dann kontaktiert Rhialto geistig seinen Kollegen Ildefonse im Herrenhaus Boumergarth, der sogleich zu Rhialto fliegt. Dort befragt er, offenbar besorgt, das Opfer nach den genauen Umständen.

Ildefonse selected his words with care. „Before I elaborate, let me ask this: have you ever before heard this, let us say, ‘shadow music’?”

„Never.“

„And its purport was — ?“

„Indescribable. Neither tragic nor gay; sweet, yet wry and bitter.“

„Did you perceive a melody, or theme, or even a progression, which might give us a clue?“

„Only a hint. If you will allow me a trifle of preciosity, it filled me with a yearning for the lost and unattainable.“

„Aha!“ said Ildefonse. „And the woman? Something must have identified her as the Murthe?“

Rhialto considered. „Her pallor and silver hair might have been that of a forest wefkin, in the guise of an antique nymph. Her beauty was real, but I felt no urge to embrace her. I daresay all might have changed upon better acquaintance.“

Ildefonse wählte seine Worte mit Bedacht. „Nur eine Frage bevor ich erzähle: habt Ihr jemals zuvor diese, laßt uns sagen, ‚Schattenmusik‘, vernommen?“

„Niemals“.

„Und die Botschaft, der Sinn war...?“

„Unbeschreiblich. Weder tragisch noch heiter; süß, zugleich schräg und bitter.“

„Konntet Ihr eine Melodie erkennen, oder ein Thema, oder vielleicht einen Aufbau. Irgendetwas, was uns auf eine Spur bringen könnte?“

„Nur einen Hinweis. Wenn Ihr eine ein wenig blumige Beschreibung gestattet; es erfüllte mich mit einer Sehnsucht nach dem Verlorenen und Unwiederbringlichen.“

„Aha!“ sagte Ildefonse. „Und die Frau? Etwas hat sie als die Murthe identifiziert?“

Rhialto dachte nach. „Ihre Bleichheit und das Silberhaar mochte sein, wie die Merkmale eines Waldwefkins in der Verkleidung einer antiken Nympe. Ihre Schönheit war wirklich, aber ich fühlte nicht den Drang, sie zu umarmen. Ich wage sogar zu behaupten, die Situation wäre anders gewesen, wären wir nur etwas miteinander bekannt geworden.“
(S. 5)

Ildefonse befürchtet, dass es sich bei der Erscheinung um die Magierin Llorio, genannt die Murthe, handelt.

Zufällig trifft auch Zanzel Melancthones mit einem Wagen ein. Er führt einen Gefangenen mit sich, den er als Insidiator anprangert und weitab von seinem Haus hinrichten will, damit er nicht von seinem Geist geplagt wird. Der Gefangene identifiziert sich als um Lehubster the Benefer aus dem 18. Aoen.

„We have here an insidiator: that is my reasoned opinion. I am taking him to be executed where his ghost will bring me no bad luck. What of yonder meadow? It is safely clear of my domain.”

„And hard on my own,” growled Rhialto. „You must find a spot convenient to us both.”

„What of me?” cried the captive. „Have I nothing to say in the matter?”

„Well then, convenient to the three of us.”

„Hier haben wir einen Heimtücker: Dies ist meine begründete Meinung. Ich bringe ihn gerade an einen Ort, wo er exekutiert werden kann, ohne das ich befürchten muß, von seinem Geist heimgesucht zu werden. Was ist mit der Wiese dort drüben? Sie wäre weit genug von meiner Domäne entfernt.“

„Allerdings nicht von meiner,“ brummte Rhialto. „Ihr müßt schon einen Ort finden, der uns beide zufriedenstellt.“

„Und was ist mit mir?“ rief der Gefangene. „Habe ich in dieser Angelegenheit nichts zu sagen?“

„Also gut, dann eben zufriedenstellend für uns alle drei.“ (S. 6f)

Lehuster stirbt nicht nur ungern an diesem Ort, sondern behauptet auch, eine wichtige Botschaft für das 21. Aeon zu haben.

„The Murthe is at large among you, with squalms and ensqualmations. I will say no more until my safety is assured.“

„Die Murthe ist gegenwärtig, mit Squalmen und Versqualmungen. Mehr werde ich nicht sagen, bis meine Sicherheit gewährleistet ist.“ (S. 8)

Daraufhin beruft Ildefonse ein Konklave in Bourmergarth ein, zu dem allerdings nur fünfzehn der fünfundzwanzig Mitglieder kommen.

The conclave at Boumergarth, assembled to hear the revelations of Lehuster, attracted only fifteen of the association's membership, which at this time numbered approximately twenty-five. On hand today were Ildefonse, Rhialto, Zanzel, the diabolist Shrue, Hurtiancz, Byzant the Necrope, Teutch who directed the intricacies of a private infinity, Mune the Mage, the cool and clever Perdustin, Tchamast who claimed to know the source of all IOUN stones, Barbanikos, Haze of Wheary Water, Ao of the Opals, Panderleou, whose collection of ultra-world artifacts was envied by all, and Gilgad.

Das Konklave in Boumergarth lockte nur fünfzehn Mitglieder der Gesellschaft herbei, die derzeit etwa fünfundzwanzig Personen umfaßte. Anwesend waren heute Ildefonse, Rhialto, Zanzel, der Diabolist Shrue, Hurtiancz, Byzant der Nekromant, Teutch, der die Verwicklungen seiner eigenen, privaten Unendlichkeit lenkte, Mune der Magier, der kühle und clevere Perdustin, Tchamast, der Anspruch auf das Wissen der Quelle aller IOUN-Steine erhob, Barbanikos, Haze vom Trägen Wasser, Ao von den Opalen, Panderleou, dessen Kollektion von Ultraweltartefakten von allen geneidet wurde und Gilgad. (S. 9)

Nachdem ihm Ildefonse sein Leben zugesichert hat, erläutert Lehuster die Gefahren, die dem 21. Aeon drohen.

Lehuster advanced to the podium. „I must place my remarks in historical perspective. My personal time is the late First Epoch of the 18th Aeon, at a time well before Grand Motholam, but when the Master Magicians and the Great

Witches rivalled each other in power: a case similar to the Eleventh Epoch of the 17th Aeon, when the magicians and the sorceresses each strove to outdo the other, and eventually precipitated the War of the Wizards and Witches.

„The witches won this great war. Many of the wizards became archvults; many others were destroyed and the witches, led by the White Witch Llorio, dominated all.

„For an epoch they lived in glory. Llorio became the Murthe and took up residence in a temple. There, as a living idol, comprised both of organic woman and abstract female force, she was joyfully worshipped by every woman of the human race.

„Three magicians survived the war: Teus Treviolus, Schliman Shabat and Phunurus the Orfo. They joined in a cabal and after deeds of daring, craft and cunning to tax credibility, they seized the Murthe, compressed her to a pincture, and took her from the temple. The women became distraught; their power waned while that of the magicians re-

vived. For epochs they lived in a taut accommodation; and these were adventurous times! [...]"

Lehuster stieg auf das Podium. „Ich muß meine Bemerkungen in die rechte historische Perspektive setzen. Meine persönliche Zeit ist die erste Epoche des 18ten Äons, eine Zeit noch vor Großmotholam, als die Meistermagier und die Großen Hexen in ihren Mächten wetteiferten: ähnlich, wie in der elften Epoche des 17ten Äons, als die Magier und die Zauberinnen gegenseitig versuchten sich auszustechen und dadurch schließlich den Krieg der Zauberer und Hexen auslösten.

Die Hexen gewannen diesen großen Krieg. Viele der Zauberer wurden zu Erzveulten; viele weitere wurden vernichtet. Die Hexen, die von der Weißen Hexe Llorio angeführt wurden, dominierten alles.

Für eine Epoche lebten sie in Ruhm. Llorio wurde zur Murthe und nahm einen Tempel zur Residenz. Dortselbst wurde sie als lebende Abgöttin, die so-

wohl organische Fraulichkeit, wie auch abstrakte frauliche Kraft in sich vereinte, mit Freude von jeder Frau der menschlichen Rasse verehrt.

Drei Magier überlebten den Krieg: Teus Treviolus, Schliman Shabat und Phunurus der Orfo. Sie schlossen sich zu einer Kabale zusammen und nach Taten der Verwegenheit, des Geschicks und der Schläue, im Verlauf derer sie Glaubwürdigkeit erlangten, ergriffen sie die Murthe, verdichteten sie zu einer Punktatur und entfernten sie aus dem Tempel. Die Frauen verfielen in Verwirrung; ihre Macht verschwand, während die der Magier wiederauflebte. Für Epochen lebten sie in einer straffen Anpassung aneinander; es waren abenteuerliche Zeiten! (S. 10f)

Lehuster berichtet von großen Kriegen im 18. Aeon zwischen den Magiern und den Hexen, bei denen schließlich die Männer obsiegten. Die Murthe sollte auf einen fernen Stern verbannt werden, konnte jedoch entfliehen, und zwar ins 21. Aeon, wo sie

wegen der Unfähigkeit der gegenwärtigen Magier am wenigsten zu befürchten hat.

Nun meldet sich auch Vermoulian zu Wort, der einen Traum studierte, welcher jedoch eine unerwartete Wendung nahm, indem nämlich am Ende die Murthe darin auftauchte und ihm eine Blase ins Gesicht hauchte.

Lehuster said: „I can resolve your bewilderment. You were ensqualmed.”

„During a dream?” demanded Vermoulian. „I cannot credit such nonsense.”

Ildefonse spoke in a troubled voice: „Lehuster, be good enough to instruct us as to the signs by which ensqualmation may be recognized?”

„Gladly. In the final stages the evidence is obvious: the victim becomes a woman. An early mannerism is the habit of darting the tongue rapidly in and out of the mouth. Have you not noticed this signal among your comrades?”

Lehuster sagte: „Ich kann Eurer Verwirrung Abhilfe schaffen. Ihr seid versqualmiert worden.“

„Während eines Traums?“ verlangte Vermoulian zu wissen. „Solchen Unsinn kann ich nicht glauben.“

Ildefonse sprach mit aufgebrachtter Stimme: „Lehuster, seid so gut und weist uns darin ein, wie man eine Versqualmierung erkennt.“

„Nur zu gern. Im Endstadium ist es offensichtlich: das Opfer wird zur Frau. Ein frühes Anzeichen ist die Angewohnheit, die Zunge aus dem Mund und wieder zurück schnellen zu lassen. Habt Ihr dieses Verhalten unter Euren Kameraden feststellen können?“ (S. 14f)

Für Lehuster ist die Lage eindeutig: Vermoulian ist versqualmiert worden. Die ersten Anzeichen, nämlich das rasche Herausstrecken und Wiederhineinziehen der Zunge, sind bei Vermoulian deutlich zu beobachten.

Ildefonse said ponderously: „If your analysis is correct, we must undertake

to secure the future against this pangy-nic nightmare.”

„Most urgent is the present! Already the Murthe has been at work!”

„Balderdash, flagrant and wild!” cried Zanzel. „Has Lehuster no conscience whatever?”

„I admit to puzzlement,” said Ildefonse. „Why should the Murthe select this time and place for her operations?”

Lehuster said: „Here and now her opposition is negligible. I look around this room; I see fifteen seals dozing on a rock. Pedants like Tchamast; mystics like Ao; buffoons like Hurtiancz and Zanzel. Vermoulian explores unregistered dreams with notepad, calipers and specimen-bottles. Teutch arranges the details of his private infinity. Rhialto exerts his marvels only in the pursuit of pubescent maidens. Still, by ensqualming this group, the Murthe creates a useful company of witches, and so she must be thwarted.”

Ildefonse sagte schwerfällig: „Sollte Eure Analyse richtig sein, müssen wir

alles Unternehmen, um die Zukunft gegen diesen Alptraum zu schützen.“

„Dringender ist die Gegenwart! Die Murthe hat die ersten Schritte schon getan!“

„Quatsch, abenteuerlicher Unfug!“ schrie Zanzel. „Hat Lehuster denn überhaupt kein Gewissen?“

„Ich stimme zu, daß hier ein Rätsel vorliegt“, sagte Ildefonse, „weshalb sollte die Murthe diese Zeit und diesen Ort für ihre Operationen auswählen?“

Lehuster sagte: „Hier und jetzt wird der Widerstand gegen sie unbedeutend sein. Wenn ich mich in diesem Raum umsehe, erkenne ich fünfzehn Seehunde, die auf einem Felsen dösen. Pedanten wie Tchamast, Mystiker wie Ao, Possenreißer wie Hurtiancz und Zanzel. Vermoulian erkundet unregistrierte Träume mit Notizblock, Meßlehre und Probenfläschchen. Teutch arrangiert die Einzelheiten seiner privaten Unendlichkeit. Rhialto bemüht seine Wunder lediglich bei der Verfolgung pubertierender Maiden. Trotzdem, wenn die Murthe diese Gruppe versqualmiert, hat

sie eine nützliche Gefolgschaft von Hexen. Deshalb muß das verhindert werden.“ (S. 15f)

Ildefonse ist sich sicher, dass der pangynische Alptraum bereits begonnen hat. Und Lehuster fügt hinzu, dass diese anwesenden Tröpfe gerade die richtigen Opfer darstellen. Man erfährt auch, was die Versqualmierung zu bedeuten hat, nämlich die radikale Umwandlung von Magiern in Hexen.

Lehuster looked from face to face. Everywhere tongues darted in and out of mouths. „Alas,” said Lehuster. „I fear that I must wait for another occasion to finish my statement.”

The room exploded into a confusion of bursting lights and howling sound. When quiet returned, Lehuster was gone.

Lehuster blickte von Gesicht zu Gesicht. Überall schnellten Zungen aus den Mündern und wieder zurück. „Meiner Treu,” sagte Lehuster. „Ich fürchte,

ich muß meine Behauptung zu einer anderen Gelegenheit zuende führen.“

Der Raum explodierte zu einem Chaos aus berstendem Licht und heulenden Ge-räuschen. Als wieder Ruhe einkehrte, war Lehuster verschwunden. (S. 16)

Lehuster sieht zu seinem Entsetzen rundum die Zungen aus den Mündern schießen und ergreift schleunigst die Flucht.

Rhialto und Ildefonse treffen sich wieder in Falu, wo sie einen offenbar etwas unwürdigen, glücklicherweise nicht näher beschriebenen, Test durchführen, ob sie noch männlichen Geschlechts geblieben sind. Rhialto berichtet, dass er zwar von der Murthe versqualmiert wurde, sich aber durch eine Prozedur, die Calanctus in einem Buch beschrieben hatte, retten konnte.

Ildefonse berichtet wiederum von einer Traumbegegnung mit Llorio.

„Ildefonse, of all men alive, you are the wisest. The time now is late, but not too late! The female race may still reshape the universe! First, I will lead a sortie to Sadal Suud; among the Seventeen

Moons we will renew the human destiny. Your kindly strength, your virtue and grandeur are rich endowments for the role which now you must play.' [...]"

„[...] ,Von allen Lebenden seid Ihr, Ildefonse, der weiseste. Es ist spät, aber noch nicht zu spät! Die weibliche Rasse kann noch immer die Gestalt des Universums verändern. Als erstes werde ich einen Ausfall nach Sadal Suud anführen; unter den siebzehn Monden werden wir das menschliche Schicksal erneuern. Eure gütige Kraft, Eure Tugend und Euer Grandeur sind reichhaltige Ausstattung genug für die Rolle, die Ihr nun zu spielen habt.' [...]" (S. 18)

Auch Ildefonse konnte sich durch die Anwendung von Calantus' Prozedur retten.

Nun wollen die beiden Magier mit Hilfe eines Farvoyer überprüfen, welcher von ihren Kollegen noch nicht betroffen ist. Als ersten beobachten sie sich den geheimnisvollen Gilgad.

Gilgad stood in the kitchen of his manse Thrume, berating the cook. Rather than his customary plum-red suit, the new Gilgad wore wide rose-red pantaloons tied at waist and ankle with coquettish black ribbons. Gilgad's black blouse displayed in tasteful embroidery a dozen red and green birds. Gilgad also used a smart new hair-style, with opulent rolls of hair over each ear, a pair of fine ruby hair-pins to hold the coiffure in place, and a costly white plume surmounting all.

Gilgad stand in der Küche seines Landhauses Thrume, wo er seinen Koch ausschimpfte. Anders als gewöhnlich, trug er nicht seine übliche pflaumenrote Kleidung, sondern weite rosarote Pantalons, an Taille und Fesseln gerafft, mit kokettschwarzen Streifen. Gilgads schwarze Bluse stellte in geschmackvoller Weise eine Stickerei aus einem Dutzend roter und grüner Vögel zur Schau. Sein Haarschnitt war von neuer, adretter Art, reichhaltig über beide Ohren hinabhängend und von einem Paar ru-

binener Haarnadeln in Form gehalten.
Eine kostbare weiße Feder ragte über
alles hinaus. (S. 20)

Gilgad ist offenbar dem Zauber voll und
ganz zum Opfer gefallen. Auch der nächste
Zauberer, Eshmiel, bietet kein besseres Bild.

Nun hilft nach Ansicht von Rhialto nur
noch ein Mittel, nämlich die Konfiszierung
sämtlicher IOUN Steine. Obwohl die Magier
die Steine sorgfältig zu verbergen pflegen,
hat Rhialto deren Orte peinlichst genau auf-
gezeichnet. Der Plan gelingt – aber wie soll
es jetzt weitergehen?

Ildefonse blew out his cheeks. „The
prudent course is to hide until the Mur-
the goes away.”

Rhialto gave a sour grunt. „Should she
find us and pull us squeaking from our
holes, all dignity is lost. Surely this is
not the way of Calanctus.”

„Let us then discover the way of
Calanctus,” said Ildefonse. „Bring out
Poggiore's Absolutes; he devotes an en-
tire chapter to the Murthe. Fetch also

The Decretals of Calanctus, and, if you have it, *Calanctus: His Means and Modes*.”

Ildefonse blies seine Wangen auf. „Das Klügste wird sein, sich zu verstecken, bis die Murthe wieder verschwindet.“

Rhialto grunzte mürrisch. „Sollte sie uns finden, wird sie uns quiekend aus unseren Löchern holen, und jegliche Würde ist dahin. Gewiß ist dies nicht der Weg Calanctus’.“

„Dann laßt uns Calanctus’ Weg ausfindig machen,“ sagte Ildefonse. „Holt *Pog&ores Absolute* hervor. Der Murthe ist ein ganzes Kapitel gewidmet. Holt ebenso *Die Dekrete* von Calanctus und, wenn Ihr es besitzt, *Calanctus: seine Mittel und Formen*.“ (S. 23)

Bedauerlicherweise ergeht sich Calanctus in seinen Werken in diffusen Methapern. Dennoch kann Ildefonse wenigstens einen seiner Meinung nach brauchbaren Hinweis entdecken.

Ildefonse ruminated. „It suggests that rather than meeting the Murthe power

against power, we must slide across and over the gush of her hoarded energy, until at last she has spent herself and we, like stout ships, float secure and dry.”

„Again, a pretty image, but limited. The Murthe displays a protean power.”

Ildefonse sann nach. „Ich schlage vor, statt unsere Mächte direkt mit der Murthe zu messen, lieber an der Woge ihrer gehorteten Energie vorbei- und darüberhinwegzuschlüpfen, bis Rhialto der Wunderbare sie sich verloren hat – wie starke Schiffe, die sicher und trocken schwimmen.“

„Noch einmal: ein schönes Bild, aber zu begrenzt. Die Murthe stellt eine proteische Macht dar.“ (S. 24f)

Lehuster erscheint und überbringt die verstörende Nachricht, dass die IOUN-Steine, die Ildefonse und Rhialto an sich gebracht haben, bloße Imitationen waren und dass die wahren Steine im Besitz der Murthe sind. Doch Lehuster ist es wiederum gelungen, die echten Preziosen zu stehlen und

verlangt, dass seine Kollegen einen Sandestins los schicken, um der Murthe die Imitate unterzuschieben.

Da niemand weiß, mit welcher Methode Calanctus die Murthe besiegt hat, schlägt Lehuster vor, ein Abbild des großen Magiers zu erzeugen, um die Murthe aus der Reserve zu locken.

The semblance of Calanctus took form on the work table: first an armature of silver and tantalum wires built upon an articulated spinal truss, then a shadowy sheathing of tentative concepts, then the skull and sensorium, into which were inserted all the works of Calanctus, and a hundred other tracts, including catalogues, compendia, pantologies and universal syntheses, until Lehuster counselled a stop. „Already he knows twenty times as much as the first Calanctus! I wonder if he can organize such a mass?”

The muscles were stretched and drawn taut; the skin was applied, along with a thick pelt of dark short hair over the scalp and down the forehead. Le-

huster worked long and hard at the features, adjusting the jut of the jaw, the thrust of the short straight nose, the breadth of the forehead, the exact shape and curve of eyebrows and hairline.

The ears were affixed and the auditory channels adjusted. Lehuster spoke in an even voice: „You are Calanctus, first hero of the 18th Aeon.”

The eyes opened and gazed thoughtfully at Lehuster.

„I am your friend,” said Lehuster. „Calanctus, arise! Go sit in yonder chair.”

Die Gestalt Calanctus' nahm auf dem Werkisch Formen an: erst eine silberne Rüstung aus Tantaldraht, aufgebaut auf einem zusammengefügtten Gerüst, welches das Rückgrat bildete. Dann ein schattenhaftes Einhüllen tentativer Konzepte, dann der Schädel und das Sensorium, in das die Werke Calanctus' und hundert andere Abhandlungen eingebettet waren, einschließlich Katalogen, Compendien, Pantologien und uni-

verselle Synthesen, bis Lehuster einhält gebot. „Jetzt schon weiß er zwanzigmal mehr als der ursprüngliche Calantus! Ich frage mich, ob er eine solche Masse überhaupt bewältigen kann.“

Die Muskeln wurden gestreckt und stramm gezogen, die Haut wurde aufgetragen, eine Matte kurzen, dunklen Haars wurde über den Kopf bis in die Stirn hinunter gezogen. Lehuster arbeitete hart und ausgiebig an den Gesichtszügen, richtete das Kinn und die kurze, gerade Nase aus, berücksichtigte die Breite der Stirn, die genaue Form und Krümmung der Augenbrauen und des Haaransatzes.

Die Ohren wurden befestigt und die Hörkanäle ausgerichtet. Lehuster sprach mit gleichmäßiger Stimme. „Du bist Calantus, erster Held des 18ten Äons.“

Die Augen öffneten sich und blickten gedankenvoll Lehuster an.

„Ich bin dein Freund,“ sagte Lehuster. „Calantus, stehe auf! Setze dich in den Stuhl dort drüben.“ (S. 27f)

Mit Hilfe von Zeitkompression installiert Lehuster Erinnerungen, Bildung auf vielen Gebieten sowie eine Vielzahl von Zaubern in dem Calanctus-Homunkulus, der nun über mehr Wissen verfügt als sein Vorbild. Was ihm noch fehlt, ist ein starker Wille, doch den erhält er durch ein Skarabäus-Armband, das der echte Calanctus getragen hat.

Lehuster spoke. „The time is near. Witches gather on the meadow: Zanzel, Ao of the Opals, Barbanikos, and others. They are fretful and agitated ... In fact, Zanzel approaches.”

Lehuster sprach. „Der Zeitpunkt naht. Hexen sammeln sich auf der Wiese: Zanzel, Ao von den Opalen, Barbanikos und andere. Sie sind verärgert und erregt... Tatsächlich nähert sich Zanzel gerade.“ (S. 30)

Calanctus ist gerade rechtzeitig fertig geworden, denn es nähern sich bereits kampfbereite Hexen, erzürnt über den Diebstahl der Steine.

Die erste Hexe besiegt Ildefonse alleine und mühelos.

Rhialto went out on the front terrace, where he met Zanzel, who lodged an emphatic protest in the matter of the missing IOUN stones.

„Quite right!” said Rhialto. „It was a dastardly act, done at the behest of Ildefonse. Come to the side arbor and I will redress the wrong.”

Zanzel walked to the side arbor where Ildefonse desensitized her with the Spell of Internal Solitude. Ladanque, Rhialto’s chamberlain, lifted Zanzel to a barrow and wheeled her to the gardener’s shed.

Rhialto begab sich auf die vordere Terrasse, wo er Zanzel begegnete, der einen nachdrücklichen Protest betreffend der vermissten IOUN-Steine vorbrachte.

„Sehr richtig!“ sagte Rhialto. „Es war ein heimtückischer Akt, ausgeführt auf Verfügung von Ildefonse. Kommt zur Seitenlaube, dort werde ich dem Fehl Abhilfe schaffen.“

Zanzel ging zur Seitenlaube, wo Ildefonse sie mit dem *Zauber Immerwährender Einsamkeit* desensitivierte. Ladanque, Rhialtos Kammerdiener, hob Zanzel auf eine Karre und rollte sie zum Gartenschuppen. (S. 30f)

Doch dann erscheint Llorio the Murthe, die allerdings nur so lange unbesiegbar erscheint, bis sich Calanctus zeigt.

From Falu came Calanctus. He halted. Llorio's taut jaw sagged; her mouth fell open.

Llorio spoke in a gasping voice: „How are you here? How did you evade the triangle? How ...” The voice seemed to catch in her throat; in consternation she stared into the face of Calanctus. She found her voice. „Why do you look at me like that? Faithless I have not been; I now depart for Sadal Suud! Here I do only what must be done and it is you who are faithless!”

„I also did what must be done, and so it must be done again, for you have ensqualmated men to be your witches; so

you have broken the Great Law, which ordains that man shall be man and woman shall be woman.”

„When Necessity meets Law, then Law gives way: so you spoke in your Decretals!”

„No matter. Go you shall to Sadal Suud! Go now, go alone, without the ensqualmations.”

Calanctus kam aus Falu. Er hielt an. Llorios Kinn sank herab, ihr Mund stand offen.

Llorio sprach mit atemloser Stimme: „Wie kommt Ihr hierher? Wie seid Ihr dem Dreieck entkommen? Wie...” Offenbar blieb ihr die Stimme im Hals stecken. Bestürzt starrte sie in Calanctus' Gesicht. Sie fand ihre Stimme wieder. „Weshalb seht Ihr mich so an? Treulos war ich nicht. Jetzt reise ich ab nach Sadal Suud! Hier habe ich nur das getan, was getan werden mußte und Ihr seid es, der treulos ist!”

„Ich tat lediglich, was getan werden mußte und es muß wieder getan werden, da Ihr Männer versqualmiert habt,

damit sie zu Euren Hexen würden. Ihr habt das Große Gesetz gebrochen, welches anordnet, das Männer Männer sein sollen und Frauen Frauen.“

„Wenn die Notwendigkeit auf das Gesetz trifft, muß das Gesetz weichen: so sagtet Ihr es in den *Dekreten*.“

„Gleichwohl. Geht nach Sadal Suud! Geht jetzt, geht allein, ohne die Versqualmierten.“ (S. 31f)

Llorio und Calanctus machen sich gegenseitig Vorwürfe, abtrünnig geworden zu sein. Llorio scheint bereit, in die Verbannung nach Sadal Suud zu gehen, bemerkt jedoch vorher noch eine gewisser Veränderung im Wesen von Calanctus.

Während Calanctus behauptet, ein Mann des Friedens zu sein, entbrennt zwischen Hexe und Magier ein Zauberduell, aus dem Llorio zwar stark verwundet, aber als Siegerin hervorgeht, während Calanctus zerstört wird.

Moving like a man entranced, Lehus-
ter stepped slowly into the smoke. The
air shook to a rumble of sound; a sultry

yellow glare flashed like lightning; in the place of Lehuster stood a man of massive body, his skin glowing with internal light. He wore short black pantaloons and sandals, with legs and chest bare; his hair was black, his face square, with a stern nose and jutting jaw. He bent over the corpse and taking the scarab clasped it to his own wrist.

The new Calanctus spoke to Llorio: „My trouble has gone for nought! I came to this time as Lehuster, thus to leave sleeping old pains and old rages; now these hopes are forlorn, and all is as before. I am I, and once more we stand at odds!”

Wie einem Mann, dem Zutritt gewährt wird, begab Lehuster sich langsam in den Rauch. Die Luft erbebte in einem grollenden Geräusch, ein heftiges gelbes Leuchten zuckte auf, wie ein Blitz; anstatt Lehuster stand dort nun ein Mann von massivem Körperbau, seine Haut leuchtete in einem inneren Glanz. Er war bekleidet mit einer kurzen, eng anliegenden schwarzen Hose und San-

dalen, Beine und Brust waren bloß. Sein Haar war schwarz, sein Gesicht fast quadratisch, mit einer strengen Nase und einem vorspringenden Kinn. Er beugte sich über den Körper, nahm den Skarabäus und klammerte ihn an sein eigenes Handgelenk.

Der neue Calanctus sprach zu Llorio: „Meine Mühe war umsonst! Ich kam als Lehuster in diese Zeit, um alten Schmerz und alten Zorn ruhen zu lassen, aber jetzt sind diese Hoffnungen verloren, alles ist wie zuvor. Ich bin ich, und wieder einmal stehen wir uns im Streit gegenüber!“ (S. 33)

Zur allgemeinen Verblüffung entpuppt sich Lehuster als der wahre Calanctus, der diese Verkleidung gewählt hat, um alten Gram zu vergessen.

Die Hexe ist im höchsten Grad darüber empört, dass sich Calanctus als Retter präsentiert, während doch die Erde unweigerlich ihrem Ende entgegensieht.

„Hope?“ cried Llorio. „When the world is done and I have been thwarted?“

What remains? Nothing. Neither hope nor honor nor anguish nor pain! All is gone! Ashes blow across the desert. All has been lost, or forgotten; the best and the dearest are gone. Who are these creatures who stand here so foolishly? Ildefonse? Rhialto? Vapid ghosts, mowing with round mouths! Hope! Nothing remains. All is gone, all is done; even death is in the past.”

„Hoffnung?“ schrie Llorio. „Wo die Welt am Ende ist und meine Pläne durchkreuzt? Was bleibt denn übrig? Nichts. Weder Hoffnung noch Ehre, weder Pein noch Schmerz! Alles ist dahin! Wie Asche, die in der Wüste zerstreut wird. Alles ist verloren oder vergessen; die Besten und Teuersten sind vergangen. Wer sind diese Geschöpfe, die so dümmlich in der Nähe stehen? Ildefonse? Rhialto? Schale Geister, mit offenen Mündern staunend! Hoffnung! Nichts bleibt mehr. Alles ist vergangen; selbst der Tod ist Vergangenheit.“ (S. 33f)

Auch der echte Calanctus ist nicht der Rächer, für den er gehalten wird, sondern eher ein Bewerber um die Gunst der abweisenden Llorio, die ihre Niederlage nicht einmal bedauert, da die Magier des 21. Aeon ohnehin nur eine bedauernswerte Ansammlung von Schwachköpfen wären.

„One moment!” called Ildefonse. „Before you go, be good enough to disqualmate this coterie of witches, and so spare us the effort!”

„Bah, it is no great task,” said Calanctus. „Evoke the Second Retrotropic, followed by a stabilizing fixture: a matter of minutes.”

„Precisely so,” said Ildefonse. „This, essentially, was my plan.”

„Einen Augenblick!” rief Ildefonse. „Bevor Ihr geht, seid so gut und versqualmiert diese Gruppe von Hexen und erspart uns diese Mühe!”

„Bah, daß ist keine große Aufgabe,” sagte Calanctus. „Beschwört die Zweite Retrotropik, gefolgt von einer stabilisie-

renden Fixierung: eine Sache von Minuten.“

„Richtig,“ sagte Ildefonse. „Den Grundzügen nach, war dies genau mein Plan.“ (S. 35)

Das Rückgängigmachen der Versqualmierung ist keine große Kunst, verrät Calanctus, während Indefonse vorgibt, das Rezept schon immer gekannt zu haben.

Llorio hesitated, looking first north, then south, as if in indecision; then, turning, she walked pensively across the meadow. Calanctus followed; the two halted and stood facing each other. First Llorio spoke, then Calanctus, then Llorio; then they both looked together toward the east, and then they were gone.

Llorio zögerte, blickte erst nord- dann südwärts, als ob sie unschlüssig wäre. Dann wandte sie sich um und ging nachdenklich über die Wiese. Calanctus folgte ihr; beide verharren und standen sich gegenüber. Llorio sprach zuerst,

dann Calactus, dann wieder Llorio. Dann blickten beide zusammen gen Osten und dann waren sie verschwunden. (S. 35)

Llorio und Calactus entmaterialisieren, ganz offenbar zu einen Gelage auf Calactus' Luftburg.

The Murthe ist ein wundervolles Werk des Meisters der Sprache, Jack Vance. Anders als in den vorangegangenen Bänden aus der Reihe *Dying Earth* agiert hier keine offensichtlich auf Täuschung, Betrug, Diebstahl und fatale Selbstüberschätzung ausgelegte Figur wie Cugel, weshalb auch Ironie und Schadenfreude in dieser Novelle eine geringere Rolle spielen.

Dafür ergeht sich der Autor im lustvollen Erfinden unirdischer Wörter und Begriffe, oft unter Zuhilfenahme längst vergessener englischer Ausdrücke. Besonderes Vergnügen bereitet Jack Vance die Beschreibung von Situationen, Landschaften, Häusern, Speisen, Getränken und natürlich exzentrischen Menschen und deren skurrilen Ansichten und Äußerungen. Die Handlung verläuft hier ruhiger als in den vorigen Bän-

den, bereitet aber ebensoviel Lesevergnügen.

Jack Vance

Rhialto
der
Wunderbare



Edition
Andreas Irle

***Vance, Jack: Faders Hauch**

Jack Vance [John Holbrook Vance, 1916–2013]

***Dying Earth 4: Faders Hauch*
(Fader's Waft, 1978)**

Andreas Irle (HC S. 36–172/DM xx)

Bergneustadt-Wiedenest 1996

**Aus dem Amerikanischen von Andreas
Irle**

Genre: Science Fiction

By day the sun cast a wan maroon gloom across the land; by night all was dark and still, with only a few pale stars to post the old constellations. Time went at a languid pace, without purpose or urgency, and folk made few long-range plans.

Grand Motholam was three aeons gone; the great masters of magic were extinct, each having suffered a more or less undignified demise: through the treachery of a trusted confidante; or during an amorous befuddlement; or by the machinations of a secret cabal; or

through some unexpected and horrifying disaster.

Während des Tages übergoß die Sonne das Land mit einer fahlen kastanienbraunen Finsternis, bei Nacht war alles dunkel und still, lediglich einige blasse Sterne zeigten die alten Konstellationen an. Die Zeit verging im trägen Fluß, ohne Zweck und Drang. Die Menschen machten nur wenige Langzeit-Pläne.

Großmotholam war schon seit drei Äonen vergangen; die Großmeister der Magie waren ausgestorben, einen jeden hatte ein mehr oder weniger unwürdiges Ableben ereilt: durch den Verrat eines für treu gehaltenen Vertrauten, während einer Unachtsamkeit bei einer Liebschaft, bei einer Machenschaft innerhalb einer geheimen Kabale oder durch eine entsetzliche, unerwartete Katastrophe. (S. 36)

Die Zeit der großen Magier ist längst vorbei, aber auch im 21. Aeon gibt es noch eine Reihe von mehr oder weniger tüchtigen

Magiern, die sich zu einer Gruppe zusammengeschlossen haben.

This code, known as 'the Monstrament', or, less formally, 'the Blue Principles', was engraved upon a blue prism, which was housed in a secret place. The association included the most notable magicians of the region. By unanimous acclaim, Ildefonse was proclaimed Preceptor, and invested with large powers.

Dieser Kodex, bekannt als ‚das Monstrament‘ oder, weniger formell, ‚die Blauen Prinzipien‘, war in ein blaues Prisma graviert, welches an einem geheimen Ort beherbergt wurde. Die Gesellschaft bestand aus den bemerkenswertesten Magiern der Region. Mit einstimmigem Beschluß wurde Ildefonse zum Präzeptor erklärt und mit großer Macht ausgestattet. (S. 36f)

Ildefonse, der in Boumergarth, einer vormaligen Burg an den Ufern des Scaum, lebt, ist von seinen Standesgenossen zum Präzeptor gewählt worden. Zweiundzwanzig Magier

haben den Code der „Blauen Prinzipien“ des Monstraments anerkannt.

Ein erster Zwist entsteht, als Hache-Moncour seinem Kollegen Hurtiancz einen kleinen Strich spielt.

After a banquet at the hall of Mune the Mage, the magicians prepared to depart. Making their way into the foyer, they took up their cloaks and hats. Rhialto, always punctilious in his courtesies, extended to Hurtiancz first his cloak, then his hat. Hurtiancz, whose heavy-featured head rested directly upon his squat shoulders, acknowledged the service with a grunt. Hache-Moncour, standing nearby, saw his opportunity and cast a spell which enlarged Hurtiancz's hat by several sizes, so that when the irascible magician clapped the hat on his head, it dropped in back almost to his shoulders, while in front only the bulbous tip of his nose remained visible.

Nach einem Bankett in der Halle von Mune dem Magier, schickten sich die

Magier an aufzubrechen. Auf dem Wege zum Foyer nahmen sie ihre Umhänge und Hüte. Rhialto, immer achtsame Höflichkeit, reichte Hurtiancz erst seinen Umhang, dann seinen Hut. Hurtiancz, dessen charaktvoller Kopf direkt auf seinen Schultern kauerte, bedachte den Dienst mit einem Grunzen. Hache-Moncour, der in der Nähe stand, sah seine Gelegenheit gekommen und warf einen Zauber aus, der den Hut Hurtiancz' um ein vielfaches vergrößerte, so daß, als der jähzornige Magier den Hut auf seinen Kopf setzte, dieser bis beinahe auf seine Schultern herunterfiel, während an der Vorderseite lediglich die Knollenspitze seiner Nase sichtbar blieb. (S. 38)

Hache-Moncour geht noch weiter, indem er seinen Kollegen ein Bild des Vorfalls zu- spielt, auf dem Rhialto the Marvellous spöt- tisch lächelt; Rhialto hat als einziger kein Exemplar der Abbildung erhalten und ahnt daher nicht, welche Wut Hurtiancz auf ihn empfindet.

Nach diesem Erfolg unternimmt Hache-Moncour noch weitere Anstrengungen, Rhialto bei seinen Kollegen unbeliebt zu machen. Den Höhepunkt erreicht Hache-Moncours Niedertracht bei einem Ball von Duke Tambasco in den dessen Palast Quenorq.

The ranking nobleman of the region was Duke Tambasco, a person of impeccable dignity and ancient lineage. Each year, to celebrate the sun's gallant efforts to survive, Duke Tambasco sponsored a Grand Ball at his palace Quenorq. The guest-list was most select, and on this occasion included Ildefonse, Rhialto and Byzant the Necrope.

Herzog Tambasco war ein hochrangiger Adelige der Region und eine Person von makelloser Würde und uraltem Stammbaum. Alljährlich gab er, um die tapferen Überlebensbemühungen der Sonne zu zelebrieren, den Großen Ball in seinem Palast Quenorq. Die Gästeliste war auf das Sorgfältigste ausgesucht. Bei dieser Gelegenheit waren Ildefonse,

Rhialto und Byzant der Nekromant ebenfalls eingeladen. (S. 42)

Ildefonse und Byzat the Necrope wetteifern darum, in der attraktivsten Erscheinung als jugendlicher Liebhaber die schönste Frau des Abends zu gewinnen, als die sie Lady Shaunica of Lake Island erkiesen. Doch Lady Shaunica weist die Annäherungsversuche der Beiden zurück und wendet sich stattdessen Rhialto zu, der allein in einer Ecke sitzt, weil man ihn nicht rechtzeitig von dem Ball informiert hat und er sich daher nicht zurechtmachen konnte.

Lady Shaunica ist sogar einverstanden, sich mit Rhialto zurückzuziehen, fragt ihn jedoch zuvor, warum man ihn „the Marvelous“ nennt.

„It seems to be an old joke,” said Rhialto. „I have never been able to trace the source.”

„Es scheint, als wäre es ein alter Scherz,” sagte Rhialto. „Mir war es nie möglich der Spur bis zur Quelle zu folgen.“ (S. 48)

Rhialto behauptet, den Grund nicht zu kennen. Er führt die Lady an seinen beiden konsternierten Kollegen vorbei.

The Lady Shaunica, pressing close to his side, giggled. „What a pair of unlikely comrades! The first a roisterer with mustaches a foot long, the second a poet with the eyes of a sick lizard. Do you know them?”

„Only slightly. In any case it is you who interests me and all your warm sensitivities which to my delight you are allowing me to share.”

The Lady Shaunica pressed even more closely against him. „I begin to suspect the source of your soubriquet.”

Die Dame Shaunica, sich fest an seine Seite pressend, kicherte. „Welch ein Paar ungleicher Kameraden! Der eine ein Krakeeler mit einem Schnauzbart fast einen halben Meter lang, der andere ein Poet mit den Augen einer kranken Eidechse. Kennt Ihr sie?“

„Nur flüchtig. Auf jeden Fall seid Ihr es, die mich interessiert, mit all Eurer

Feinfühligkeit, die Ihr zu meiner Freude bereit seid, mit mir zu teilen.

Die Dame Shaunica preßte sich noch näher an ihn heran. „Ich beginne die Quelle Eures Spitznamens zu argwöhnen.“ (S. 48f)

Ildefonse und Byzant werden zwei für sie sehr unpassenden Damen vorgestellt und suchen so bald wie möglich das Weite. Die Schuld für ihr Versagen geben sie natürlich Rhialto.

Rhialto, der sehr wohl spürt, wie sehr man ihn verabscheut, zieht sich im Lauf der Zeit ganz in sein Herrenhaus Falu zurück. Aber eines Tages will er doch verreisen, um Urlaub in Süd-Almery zu machen, und instruiert seinen Majordomo, nicht die geringste Veränderung in Falu zu erlauben.

Meanwhile, in the Valley of the Scaum, Hache-Moncour made capital of Rhialto's absence. At his suggestion, Ildefonse convened a 'Conclave of Reverence', to honor the achievements of the Great Phandaal, the intrepid genius of Grand Motholam who had systema-

tized the control of sandestins. After the group assembled, Hache-Moncour diverted the discussion and guided it by by subtle means to the subject of Rhialto and his purported misdeeds.

Währenddessen schlug Hache-Moncour aus Rhialtos Abwesenheit Kapital. Auf seinen Vorschlag versammelte Ildefonse ein ‚Konklave der Verehrung‘, um die Leistung des Großen Phandaal zu ehren, dem unerschrockenen Genius von Großmotholam, der die Kontrolle über die Sandestine systematisiert hatte. Nachdem sich die Gruppe versammelt hatte, zerstreute Hache-Moncour die Diskussion und lenkte sie durch subtile Mittel auf das Thema Rhialto und seine vorgeblichen Missetaten. (S. 52)

Hache-Moncour nutzt Rhialtos Abwesenheit, um bei einem „Konklave der Verehrung“ bezüglich des Großen Phandaal Stimmung gegen Rhialto zu machen, wobei er sich heimtückischerweise als Freund und Anwalt von Rhialto ausgibt.

Hache-Moncour spoke out with vehemence: „Personally, I count Rhialto among my intimates, and I would not think of mentioning his name, except, where possible, for the sake of vindication, and, where impossible, to plead the mitigating circumstances when the inevitable penalties are assessed.”

„That is most generous of you,” said Ildefonse. „Am I then to take it that Rhialto and his conduct is to become a formal topic of discussion?”

„I fail to see why not,” growled Gilgad. „His deeds have been meretricious.”

Hache-Moncour sprach mit Vehemenz: „Ich persönlich zähle Rhialto zu meinen engsten Bekannten, und ich würde nicht einmal im Traume daran denken, seinen Namen zu erwähnen, außer, wenn es möglich ist, ihn zu rechtfertigen, und, falls dies nicht möglich ist, auf mildernde Umstände zu plädieren, wenn die veranschlagte Strafe unvermeidlich ist.“

„Das ist sehr großzügig von Euch,“ sagte Ildefonse. „Gehe ich dann recht in der Annahme, daß Rhialto und dessen Verhalten zum formellen Gegenstand dieser Diskussion werden?“

„Ich sehe nichts, was dagegen spräche,“ brummte Gilgad. „Seine Taten waren mehr als nur aufdringlich.“ (S. 52f)

Und tatsächlich gelingt es Hache-Moncour, die vermeintlich von Rhialto Gedeemütigten zu äußerster Wut aufzustacheln.

„In defending Rhialto, I am obliged to use extravagant terms. If I hurl unforgivable insults or reveal secret disgraces, you must regard them as the words of Rhialto, not those of your comrade Hache-Moncour, who only hopes to exert a moderating influence. Well then: since Gilgad is too cowardly to place a formal complaint, who chooses to do so?“

„Bah!“ cried Gilgad furiously. „Even in the role of Rhialto’s spokesman, you use slurs and insults with a certain lewd gusto. To set the record straight, I for-

mally accuse Rhialto of impropriety and the beating of a simiode, and I move that he be called to account.”

„Um Rhialto zu verteidigen, bin ich verpflichtet eine übertriebene Terminologie zu verwenden. Wenn ich unverzeihliche Beleidigungen ausstoße oder geheime Entehrungen offenbare, müßt Ihr sie als Worte Rhialtos betrachten, nicht als Äußerungen von Eurem Kameraden Hache-Moncour, der lediglich hofft, einen bescheidenen Einfluß ausüben zu können. Also gut: Gilgad ist zu feige, um eine formelle Anklage vorzubringen. Gibt es jemand anderen, der dies möchte?“

„Pah!“ schrie Gilgad wütend. „Selbst in der Rolle als Rhialtos Fürsprecher gebraucht Ihr Tadel und Beleidigungen mit einer gewissen ungehörigen Lust. Um dem Protokoll genüge zu tun, klage ich Rhialto formell der Ungehörigkeit an und dafür, daß er meinen Simioden verprügelt hat. Ich beantrage, daß er zur Rechenschaft gezogen wird.“ (S. 53)

Hache-Moncour äußert den Gedanken, sein angebliches Amt als Anwalt von Rhialto niederzulegen, weil er selbst Ansprüche habe, die er aus Rhialtos Schätzen befriedigen wolle – womit er seine Kollegen auf interessante Gedanken bringt.

In einer Abstimmung wird Rhialto einstimmig für schuldig befunden, und man lost die Reihenfolge aus, in der man sich an Rhialtos Schätzen schadlos halten darf.

Rhialtos Majordomo Frolo will die Magier nicht einlassen, aber man drängt ihn beiseite und beginnt mit der Plünderung.

The irascible Hurtiancz was especially anxious to find Rhialto's IOUN stones, and sought everywhere, to no avail. A document indited in blue ink on blue paper and cased in a frame of blue gold hung on the wall; certain that he had discovered Rhialto's secret hiding place, Hurtiancz impatiently tore the document from the wall and threw it aside, to reveal only the vacant wall, and it was Ildefonse himself who discovered the IOUN stones where they hung among the crystals of a chandelier.

The fine at last was levied in total degree, though not to the satisfaction of those who had been allotted high numbers, nor those who had been slow in pre-empting goods without reference to the numbers. Ildefonse used all his influence to dampen the claims and accusations, meanwhile defending his own retention of the IOUN stones, by reason of service and selfless rectitude.

At last the magicians went their ways, satisfied that justice had been done.

Der jähzornige Hurtiancz war besonders begierig die IOUN-Steine Rhialtos zu finden. Er suchte überall, hatte aber keinen Erfolg.

Ein Dokument, abgefaßt in blauer Tinte auf blauem Papier und eingesteckt in einen blau-goldenen Rahmen, hing an der Wand. Sicher, daß er das Geheimversteck Rhialtos entdeckt hatte, nahm Hurtiancz das Dokument von der Wand und warf es beiseite, nur um eine leere Wand zu offenbaren. Ildefonse seinerseits war es, der die IOUN-Steine unter den Kristallen des Lüsters entdeckte.

Die Strafe wurde in voller Höhe eingetrieben, obwohl nicht zur vollständigen Zufriedenheit derjenigen, die eine hohe Nummer zugewiesen bekamen oder denjenigen, die zu langsam waren, um sich Güter auch ohne Zuweisung von Nummern zu sichern. Ildefonse brauchte all seinen Einfluß, um die Forderungen und Beschuldigungen zu dämpfen, während er selbst seinen Anspruch auf die IOUN-Steine verteidigen mußte.

Am Ende gingen die Magier ihrer Wege, zufrieden, daß der Gerechtigkeit zu ihrem Recht verholfen worden war. (S. 57f)

Als Rhialto nach Hause kommt, steht sein treuer Majordomo Frole als Folge eines Zaubers starr im Regen. Rhialto erlöst ihn und inspiziert seine Verluste, die seine Zauberkräfte sehr stark schwächen.

Empört macht er sich auf nach Boumergarth, wo er von Ildefonses Kammerherrn Pryffwyd nicht eingelassen wird.

„Your wishes, sir?”

„You may inform Ildefonse that Rhialto is here to consult with him.”

„Sir, Lord Ildefonse is preoccupied with matters of importance and will be unable to receive visitors today or at any time in the near future.”

Rhialto brought forth a small red disk and, clasping it between his hands, began to chant a set of rhythmic syllables. In sudden concern Pryffwyd asked: „What are you doing?”

„Pryffwyd, your vision is dim; you do not recognize me for Rhialto. I am working to place your eyeballs at the end of foot-long stalks. You will soon be able to see in all directions at once.”

Pryffwyd's voice instantly changed. „Ah! The noble Lord Rhialto! I now see you perfectly in every phase! This way, if you will! Lord Ildefonse is meditating in the herb-garden.”

„Euer Begehr, mein Herr?”

„Du darfst Ildefonse informieren, daß Rhialto hier ist, um sich mit ihm zu beraten.“

„Mein Herr, Ildefonse ist mit einem Gegenstand von Wichtigkeit beschäftigt und wird unfähig sein, Besucher heute oder in näherer Zukunft zu empfangen.“

Rhialto brachte eine kleine rote Scheibe zum Vorschein, hielt sie zwischen seinen Händen fest und begann einen Singsang aus rhythmischen Silben. Plötzlich besorgt, fragte Pryflwyd: „Was macht Ihr da?“

„Pryflwyd, dein Sehvermögen trübt sich; du erkennst mich nicht als Rhialto. Ich arbeite daran, deine Augäpfel am Ende von ellenlangen Stangen zu platzieren. Du wirst bald fähig sein, in alle Richtungen zugleich zu blicken.“

Pryflwyds Ton änderte sich augenblicklich. „Ah! Der edle Herr Rhialto! Jetzt kann ich Euch in allen Einzelheiten sehen! Hierher, wenn es Euch beliebt! Herr Ildefonse meditiert im Kräutergarten.“ (S. 57f)

Auf Rhialtos Drängen hin wird er von Ildefonse doch empfangen. Als der Geschädigte droht, den Diebstahl vor den Adjudicator in Fader's Waft zu bringen, erklärt der Präzep-

tor, dass die Entfernung gewisser Objekte aus Falu nach Recht und Gesetz geschah. Von Rhialto darauf angesprochen, dass Ildefonse selbst dem Angeklagten ein Alibi für wenigstens eine der Übeltaten hätte geben können, weicht Ildefonse aus, indem er angibt, er wäre nicht danach gefragt worden. Rhialto weist darauf hin, dass auf diese Verfahrensverfehlung eine hohe Strafe steht.

Rhialto consulted the torn copy of the Blue Principles. „Paragraph K of Section 2 would seem to describe your act as ‘enhanced dereliction’. A harsh penalty — possibly too harsh — is specified, but the Adjudicator will read justice as it is written and apply the strictures to calm and thorough effect.”

Ildefonse held up his hands. „Will you take so trivial an affair to Fader’s Waft? The consequences are beyond calculation!”

„I will cite a third offense. In the looting of Falu, my copy of the Blue Principles was seized, torn and hurled to the ground. In this deed, which is precisely proscribed under Paragraph A: ‘Trea-

sonable Acts', all conspirators share the guilt, and all must pay the penalty. This is far from a 'trivial affair'! I thought that you might share my indignation, and work for restitution and punishment of the guilty, but —"

Rhialto konsultierte die zerrissene Abschrift der Blauen Prinzipien. „Es sieht so aus, als beschreibe Paragraph K der Sektion 2 Euer Verhalten als ‚übersteigerte Vernachlässigung‘. Eine harsche Strafe – vielleicht zu harsch – ist ausgewiesen, doch der Adjudikator spricht Recht, wie es geschrieben steht und bringt es strikt zur vollkommenden Anwendung.“

Ildefonse erhob seine Hände. „Wollt Ihr eine so unbedeutende Sache wirklich vor Faders Hauch bringen? Die Konsequenzen sind nicht vorherzusehen!“

„Ich will noch eine dritte Anstößigkeit anführen. Bei der Plünderung von Falu wurde meine Abschrift der Blauen Prinzipien ergriffen, zerrissen und zu Boden geschleudert. Ist dieser Tatbestand, der

durch Paragraph A: ‚VerräterischeTaten‘ geächtet ist, erfüllt, müssen *alle* Verschwörer bestraft werden. Dies ist bei weitem keine mnbedeutende Sache‘ mehr! Ich hätte gedacht, daß Ihr meine Entrüstung teilen würdet und für Wiedergutmachung und Bestrafung der Schuldigen einträtet, aber....“ (S. 62)

Unter diesem Druck erklärt sich Präzeptor Ildefonse bereit, ein neues Konklave einzuberufen, während Rhialto in seinen Forderungen hart bleibt.

„Announce that only two issues will be considered: first, restitution and the imposition of fines, ranging from three-fold to five-fold, and I will hear neither bluster nor obfuscation; and secondly, identification of the malefactor.”

„Verkündet, daß lediglich zwei Punkte zu bedenken sind: als Erstes – Wiedergutmachung und volle Erstattung der Schätze um das drei- bis fünffache, wobei ich weder Aufbrauserei noch Ver-

dunkelungen hören will. Zum Zweiten – die Identifikation des Übeltäters.“ (S. 63)

Ildefonse beruft sogleich mittels einer magischen Kommunikationseinrichtung ein Konklave ein, auf dem Rhialto sämtliche gegen ihn gerichteten Anklagepunkte widerlegen kann. Allerdings sind die Magier trotzdem nicht bereit, Rhialtos Schäden dreifach wiedergutzumachen, woraufhin Rhialto eine achtzehnseitige Anklageliste produziert.

„[...] I myself am not inflexible; three avenues, at least, are open. First, the group by acclamation may yield the damages I seek; secondly, the Preceptor, using his executive powers, may impose the specified levies; or thirdly, we will present the bill to the Adjudicator, for his judgment by the exact schedules of the Monstrament. Ildefonse, will you kindly ascertain which avenue is most congenial to this group?”

„[...] Ich, für meinen Teil, bin nicht unflexibel. Wenigstens drei Wege öffnen

sich uns. Erstens: Die Gruppe gewährt auf Zuruf den Schadensersatz, den ich verlange. Zweitens: Der Präzeptor, seine ausführende Macht gebrauchend, erlegt die gebotenen Strafen auf oder drittens: Wir präsentieren die Klageschrift dem Adjudi-kator, um seinen Urteilsspruch nach dem exakten Verzeichnis des Monstraments zu erlangen. Ildefonse, seid bitte so nett und versichert Euch, welche der Wege der Gruppe am ehesten zusagt.“ (S. 69)

Ildefonse würde die Restitution bevorzugen, aber Barbaniko ergreift das Wort und stachelt die Versammlung gegen den obstinaten Rhialto auf.

„Hold!” Barbanikos leapt to his feet, his great plume of white hair waving like a flame. „I must point out that the penalties invoked against Rhialto were partly in censure of his odious personality, so that in no way can he demand full restitution, let alone damages!”

„Hear, hear!” cried Haze of Wheary Water and others.

Thus encouraged, Barbanikos continued: „Any sensitive person would have recognized the reprimand for what it was; he would have returned meekly to the group, anxious only to vindicate himself. Instead, what do we have? A surly visage, a hectoring manner, slurs and threats! Is this appropriate conduct for a person who has just been decisively chastised by his peers?”

„Halt!“ Barbanikos sprang auf die Füße, wobei sein quastenartiger weißer Haarschopf wie eine Flamme wogte. „Ich muß daraufhinweisen, daß die Strafen, die gegen Rhialto ausgesprochen wurden, teilweise als Tadel hinsichtlich seiner verhaßten Persönlichkeit gedacht waren, so daß er keineswegs vollständige Wiedergutmachung, geschweige denn Schadenersatz verlangen kann!“

„Hört, hört!“ riefen Haze vom Trägen Wasser und andere.

Dadurch ermutigt fuhr Barbanikos fort: „Jede Person von Feingefühl hätte den Verweis als das erkannt, was er war

und wäre demütig zur Gruppe zurückgekehrt, bemüht sich zu rechtfertigen. Statt dessen – was müssen wir erleben? Eine saure Miene, stolzes Gehabe, Verdunkelung und Drohungen! Ist das ein angemessenes Verhalten für eine Person, die gerade von Seinesgleichen einer entschiedenen Züchtigung unterzogen wurde?“ (S. 69f)

Hache-Moncour wirft schließlich ein, dass das von den Magiern selbst zerlumppte Exemplar des Monstraments für eine Untersuchung nicht gültig sei. Er fordert, dass das Original, das Perciplex, in Fader's Waft zu studieren sei. Dieser Antrag wird, abgesehen von Ildefonse und Rhialto, einstimmig angenommen. Hache-Moncour setzt noch eins drauf, indem er behauptet, sich auf ein beschädigtes Exemplar des Monstraments zu beziehen, ziehe die schärfste Strafe nach sich. Rhialto bezweifelt die Wahrheit dieser Aussage, wagt es aber dennoch nicht, im seinem Monstrament nachzulesen. Daher ordnet Ildefonse an, dass die Magier inoffiziell nach Fader's Waft fliegen sollen, um dort das wahre Monstrament zu studieren.

A pedestal supported the Egg: a spheroid three feet across the widest diameter. A window at one end displayed the Perciplex, a blue prism four inches tall, inwardly engraved with the text of the Monstrament. Through the window the Perciplex projected an image of the Monstrament in legible characters upon a vertical dolomite slab, and so charged with magic was the Perciplex that should an earthquake or other shock cause it to topple, it must right itself immediately, so that it should never present a faulty image, or one which might be misconstrued, to the viewer.

Auf einem Sockel ruhte das Ei: ein Sphäroid, etwa einen Meter in seinem größten Durchmesser messend. Ein Fenster an einem Ende zeigte das Perciplex, ein blaues Prisma von cirka zehn Zentimetern Höhe, welches innen mit dem Text des Monstraments graviert war.

Durch das Fenster projizierte das Perciplex ein Abbild des Monstraments in

lesbaren Buchstaben auf eine vertikale Dolomitscheibe.

Das Perciplex war so angefüllt mit Magie, daß es, im Falle eines Erdbebens oder einer Schockwelle in deren Folge ein Kippen verursacht würde, sich selbst justieren konnte, so daß es dem Betrachter niemals ein mangelhaftes oder mißverständliches Bild darbot. (S. 74)

Das Perciplex sollte das Monstrament auf einen Monolithen projizieren, doch die Schrift erscheint für kurze Zeit spiegelverkehrt, bevor sie wieder die normale Form annimmt. Hache-Moncour streitet diese Tatsache als Sinnestäuschung ab, aber Ildefonse bricht die Befragung des Monstraments ab.

Amid a subdued murmur of conversation, the magicians departed the fane. Rhialto, who had paused to inspect the Egg, held Ildefonse back until they were alone. „You may be interested to learn that this is not even the authentic Perciplex. It is a forgery.”

„What!” cried Ildefonse. „Surely you are mistaken!”

„Look for yourself. This prism is too small for the housing. The workmanship is crude. Most significant of all, the true Perciplex could never project in reverse. Watch now! I will shake the Egg and topple the prism. The true Perciplex will right itself.”

Rhialto jarred the Egg with such effect that the Perciplex fell to its side, in which position it remained.

Ildefonse faced the Egg. „Adjudicator! Speak! It is Ildefonse the Preceptor who commands!”

No reply was audible.

Once again Ildefonse called out: „Adjudicator! Sarsem! I charge you: speak!”

Again, silence.

Ildefonse turned away. „Back to Boumergarth. The mystery is compounded. It is no longer trivial.”

„Never was it trivial,” said Rhialto.

„No matter,” said Ildefonse curtly. „The affair, now that it concerns me, has taken on a new and large dimension. To Boumergarth!”

Unter gedämpften Murmeln verließen die Magier das Gebäude. Rhialto, der noch kurz geblieben war, um das Ei zu inspizieren, hielt Ildefonse zurück bis sie allein waren. „Ihr mögt interessiert sein zu erfahren, daß selbst das Perciplex nicht authentisch ist. Es ist eine Fälschung.“

„Was!“ schrie Ildefonse. „Ihr irrt Euch bestimmt!“

„Seht selbst. Das Prisma ist zu klein für die Fassung. Die Handarbeit ist grob. Am Bedeutendsten von allem aber, das wahre Perciplex projiziert nicht revers. Seht nun! Ich werde das Ei schütteln und das Prisma kippen. Das wahre Prisma würde sich selbst stabilisieren.“

Rhialto ließ das Ei erzittern, mit dem Effekt, daß das Perciplex auf die Seite fiel und in dieser Position verblieb.

Ildefonse besah sich das Ei. „Adjudikator! Sprecht! Ich bin Ildefonse, der Präzeptor, der befiehlt!“

Keine Antwort ward zu hören.

Wieder rief Ildefonse aus: „Adjudikator! Sarsem! Ich ermahne dich: Sprich!“

Wiederum Stille.

Ildefonse wandte sich ab. „Zurück nach Boumergarth. Das Rätsel muß gelöst werden. Es ist nicht länger belanglos.“

„Es war niemals belanglos,“ sagte Rhialto.

„Gleichwohl,“ sagte Ildefonse kurz angebunden. „Die Affaire, nun, da sie auch mich betrifft, hat eine neue und weitere Größenordnung angenommen. Auf nach Boumergarth!“ (S. 76)

Rhialto demonstriert Ildefonse nach dem Abgang der übrigen Magier, dass das Perciplex eine plumpe Fälschung ist. Ratlos folgen Ildefonse und Rhialto den Übrigen nach Boumergarth.

Dort beginnt eine langdauernde, hitzige Diskussion, die zu keinem vernünftigen Ergebnis führt, auch wenn Ildefonse betont, dass die Wiederherstellung des Monstraments oberste Priorität hat.

Auf einen Wink von Rhialto setzt Ildefonse den Zauber der Temporal Stasis ein.

Rhialto and Ildefonse inspected the chamber where their associates sat or stood poised in frozen postures.

„This is a nuisance,” grumbled Ildefonse. „Everyone in the group carries a monitor, that he may not be swindled by his friends. Now each of these monitors must be searched out and justified if the deception is to succeed.”

„No great matter. I have evolved a new technique which easily befuddles the monitors. I need only a pair of quampics and a red-eyed bifaulgulate sandestin.”

Ildefonse brought forth an object of eccentric shape derived from a fulgurite. From the opening peered a small face with eyes as red as currants. „This is Osherl,” said Ildefonse. „He is not altogether bifaulgulate, but he is clever and swift, if sometimes a trifle moody. His indenture runs to five points.”

Rhialto und Ildefonse inspizierten den Raum, in dem ihre Kameraden in eingefrorener Position saßen oder standen. „Welch ein Umstand,” grollte Ildefonse.

„Jeder der Gruppe trägt einen Monitor bei sich, auf daß er nicht von seinen Freunden beschwindelt werden kann. Wenn die Täuschung erfolgreich sein soll, müssen wir alle Monitoren auffinden und entsprechend justieren.“

„Nichts leichter als das. Ich habe eine neue Technik entwickelt, vermittle ich die Monitoren verwirren kann. Ich benötige lediglich die Dienste von einem Paar Quampiken und einem rotäugigen bifaulhufigen Sandestin.“

Ildefonse brachte ein Objekt von ungewöhnlicher Form, die von einem Fulgurit abgeleitet war, zum Vorschein. Durch eine Öffnung spähte ein kleines Gesicht mit Augen so rot wie Johannisbeeren. „Dies ist Osherl,“ sagte Ildefonse. „Er ist, alles in allem genommen, nicht bifaulhufig, aber er ist clever und flink, wenn auch zuweilen etwas launisch. Seine Verpflichtung beläuft sich auf fünf Punkte.“ (S. 81)

Mit Hilfe eines in Schuldenhaft gehaltenen Sandestins namens Osherl wollen die beiden Magier die Monitore ihrer erstarrten

Kollegen überprüfen. Rhialto ködert dabei Ildefonse mit dem Versprechen, die Konfiszierung seiner IOUN-Steine durch seinen Kollegen in diesem einen Fall nicht als verbrecherischen Akt, sondern als einverständliche Verwahrung zu betrachten.

Als erstes muss Osherl die Monitore der Erstarrten so manipulieren, dass der Zauber nicht registriert wird. Anschließend werden Proben von den Stiefeln genommen und in Flaschen verwahrt. Dann kommt der wichtigste Auftrag an den Sandestin, nämlich den Adjudicator Sarsem von Fader's Waft hierher zu holen, wozu allerdings die Stasis aufgehoben werden muss.

Die Sitzung wird vorerst unter dem Vorwand, Hache-Moncour müsse zwischendurch seine Untersuchungen durchführen, aufgehoben, und die Magier reisen heim.

Anschließend machen sich Ildefonse und Rhialto daran, die Proben zu untersuchen.

The two went to the work-room.
„Now!” declared Ildefonse. „Let us look to your famous bottles!” He examined the contents of several. „From such

nondescript sifts I expect nothing of value.”

„That remains to be seen,” said Rhialto. „We shall need your best macrotic enlarging pantavist, and then your latest edition of *Characteristic Stuffs: Dusts and Microvies of the Latter Aeons*.”

Die zwei gingen zum Werkraum.

„Nun!“ verkündete Ildefonse. „Laßt uns Eure famosen Flaschen ansehen!“ Er begutachtete den Inhalt einiger der Flaschen. „Aus solchen unbeschreibbaren Durchsiebungen erwarte ich nichts von Wert.“

„Das bleibt abzuwarten,“ sagte Rhialto. „Wir werden Euer bestes makroskopisch vergrößerndes Pantavist und die letzte Ausgabe von *Charakteristische Stoffe: Staub und Mikrovies der letzten Äonen* benötigen.“ (S. 85)

Die Ergebnisse sind leider wenig aussagekräftig, abgesehen davon, das sich Hache-Moncour als Besucher unterirdischer Orte entpuppt, wie Rhialto feststellt.

„Odd but interesting! Back to Hache-Moncour, his boots were rife with a singular dust, discovered only in a few underground places of the world.”

„Seltsam und interessant! Zurück zu Hache-Moncour. Seine Stiefel waren voll von einem eigentümlichen Staub, der nur auf wenigen Untergründen der Welt zu finden ist.“ (S. 87)

Osherl bringt tatsächlich einen zweiten Sandestine in Gestalt eines riesigen blauen Vogels mit zurück, keinen Geringeren als Sarsem persönlich.

„[...] Sarsem, will you sit?”

„In this guise, I find it more convenient to stand.”

„Then why not alter to human form and join us in comfort at the table?”

„That is a good idea.” Sarsem became a naked young epicene in an integument of lavender scales with puffs of purple hair like pom-pons growing down his back. He seated himself at the table but declined refreshment. „This

human semblance, though typical, is after all, only a guise. If I were to put such things inside myself, I might well become uneasy.”

Sarsem, willst du Platz nehmen?“

„In dieser Gestalt finde ich es angenehmer zu stehen.“

„Warum änderst du deine Erscheinung nicht zu einer menschlichen Form und leistest uns hier am Tisch gesellschaft?“

„Das ist eine gute Idee.“ Sarsem wurde zu einer nackten jungen Präsenz in einem Integument aus Lavenderschuppen und Büscheln purpurnen Haars, die wie Pompons seinen Rücken hinunterreichten.

Er setzte sich an den Tisch, lehnte Erfrischungen aber ab. „Diese menschliche Erscheinungsform, obwohl typisch, ist letztenendes nur eine Verkleidung. Verinnerlichte ich diese Dinge, könnte es gut sein, daß mir ziemlich unbehaglich würde.“ (S. 88f)

Sarsem erklärt, dass ein Abgesandter der Magier ein neues Perciplex brachte, weil das alte sich abgenutzt hätte, wie der Magier behauptete.

Immerhin war Sarsem so klug, das originale Perciplex an einem sicheren Ort zu verwahren, den er allerdings dem vermeintlichen Abgesandten auf Nachfrage verriet, nämlich in einer Höhle unter der Erde.

Dass der Abgesandte das Perciplex gestohlen haben könnte, ist laut Sarsem wegen diverser Vorsichtsmaßnahmen unmöglich.

„[...] In effect you yielded up the Perciplex to the criminal!”

„Not at all. I placed the prism in a place well-known to me, accessible only by a small and narrow fissure. For double security I reverted the object to the Sixteenth Aeon.”

„And how do you know that the criminal himself has not reverted to this era and taken the Perciplex for his own?”

„Can he walk the length of a fissure into which you cannot even thrust your

hand? Especially while I keep the opening under survey from then till now, as you might scan the surface of the table? Nothing has come or gone. Ergo, by the rites of rationality, the Perciplex reposes in its subterranean place, as secure as ever.”

Rhialto rose to his feet. „Come: once more back to Fader’s Waft! You shall grope down the fissure into the Sixteenth Aeon and reclaim the Perciplex. Ildefonse, are you ready? Summon your small air-carriage.”

„[...] Folglich gestandest du das Perciplex dem Verbrecher zu!“

„Ganz und gar nicht. Ich hinterlegte das Prisma an einem mir wohlbekannten Ort, nur durch einen schmalen und engen Spalt zugänglich. Um doppelte Sicherheit zu erlangen, sandte ich das Objekt in das löte Äon.“

„Und woher weißt du, daß der Verbrecher nicht in diese Ära zurückgekehrt ist, um sich des Perciplex’ zu bemächtigen?“

„Kann er in eine Spalte eindringen, in die Ihr nicht einmal eine Hand stecken könnt? Besonders, wenn ich die Öffnung unter ständiger Besichtigung halte, von damals bis heute. So wie Ihr die Oberfläche dieses Tisches beobachten mögt. Nichts kam oder ging. Ergo ruht das Perciplex, den Regeln der Rationalität folgend, so sicher wie eh und je an seinem unterirdischen Platz.“

Rhialto stand auf. „Kommt: einmal mehr nach Faders Hauch! Du wirst durch diesen Spalt in das löte Äon hineinfassen und das Perciplex wiedergewinnen. Ildefonse, seid Ihr bereit? Ruft Euren kleinen Luftfahrer herbei.“ (S. 91)

Doch eine Besichtigung vor Ort zeigt, das das Perciplex verschwunden ist. Immerhin zeigen Fußspuren am Boden, dass der Dieb Hache-Moncour gewesen sein muß.

„More to the point,” said Rhialto, „where now is the Perciplex? In the past, or in the present, or has it been destroyed?”

„Who could be reckless enough to destroy the Blue?“ muttered Ildefonse.
„Not even an archveult. I believe that the Perciplex is somewhere extant.“

„Was mich mehr interessiert,“ sagte Rhialto, „wo ist das Perciplex? In der Vergangenheit, in der Gegenwart oder ist es gar zerstört worden?“

„Wer mag so rücksichtslos sein, daß Blau zu zerstören?“ murmelte Ildefonse.
„Selbst ein Erzveult nicht. Ich glaube, daß das Perciplex noch irgendwo vorhanden ist.“ (S. 93)

Rhialto und Ildefonse sind überzeugt, dass selbst ein Schurke wie Hache-Moncour es nicht wagen würde, das Perciplex zu zerstören. Außerdem zeigen die Fußspuren bei näherer Begutachtung, dass sie entstanden sein müssen, nachdem das Objekt gestohlen wurde. Die Frage ist nun, wer war der wirkliche Dieb?

Das Perciplex war im 16. Aeon versteckt; aus nicht ganz verständlichen Gründen kann sich Sarsem gegenwärtig nicht dort-

hin versetzen. Da hilft nur eines: Rhialto selbst muss in der Zeit zurück reisen.

The three returned to Boumergarth. Rhialto made careful preparations, packing in his wallet the glossolary, proliferant coins, a catalogue of simple spells, and Osherl enclosed in a walnut shell.

Ildefonse extended his unqualified assurances. „It is, after all, a simple and pleasant adventure,” he told Rhialto. „You will find yourself in the Land of Shir-Shan, which at this time is considered the center of the universe. The Grand Gazetteer lists only six magicians currently active, the nearest far to the north, in the present Land of Cutz. A flying creature known as the ‘dyvolt’ rules the skies; it resembles a pelgrane with a long nasal horn and uses the common language. You should recognize three rules of genteel conduct: the sash is tied to the left; only acrobats, actors and sausage-makers wear yellow; grapes are eaten with a knife and fork.”

Die drei kehrten zurück nach Boumergarth. Rhialto traf sorgfältige Vorbereitungen: er packte das Glossolar, Wuchermünzen, einen Katalog einfacher Zaubersprüche und Osherl in einer Walnußschale in einen Ranzen ein.

Ildefonse gab einige unpassende Versicherungen von sich. „Letztenendes ist es nur ein simples und erfreuliches Abenteuer,“ sagte er zu Rhialto. „Ihr werdet Euch im Lande Shir-Shan wiederfinden, welches zu der Zeit als das Zentrum des Universums erachtet wurde. Das Grand Gazetteer verzeichnet lediglich sechs Magier als aktiv; den am nächsten befindlichen allerdings weit im Norden, im gegenwärtigen Lande Cutz. Ein Fluggeschöpf, welches als ‚Dyvolt‘ bekannt ist, beherrscht den Himmel; es sieht einem Pelgran ähnlich, mit einem langen Nasenhorn und es spricht die örtliche Sprache. Ihr solltet drei Regeln der vornehmen Etikette berücksichtigen: die Schärpe wird links gebunden, nur Akrobaten, Schausteller und Wurstmacher tragen Gelb, Früchte

werden mit Messer und Gabel gegessen.“ (S. 94f)

Sarsem versetzt Rhialto und Osherl in die Vergangenheit; die Rückreise muss allerdings Osherl durchführen, erklärt Sarsem.

Sarsem findet sich in einer fremden Welt wieder.

Rhialto stood in warm sunlight of a complicated colour: a peach-pink orange suffused with rose and white-rose. He found himself in a valley surrounded by sharp peaks rising a mile into the air. That peak which he would later know as Fader's Waft stood highest of all, with the summit hidden in a tuft of white cloud.

The prospect was at once grand and serene. The valley seemed empty of habitation, although Rhialto noted plantations of melon and blue vines heavy with purple grapes along the valley and up the mountain-side.

Rhialto stand im warmen Sonnenlicht von komplizierter Farbkombination:

Pfirsich-rosa, orangefarben, durchsetzt mit Rosenrot und Weißrot. Er fand sich in einem Tal, daß eingegrenzt war von scharfen Felsspitzen, die sich andert-halb Kilometer in die Luft reckten. Die Spitze, die er später als Faders Hauch kennen sollte, ragte am höchsten empor. Der Gipfel war in einem weißen Wolkenschopf verborgen.

Die Aussicht war zugleich großartig und ruhig. Das Tal sah unbewohnt aus, obwohl Rhialto im Tal selbst und an den Hängen Anpflanzungen von Melonen und blauem Wein, schwer behangen mit purpurnen Früchten, bemerkte. (S. 96)

Rhialto findet den Eingang zu Höhle, aber das Perciplex ist nicht zu sehen.

Ein alter Mann namens Tiffet kommt des Wegs, den Rhialto mit Hilfe des Glossolary befragt. Niemand sei in der Höhle gewesen, außer einigen Twastics, von denen aber bis auf zwei alle nach Canopus abgereist seien. Daraus kann man schließen, dass die Erde zu jener Zeit noch Kontakt mit Intelligenzen von fremden Sternen hatte.

A tinkling sound reached Rhialto's ears, as if from the vibration of many small bells. Up the valley road came a pair of twenty-legged creatures eight feet long and four feet high, with large round heads studded with stalks, knobs and tufts, fulfilling functions not immediately apparent. Their caudal segments rose and curled forward in an elegant spiral, and each boasted an iron gong dangling from the tip. Smaller bells and vibrilators hung in gala style from the elbows of each leg. The first wore a robe of dark green velvet; the second a similar robe of cherry-rose plush.

Ein klingelndes Geräusch erreichte Rhialtos Ohren, wie von den Vibrationen vieler kleiner Glocken.

Entlang des Talweges kam ein Paar zweieinhalb Meter langer und anderthalb Meter hoher Geschöpfe mit zwanzig Beinen, großen runden Köpfen, die besetzt waren mit Stielen, Buckeln und Büscheln, deren Aufgabe nicht unmittelbar zu erkennen war. Ihre Cauda-

Segmente erhoben sich und ringelten sich in eleganten Spiralen.

Jedes der Wesen rühmte sich eines eisernen Gongs, welcher an der Spitze des Körperendes herunterhing. Kleinere Glocken und Vibratoren hingen im Glastil von den Ellbogen jedes Beines herab. Der Erste trug eine Robe aus dunkelgrünem Samt, der Zweite eine ähnliche Robe aus kirschrotem Plüsch. (S. 99)

Die beiden Twastics tauchen auf und beantworten Rhialtos Frage: Ja, sie hätten den blauen Kristall gefunden und weggegeben; Tiffet hätte ihn an sich genommen. Ja, das träfe zu, sagt Tiffet, aber die Steuereintreiber des Königs der Könige hätten ihn konfisziert.

Rhialto beauftragt Osherl, Sarsem herbeizuholen, den er der Vernachlässigung seiner Pflicht als Hüter des Perciplex bezichtigt.

Sarsem scratched his violet nose with a silver fingernail. „Ah well, on the slight chance that Rhialto is correct, I

would not have him accusing me of falsity. Rhialto, take this pleurmalion; it will show a blue spot in the sky directly above the Perciplex. Remember, in case of any inquiry — for instance, from Hache-Moncour — it came through Osherl, and not through me. Am I clear on this?”

„Certainly. Hache-Moncour has filled your mind with foolishness. If you decide to share his destiny in the hope of gaining indenture points, you will have the Wiiah to deal with.”

Sarsem kratzte seine lila Nase mit einem silbernem Fingernagel. „Nun gut, wenn die geringe Aussicht, daß Rhialto recht hat, zutrifft, hätte ich ihn nicht beschuldigt, mir Falschheit vorzuwerfen. Rhialto, nehmt dieses Pleurmalion an Euch. Es wird Euch einen blauen Tropfen in der Luft unmittelbar über dem Perciplex anzeigen. Aber denkt daran, im Falle jedweder Erkundigung — zum Beispiel von Hache-Moncour — Ihr habt es von Osherl bekommen, nicht von mir. Ist das klar?“

„Gewiß. Hache-Moncour hat deinen Verstand mit Torheit geschlagen. Wenn du dich entscheidest, das Schicksal Hache-Moncours zu teilen, in der Hoffnung Kontraktpunkte zu ergattern, wirst du es mit den Wiih zu tun bekommen.“
(S. 103)

Sarsem übergibt Rhialto ein Pleurmalion, das den Aufenthaltsort des Perciplex durch einen blauen Fleck am Himmel anzeigt. Doch er macht dem Magier wenig Hoffnung, in seine Gegenwart zurückkehren zu können, denn Osherl will Rhialto offenbar nicht zurücktransportieren.

Rhialto smiled that aloof, almost sinister, smile which so often had annoyed his adversaries. From his wallet darted a black- and red-striped object like a long thin snake. „Chug!“ screamed Sarsem in horror. The chug wound itself around Osherl, darted its head into one of the fox-ears, emerged from the other and tied itself in a knot across Osherl's head. Osherl was then dragged to a nearby tree and suspended by the rope

through the ears to dangle three feet off the ground.

Rhialto lächelte dieses abwesende, beinahe finster zu nennendes Lächeln, welches seine Gegner schon so oft geärgert hatte. Aus seinem Ranzen schoß ein schwarz- und rotgestreiftes Objekt wie eine lange dünne Schlange. „Chug!“ kreischte Sarsem entsetzt. Der Chug wandte seinen Körper um Osherl, steckte seinen Kopf in eines der Fuchsohren, tauchte aus dem anderen wieder auf und schlang sich zu einem Knoten über Osherls Haupt. Osherl wurde dann zu einem nahestehenden Baum gezerrt, dort an seiner Robe, die durch seine Ohren gezogen war, aufgehängt, um einen Meter über dem Boden zu baumeln. (S. 104)

Rhialto fesselt den verräterischen Osherl auf äußerst unangenehme Weise an einen Baum und befreit ihn erst, als der Sandestine reumütig gelobt, Rhialto nach vollbrachter Tat nach Boumergarth zurückzubringen.

Rhialto versieht seine Stiefel mit dem Zauber des Lightsome Striding und erhebt sich zusammen mit Osherl in die Luft, wo er alsbald das blaue Himmelszeichen entdeckt.

Rhialto nähert sich drei jungen Frauen bei der Feldarbeit. Erst als er ihnen versichert, dass er kein Ghoul ist, sondern nur ein Reisender, und sich von Osherl einen Hut nach neuester Mode holen lässt, werden die Frauen zutraulich und erklären ihm die gegenwärtige Lage im Land.

Rhialto pointed across the plain.
„What are those curious clouds in the sky?”

The girls turned to look as if they had not previously noticed. „That is the direction of Vasques Tohor. The dust doubtless results from the war now being fought.”

Rhialto frowned across the plain.
„What war is this?”

The girls laughed at Rhialto's ignorance. „It was launched by the Bohulic Dukes of East Attuck; they brought their battle-gangs down in great numbers

and threw them without remorse against Vasques Tohor, but they can never prevail against the King of all Kings and his Thousand Knights.”

Rhialto wies über die Ebene. „Was bedeuten diese merkwürdigen Wolken am Himmel?“

Die Mädchen sahen sich um, als hätten sie vorher nichts bemerkt. „Das ist die Richtung von Vasques Tohor. Der Staub ist zweifellos eine Folge des Krieges, der gerade ausgefochten wird.“

Rhialto sah düster über die Ebene. „Was für ein Krieg ist das?“

Die Mädchen lachten ob Rhialtos Unwissenheit. „Er wurde von den Bohulischen Herzögen von Ostattuck angefangen. Sie brachten ihre Schlachttruppen in großer Zahl heran und warfen sie ohne Gewissensbisse wider Vasques Tohor. Aber sie können gegen den König aller Könige und seine Tausend Ritter nicht die Oberhand gewinnen.“ (S. 108f)

Der König der Könige residiert in Vasques Tohor, das gegenwärtig von den Bohulic Dukes of East Attuck belagert wird.

Rhialto eilt zum Ort des Krieges.

By the time he arrived on the scene, the battle had been decided. The Bohul battle-gangs, with their memrils and rumbling war-wagons, had done the unthinkable; on the Finneian Plain east of Vasques Tohor the Twenty Potences of the Last Kingdom had been destroyed; Vasques Tohor could no longer be denied to the Bohul Dukes.

The tragic peach-rose light of late afternoon illuminated a clutter of smoke, dust, toppled machines and broken corpses. Legions of long pedigree and many honors had been smashed; their standards and uniforms bedizened the field with color. The Thousand Knights, riding half-living half-metal flyers from Canopus, had thrown themselves against the Bohul war-wagons, but for the most part had been destroyed by fire-rays before they could do damage in return.

Als er den Schauplatz erreichte, war die Schlacht bereits entschieden. Die Bohul Schlachttruppen mit ihren Memrielen und rumpelnden Kriegswagen hatten das Udenkbare getan; auf der Finneiischen Ebene, östlich von Vasques Tohor waren die Potentaten des Letzten Königreiches vernichtet worden. Vasques Tohor konnte die Bohul Herzöge nicht mehr länger abweisen.

Das tragische pfirsichrosafarbene Licht des Spätnachmittags beleuchtete ein Wirrwarr aus Rauch, Staub, umgestürztem Gerät und zerschmetterten Leichen. Legionen mit langer Tradition und vielen Ehren waren vernichtet worden; ihre Standarten und Uniformen bedeckten das Feld mit Farben. Die Tausend Ritter, halb lebendige Reiter, halb metallische Flieger von Canopus, hatten sich gegen die Bohul Kriegswagen geworfen, aber die meisten von ihnen waren durch Feuerstrahlen vernichtet worden, ehe sie selbst Schaden anrichten konnten. (S. 109)

Die Ebene wird von den Kriegswägen der Dukes und den zerlumpten, aber aus Furcht vor ihren Anführeren mutig gewordenen Kriegern beherrscht.

To the side of the war-wagons stalked rows of memrils: gracile creatures apparently all legs and arms of brown chitin, with small triangular heads raised twenty feet above the ground; it was said that the magician Pikarkas, himself reportedly half-insect, had contrived the memrils from ever more prodigious versions of the executioner beetle.

Seitlich der Kriegswagen schritten die Reihen der Memrielen aus: grazile Geschöpfe, scheinbar nur aus Beinen und Armen aus braunem Chitin bestehend. Schmale dreieckige Köpfe erhoben sich bis zu sechs Meter über den Boden. Es wurde gesagt, der Magier Pikarkas, der den Berichten nach selbst ein Halbinsekt sein sollte, habe die Memrielen aus immer ungeheurer werdenden Versionen von Scharfrichterkäfern zuwegegebracht. (S. 110)

Die Schlacht zwischen den Rittern Tam Tols, des Königs der Könige, und den Truppen der Dukes tobt noch immer.

Tam Tol, King of the Final Kingdom, had stood all day on the parapets of Vasques Tohor, overlooking the Finneian Plain. He watched his elite Knights on their flyers darting down upon the war-wagons; he saw them consumed by Red Ruin. His Twenty Legions, led by the Indomitables, deployed under their ancient standards. They were guarded from above by squadrons of black air-lions, each twenty feet long, armed with fire, gas-jet and fearful sounds.

TamTol König des Endgültigen Königreiches, hatte den ganzen Tag lang an der Brustwehr von Vasques Tohor gestanden und die Finneiische Ebene überblickt. Er beobachtete seine Elite-Ritter auf ihren Fliegern, die auf die Kriegswagen niederstießen; er sah, wie sie vom Roten Untergang verzehrt wurden.

Seine Zwanzig Legionen, angeführt von den Unbezähmbaren, marschierten mit ihren uralten Standarten auf. Sie wurden aus der Luft von Schwadronen schwarzer Himmelslöwen, jeder sechs Meter lang und bewaffnet mit Feuer, Gasstrahlenrohren und schreckenerregenden Geräuschen, geschützt. (S. 110f)

Die Ritter werden geschlagen, das Volk flieht aus der Stadt, nur der König bleibt zurück.

Auch der König fällt schließlich, und Rhialto stellt mit Hilfe des Pleurmalion fest, dass sich das Perciplex unter den Flüchtenden befindet – allerdings kann Rhialto, der sich mit seinen Stiefeln in sicherer Höhe bewegt, in dem Trubel am Boden nicht ausmachen, welches Individuum im Besitz des blauen Kristalls ist.

Rhialto übernachtet in einer Herberge und findet am nächsten Tag die Geflüchteten in der heiligen Stadt Luid Shug wieder, in der sich nun das Perciplex befinden muss.

Luid Shug had been ordained a holy place during an early era of the aeon by the legendary Goulkoud the God-friend. Coming upon the crater of a small dead volcano, Goulkoud had been seized by twenty paroxysms of enlightenment, during which he stipulated the form and placement of twenty temples in symmetry around the central volcanic neck. Prebendary structures, baths, fountains and hostels for pilgrims occupied the floor of the crater; a narrow boulevard encircled the rim. Around the outside periphery stood twenty enormous god-effigies in twenty niches cut into the crater walls, each corresponding to one of the temples within the city.

Luid Shug wurde während einer frühen Ära des Äons durch den legendären Goulkoud den Gottfreund zum heiligen Ort ordiniert. Als er den Krater eines kleinen, erloschenen Vulkans erreichte, wurde er von zwanzig Paroxysmen der Einsicht ergriffen, während derer er die Form und die Örtlichkeit von zwanzig

Tempeln, symmetrisch um den zentralen Vulkankegel angeordnet, ausmachte. Stiftgebäude, Bäder, Springbrunnen und Herbergen für Rlger nahmen den Boden des Kraters ein; ein schmaler Boulevard umrundete den Rand. Um die Peripherie herum standen zwanzig ungeheuer große Gottesbildnisse in zwanzig Nischen, die in die Kraterwälle geschnitten waren; jedes entsprach einem Tempel in der Stadt. (S. 112f)

Ein Priester verkündet in Liud Shug, dass die Welt für hundert Jahrhunderte in einem traurigen Zustand verweilen würde. Einer genau festgelegten Anzahl von Jungfrauen und Rittern würde es gestattet, die Zeit des Elends schlafend zu überbrücken, bis das Zeitalter des Age of Glory und des Kingdom of Light angebrochen sei. Die Auswahl der Schläfer dauert die ganze Nacht; am nächsten Morgen wird Rhialto der Eintritt in die Stadt verwehrt.

The dark blue sky-spot now hung over Luid Shug. Rhialto, descending to the ground, approached a postern beside

the west gate. He was denied admittance. A voice from the shadows said: „Go your way, stranger; a hundred centuries will pass before Luid Shug again opens its gates. The Spell of Distended Time is on us; go, therefore, and do not bother to look back, since you will see only dreaming gods.”

Der dunkelblaue Himmelstropfen hing nun über Luid Shug. Rhialto, der auf den Boden hinabstieg, näherte sich einem Posten neben dem Westtor. Ihm wurde der Einlaß verweigert. Eine Stimme aus dem Schatten sagte. „Geht Eurer Wege, Fremder; ein Jahrhundert wird vergehen, ehe Luid Shug wieder seine Tore öffnet. Der *Zauber der Gedehten Zeit* liegt auf uns; daher geht und blickt nicht zurück, denn Ihr werdet nur träumende Götter sehen.“ (S. 115)

Das feindliche Heer belagert die Stadt, die sich jedoch mit einem mächtigen Zauber wehrt.

From the spiral voice-horns above the city came amplified words: „Warriors, turn away! Make no molestation upon us. Luid Shug is now lost to your control.”

Paying no heed, the commanders prepared to strike down the gates with blast-bolts. Five of the stone effigies moved in their niches and raised their arms. The air quivered; the war-wagons shriveled to small tumbles of char. The peevish veterans became like the husks of dead insects. The Joheim Valley was once again quiet.

Von den spiralförmigen Stimmhörnern über der Stadt kamen die verstärkten Worte: „Krieger, wendet euch ab! Belästigt uns nicht. Luid Shug ist nun eurer Kontrolle entzogen.“

Dessen ungeachtet, bereiteten die Kommandeure das Einrennen der Tore mit Stoßbolzen vor. Fünf der Steinbildnisse bewegten sich in ihren Nischen und erhöhten ihre Arme. Die Luft bebte; die Kriegswagen schrumpften zu kleinen Häufchen aus Holzkohle zusam-

men. Die verdrießlichen Veteranen wurden wie Hüllen toter Insekten. Das Joheimtal war wieder ruhig. (S. 116)

Rhialto befiehlt Osherl, ihm das Perciplex zu bringen, doch dieser sieht ebenso wie sein Meister keinen Weg, in die von zwanzig steinernen Göttern bewachte schlafende Stadt zu gelangen. So lässt sich Rhialto auf Osherls Vorschlag ein, die hundert Jahrhunderte zu überbrücken und gemeinsam in das Age of Glory voranzuschreiten.

Rhialto und Osherl kommen in einer schönen, unberührten Landschaft an, in der nur einige Ruinen von Liud Shug künden – selbst von den Göttern gibt es nur noch einige Fragmente. Offenbar ist das Goldene Zeitalter anders ausgegangen, als es sich die Weisen der Stadt vorgestellt hatten. Wirklich bedrückend ist allerdings, dass das Pleurmalion das Perciplex nicht anzeigt.

Die Beiden nähern sich einem schmutzigen Dorf und werden in unfreundlicher Absicht empfangen, was Rhialto jedoch mittels Magie abwehrt und was wiederum eine Beschwerde des Dorfmetzgers Doulka hervorruft.

Rhialto looked around the group and spoke to a flat-faced woman: „Who is the chieftain of this repulsive group?”

The woman pointed. „There is Doulka who is butcher and trundleman. We need no chieftain; such folk eat more than their share.”

A big-bellied old man with gray wattles sidled a few steps forward. He spoke in a wheedling nasal voice: „Must your disgust be so blatant? True: we are anthropophages. True: we put strangers to succulent use. Is this truly good cause for hostility? The world is as it is and each of us must hope in some fashion to be of service to his fellows, even if only in the form of a soup.”

Rhialto überblickte die Gruppe und sprach zu einer flachgesichtigen Frau: „Wer ist der Häuptling dieser widerwärtigen Gruppe?”

Die Faru deutete. „Dort ist Doulka, er ist Schlächter und Rollmann. Wir brauchen keinen Häuptling: Solche Leute essen mehr als ihren Anteil.“

Ein dickbäuchiger alter Mann mit grauen Hautlappen trat einige Schritte nach vorn. Er sprach mit schwatzhafter, nasaler Stimme: „Müßt Ihr Euren Ekel so herausschreien? Richtig: Wir sind Anthropophagen. Richtig: Wir bereiten Fremde saftig zu. Ist das ein Grund zur Feindseligkeit? Die Welt ist, wie sie ist, und jeder von uns muß hoffen in irgendeiner Weise seinen Kameraden zu dienen, wenn auch nur in Form einer Suppe.“ (S. 121)

Während Doulka the Trundleman die traurige Geschichte von Liud Shug erzählt, bewegt er seine Finger in webender Form, was bei Rhialto eine angenehme Müdigkeit hervorruft. Immerhin bemerkt Rhialto noch, dass hier etwas Ungewöhnliches geschieht, und befragt Osherl, der ihm erklärt, dass Doulka über vier Sandestins niedriger Ordnung befiehlt und den übrigen Dorfbewohnern befohlen hat, ein Fest vorzubereiten, bei dem ganz offensichtlich Rhialto als Hauptspeise dienen soll.

Rhialto told Osherl: „Order the madlings to pull Doulka’s nose out to a length of two feet, to impose an ulcerous cyst at the tip, and also a large painful carbuncle on each buttock.”

„As you wish.”

The work was done to his satisfaction. „Now,” he told Osherl, „and this should go without saying, order the madlings to desist from all further nuisances upon my person.”

„Yes, true. We would not want Doulka to retaliate in kind.”

„Then you will accord the madlings their freedom, and send them on their way, with instructions never again to serve Doulka.”

„A generous thought!” declared Osherl. „Does the same instruction apply to me?”

Rhialto sagte zu Osherl: „Ordne den Irrlingen an, sie sollen Doulkas Nase auf die Länge von einem halben Meter ziehen, eine eitrige Zyste auf der Spitze und gleichfalls einen schmerzvollen

Karbunkel auf jeder Hinterbacke wachsen lassen.“

„Wie Ihr wünscht.“

Die Arbeit wurde zu seiner Zufriedenheit erledigt. „Jetzt,“ sagte er zu Osherl, „– und das sollte eigentlich selbstverständlich sein – befiehl den Irrlingen, von allem weiteren Unfug hinsichtlich meiner Person abzulassen.“

„Ja, das ist wahr. Wir wünschen nicht, daß Doulka sich an uns in gleicher Weise rächt.“

„Dann gewähre den Irrlingen ihre Freiheit und sende sie auf ihren Weg, mit der Anweisung Doulka nie mehr zu dienen.“

„Ein großartiger Gedanke!“ versicherte Osherl. „Gelten dieselben Anweisungen auch für mich?“ (S. 123)

Rhialto befiehlt Osherl, die vier Sandestins freizusetzen; Osherls Frage, ob die Befreiung für ihn selbst auch gelten würde, muss Rhialto allerdings verneinen.

Von dem nunmehr kooperationsbereiten, wenn auch durch Osherls Zauber etwas entstellten Doulka erfährt Rhialto, dass die

Dorfbewohner fast alle Alabastereier von Liud Shug geöffnet und den Inhalt, Ritter wie Maiden, verspeist haben, so dass nur noch ein einziges Ei übrig ist. Außerdem habe man sich aller Schätze der Stadt bemächtigt, ausgenommen die Objekte in blauer Farbe, welche als böses Omen gilt; man habe sie an die Schwänze von wilden Tieren gebunden und diese laufen lassen.

Daraufhin steigt Rhialto in die Luft und kann tatsächlich in der Ferne das Himmelszeichen des Perciplex entdecken. Er eilt zu dem Ort, lässt sich auf den Boden hinab, kann aber das begehrte Objekt nicht finden. Osherl erklärt ihm, dass Sarsem auf Hache-Moncours Anweisung hin das Pleurmation so ungenau kalibriert hat, dass es Rhialto nie gelingen wird, das Perciplex zu finden.

Vom Dorf her ist Geschrei zu hören, das Osherl dadurch erklärt, dass sich das letzte Ei geöffnet hat.

„It seems a harmless jollity; they are merely preparing a feast.”

Rhialto looked up alertly. „A feast? Of what sort?”

„The last of the Paragons: a maiden who has only just emerged from the alabaster egg. After ingestion is under way, the noise no doubt will abate.”

„Es scheint eine harmlose Freude zu herrschen; sie bereiten lediglich ein Fest vor.“

Rhialto sah alarmiert auf. „Ein Fest? Welcher Art?“

„Die letzte der Paragonen: eine Maid, die gerade erst aus dem Alabasterei geschlüpft ist. Ist erst die Verdauung im Gange, ebbt der Lärm ohne Zweifel ab.“
(S. 126)

Dem Ei ist eine Maid entstiegen, welche die Dorfbewohner nun zu verspeisen gedenken, vermeldet Osherl, woraufhin Rhialto sogleich zum Dorf eilt.

In a pen to the side stood the last of the Paragons: a maiden whom a butcher might classify in the ‘slightly smaller than medium’ range, of ‘choice quality’, ‘tender if lacking in excessive fat’. Her garments had disintegrated during her

long sleep; she wore nothing but a necklace of copper and turquoise. Haggard with fear she looked through the bars of the pen as a pair of hulking apprentice butchers arranged a work table and began to sharpen their implements.

In einer Hürde an der Seite stand die letzte der Paragonen: eine Maid, die ein Schlächter wohl als ‚etwas magerer als der Durchschnitt‘, von ausgesuchter Qualität ^ ‚zart, wenn nicht mehr Fett als gewöhnlich vorhanden ist‘ klassifiziert hätte. Ihre Bekleidung hatte sich während ihres langen Schlafes aufgelöst. Sie trug nichts als eine mit Türkisen besetzte, kupferne Halskette. Ängstlich verstört beobachtete sie durch die Barren der Hürde, wie ein Paar hochgewachsener Schlächterlehrlinge den Werk Tisch herrichteten und anfangen ihr Gerät zu schärfen. (S. 126f)

Osherl muss auf Rhialtos Anweisung hin die nackte Maid sowohl befreien als auch bekleiden sowie die Dorfbewohner durch

die Erscheinung von vier wilden Goblins vertreiben.

Rhialto klärt die Maid über die gegenwärtigen Verhältnisse auf und hilft ihr über die Trauer mit einem besänftigenden Trank hinweg.

Osherl looked on with cynicism.
„Rhialto, you are a curious creature, one of an obstinate and enigmatic race.”

„How so?”

„Poor Doulka is desolate; his folk creep through the forest, afraid to go home for fear of goblins; meanwhile you console and flatter this mindless female.”

Rhialto responded with quiet dignity:
„I am motivated by gallantry, which is a sentiment beyond your understanding.”

„Bah!” said Osherl. „You are as vain as a jay-cock and already you are planning fine postures to strike in front of this pubescent little creature, with whom you will presently attempt a set of amorous pastimes. Meanwhile Doulka goes hungry and my indenture is as irksome as ever.”

Osherl sah zynisch auf. „Rhialto, Ihr seid ein kurioses Geschöpf, eines einer eigensinnigen und rätselhaften Rasse.“

„Wie das?“

„Der arme Doulka ist desolat; seine Leute schleichen durch den Wald, aus Furcht vor den Kobolden zu ängstlich nach Hause zu kommen. Währenddessen tröstet und umschmeichelt Ihr dieses unachtsame Weib.“

Rhialto erwiderte mit ruhiger Würde: „Ich bin durch Galanterie motiviert, welches eine Empfindung jenseits deines Verständnisses ist.“

„Pah!“ sagte Osherl. „Ihr seid ebenso eitel wie ein Eichelhäher und plant feine Haltungen vor ihr, um die pubertierende kleine Kreatur zu umgarnen, damit Ihr einen amurösen Zeitvertreib mit ihr versuchen könnt. Inzwischen bekommt Doulka Hunger und mein Kontrakt ist genauso lästig wie immer.“ (S. 128)

Shalukhe the Swimmer, wie das Mädchen heißt, wird von Osherl in Hinblick auf den Umgang mit Rhialto instruiert.

„[...] To deal with Rhialto the Marvelous, and here I allude to your host and the conservator of my indenture, you must fuel the fires of his bloated vanity. Exclaim upon his handsome countenance; feign awe at his wisdom; he will be putty in your hands.”

Rhialto said in a measured voice: „Osherl’s mood is often acerb; despite his sarcasm, I will be happy to earn your good opinion.”

Shalukhe the Swimmer could not restrain her amusement. „You have already gained it, Sir Rhialto! I am also grateful to Osherl for his assistance.”

„[...] Um mit Rhialto dem Wunderbaren zu verkehren, und hier spiele ich auf Euren Gastgeber und Konservator meiner Kontraktpunkte an, müßt Ihr die Feuer seiner aufgeblasenen Eitelkeit anheizen. Ereifert Euch, ob seines ansehnlichen Gesichts, heuchelt Ehrfurcht vor seiner Weisheit, und er wird Kitt in Euren Händen sein.“

Rhialto sagte in gemessenem Ton: „Osherls Stimmung ist oft herb. Trotz

seines Sarkasmus' werde ich glücklich sein, Eure gute Meinung zu erlangen.“

Shalukhe die Schwimmerin konnte ihr Amusement nicht unterdrücken. „Ihr habt sie bereits gewonnen, Herr Rhialto! Ich bin Osherl ebenfalls für seine Unterstützung dankbar.“ (S. 130)

Rhialto stellt Shalukhe als Aufsichtsperson für Osherl an; wenn er sich nicht fügen wolle, müsse sie nur „Indenture Points“ sagen.

Anschließend führt Rhialto seinen Plan zur Lokalisierung des Perciplex durch: Osherl soll mit dem Pleurmalion in den Himmel steigen und genau von dem Punkt aus, der das blaue Objekt anzeigt, eine Laterne an einem langen Seil herablassen. Aber das Vorhaben scheitert daran, dass der Himmelspunkt nicht mehr zu sehen ist.

Für Rhialto steht fest, dass sich Osherl im Himmel mit Sarsem getroffen und das Pleurmalion gegen ein ähnliches, aber wertloses Objekt ausgetauscht hat. Als Gegenmaßnahme bestraft er Osherl wegen Verrats mit drei Indenture Points.

Osherl muss Sarsem herbeiholen, welcher angibt, das Perciplex nicht berührt zu haben. Er folge jedoch den Anweisungen Hache-Moncours, der behauptet habe, der neue Präzeptor zu sein. Rhialto bestraft ihn darauf ebenfalls mit drei Indenture Points.

Rhialto befiehlt Sarsem, das Perciplex zu holen, doch dieser weigert sich anfangs.

„Sarsem, listen carefully! Osherl, you must be my witness! I hesitate to call out that Great Name on such small affairs, but I am becoming ever more annoyed by your tricks. If you interfere once again in my recovery of the Perciplex, I will call upon —”

Both Osherl and Sarsem set up a fearful outcry. „Do not so much as mention the Name; he might hear!”

„Sarsem, is my meaning clear?”

„Most clear,” muttered the youth.

„Sarsem, höre gut zu! Osherl, du wirst mein Zeuge sein! Noch zögere ich den Großen Namen, ob solcher kleinen Affären, zu nennen, aber ich werde eurer Tricks wegen immer ärgerlicher. Falls

ihr euch noch einmal in mein Streben zur Wiederauffindung des Perciplex' einmischt, werde ich folgenden Namen anrufen: ...“

Beide, Osherl und Sarsem, erhoben einen furchtsamen Aufschrei. „Erwähnt den Namen bloß nicht; er könnte es hören!“

„Sarsem, habe ich mich klar genug ausgedrückt?“

„Ganz klar,“ murmelte der Jüngling.
(S. 135)

Zum Zweck der Suche muss Osherl sämtliche Bogadils, Ursial Lopers, Manks und Flantics des Waldes herbeirufen. In einer anspornenden Rede verspricht Rhialto den versammelten Kreaturen sowohl erhebliche Belohnungen als auch immer schneller aufeinanderfolgende sowie von mal zu mal intensiver schmerzende Sinneseindrücke.

Die Kreaturen bringen die verschiedensten blauen Objekte, wofür sie sogar belohnt werden, jedoch nicht das Perciplex. Osherl weist schließlich Rhialto darauf hin, dass das Objekt von einem Flantic gefunden

wurde, dass diesem aber offenbar von anderer Seite eine bessere Gratifikation winkt.

Rhialto schwingt sich mit seinen magischen Stiefeln in die Luft und eilt dem fliegenden Flantic hinterher. Das Untier greift jedoch Rhialto an, der sein Leben nur mit einem massiven Zauber retten kann.

He managed to scream a spell of effectiveness and threw a handful of Blue Havoc towards the swooping hulk, and the dazzling slivers penetrated the torso and slashed holes in the wings. The flantic threw back its head and vented a scream of fear and agony. „Manling, you have killed me; you have taken my one precious life, and I have no other! I curse you and I take your blue crystal with me where you can never recover it: to the Kingdom of Death!”

The flantic became a limp tangle of arms, wings, torso and long awkward neck, and toppled into the sea, where it sank quickly from sight.

Er schaffte es, einen Zauber der Wirksamkeit hinauszuschreien und warf eine Handvoll Blaue Verwüstung in Richtung der herabstoßenden Masse. Die blendenden Splitter durchdrangen den Torso und rissen Löcher in die Schwingen.

Der Flantiek warf seinen Kopf zurück und stieß einen Schrei der Angst und Agonie aus. „Menschling, du hast mich getötet. Du hast mein einziges kostbares Leben genommen und ich habe kein anderes! Ich verfluche dich und nehme deinen blauen Kristall mit mir dorthin, wo du ihn niemals wiedererlangen kannst: in das Königreich des Todes!“

Der Flantiek wurde zu einem schlaffen Gewirr aus Armen, Schwingen, Torso, langem plumpen Hals und stürzte in die See, wo er schnell außer Sicht verschwand. (S. 139f)

Der Flantic versinkt samt dem Perciplex in der Santune Sea. Rhialto befiehlt Osherl, nach dem Objekt zu tauchen, doch es ist im tiefen Schlamm nicht zu entdecken.

Während Osherl in Gestalt einer Boje den Ort markiert, an dem das Perciplex versunken ist, holt Rhialto Shalukhe the Swimmer herbei, die sich darüber beklagt, dass sich ihr Retter nicht als ihren Untertan betrachten will. Nun soll Osherl die Beiden ins 17. Aeon versetzen, wo das Meer bekanntermaßen ausgetrocknet ist; der Sandestin darf sich über all die Zeit nicht von der Stelle rühren, sondern soll unentwegt den Ort des Perciplex' markieren.

Im 17. Aeon hat es sich Osherl in einer heruntergekommenen Hütte gemütlich gemacht, während die Lage des in unbekannter Tiefe liegenden Perciplex' von einem eisernen Pfosten markiert wird. Rhialto befiehlt Osherl, sofort mit den Grabungen zu beginnen, doch der Sandestine gibt zu bedenken, dass zuerst die Erlaubnis des Grundbesitzers eingeholt werden muss.

„First things first! This acreage is owned by a certain Um-Foad, resident at the village Az-Khaf, which you see yonder. He must be consulted before a single shovelful of dirt is turned. I suggest that you visit him at his home and

make the arrangements. But first! Dress in garments like my own, to avoid ridicule.”

„Zu allererst dies! Dieses Areal wird von einem gewissen Um-Foad, ansässig in dem Dorfe Az-Khaf, welches Ihr dort drüben seht, beansprucht. Mit ihm ist Rücksprache zu halten, noch bevor eine einzige Schaufel voll Erde gewendet wird. Ich schlage vor, Ihr sucht ihn in seinem Haus auf und trifft die notwendigen Übereinkünfte. Doch zuerst! Um Spott zu vermeiden, kleidet Euch in eine Garaderobe in Art der meinen.“ (S. 146)

Nach zähen Verhandlungen bringen der Grundeigentümer Um-Foad und sein Bruder Um-Zuic eine Gruppe von Arbeitern herbei, um das Loch zum Perciplex zu graben. Dabei verschleiert Rhialto die wahre Eigenschaft des gesuchten Objekts, da er jeden Fund, den er begehrt, dem Eigentümer zu hohen Preisen abkaufen muss.

Rhialto looked around to where a tall handsome man with chestnut curls and

graceful mannerisms stood casually inspecting the excavation. Rhialto said shortly: „I know the gentleman slightly; he has probably come to pay his respects. Hache-Moncour! Are you not far from your usual haunts?”

Rhialto wandte sich dorthin, wo ein hochgewachsener, ansehnlicher Mann mit rötlichbraunen Locken und anmutigen Manieren lässig stand und die Ausgrabung verfolgte. Rhialto sagte kurz: „Ich kenne den Herrn oberflächlich; möglicherweise ist er gekommen, um seine Referenz zu erweisen. Hache-Moncour! Seid Ihr nicht weit entfernt von Eurem üblichen Aufenthaltsort?“ (S. 151)

Die Angelegenheit wird noch weitaus komplizierter, als Hache-Moncour auftaucht, der von Sarsem über die Grabungsarbeiten unterrichtet worden ist. Hache-Moncour bleibt nicht, aber eine nahezu unsichtbare Beobachtungsblase schwebt über dem Loch.

Am nächsten Tag wird Rhialto informiert, dass ein alter, angeblich tauber Mann namens Yaa-Yimpe das Perciplex gefunden hat. Und tatsächlich, Yaa-Yimpe trägt das Objekt als Talisman um seinen Hals und macht damit wilde Sprünge. Bevor jedoch Rhialto das Perciplex erwerben kann, taucht Hache-Moncour auf.

Rhialto spoke politely: „I am happy to find that your sufferings have been eased.”

„True! Notice the lightning-ice! You may now give me the twenty gold zikkos.”

Rhialto held out his hand. „Immediately, but let me inspect the prism!”

Hache-Moncour jumped forward from the side. „One moment! It is more appropriate that I take custody of this object! Here, sir! Your twenty gold zikkos!” Hache-Moncour flung the coins into Yaa-Yimpe’s ready hand, snatched the Perciplex and strode to the side.

Rhialto made a convulsive motion forward but Hache-Moncour cried out: „Stand back, Rhialto! I must study the

authenticity of this object!" He held the prism up to the light. „As I expected: a shameless hoax! Rhialto, we have been misled!" Hache-Moncour flung the prism to the ground, pointed his finger; the object broke into a hundred goutts of blue fire and was gone.

Rhialto stared numbly at the scorched ground. Hache-Moncour spoke in a kindly voice: „Seek elsewhere, Rhialto, if you are so minded; your work is truly useful! If you discover another arrant forgery, or even if you suspect as much, call on me again for advice. I bid you good-day." Hache-Moncour was gone as quickly as he had come, leaving Yaa-Yimpe and his guests staring open-mouthed.

Rhialto sprach höflich: „Ich bin froh, daß sich eure Leiden gebessert haben.“

„Wahrlich! Beachtet das Blitz-Eis! Ihr dürft mir nun die zwanzig Goldzikkos geben.“

Rhialto hielt seine Hand auf. „Sofort, aber laßt mich zuerst das Prisma begutachten!“

Hache-Moncour sprang von der Seite her nach vorn. „Einen Moment! Es ist passender, daß ich dieses Objekt in Verwahrung nehme! Hier, Herr! Eure zwanzig Goldzikkos!“ Hache-Moncour warf die Münzen in Yaa- Yimpes bereitwillige Hände, schnappte sich das Perciplex und schritt zur Seite.

Rhialto vollführte eine zuckende Bewegung nach vorn, aber Hache-Moncour schrie aus: „Zurück, Rhialto! Ich muß die Echtheit dieses Objekts prüfen!“ Er hielt das Prisma in das Licht. „Wie ich erwartete: eine unverschämte Fälschung! Rhialto, uns wurde übel mitgespielt!“ Hache-Moncour warf das Prisma zu Boden, deutete mit dem Finger, das Objekt zerbrach in hundert Tropfen aus blauem Feuer und war verschwunden.

Rhialto starrte Betroffen auf den verbrannten Boden. Hache-Moncour sprach mit freundlicher Stimme: „Sucht anderswo, Rhialto, wenn Ihr so gewillt seid; Eure Arbeit ist wahrhaftig nützlich! Falls Ihr erneut eine in Umlauf befindliche Fälschung entdeckt oder wenn

Ihr auch nur vermutet, daß eine solche vorliegt, ruft mich nur wieder um Rat. Ich entbiete Euch einen guten Tag.“

Hache-Moncour war so schnell gegangen, wie er erschienen war, Yaa-Yimpe und seine Gäste mit offenen Mündern starrend zurücklassend. (S. 156)

Hache-Moncour nimmt eilends das Perciplex an sich, behauptet, es wäre eine Fälschung, zerstört es und verschwindet.

Osherl wird durch Drohungen gezwungen, zuzugeben, dass das wahre Perciplex bereits früher gefunden wurde und sich jetzt im Besitz von Sarsem befindet.

Rhialto, Osherl und Shalukhe kehren in die Gegenwart von Boumergarth zurück, wo sich alsbald alle Magier versammeln, ausgenommen Rhialto selbst.

Ildefonse der Präzeptor erklärt, dass er Boumergarth magisch abgeschirmt habe, so niemand herein oder hinaus könne. Er betont, dass die Beschädigung des Monstraments, wegen der Rhialto Klage erhoben habe, ein schweres Verbrechen darstelle. Hache-Moncour und die übrigen Beklagten hätten Gegenklage erhoben, weil Rhialto

sich eines beschädigten Monstraments bediene, was ebenfalls höchst strafwürdig sei.

Auf Nachfrage von Ildefonse geben die Magier an, ihre eigenen Monstraments nicht konsultiert zu haben. Ildefonse wiederum erklärt, dass seine Erinnerung an die relevanten Passagen sowohl mit dem beschädigten Monstrament Rhialtos als auch mit seinem eigenen Exemplar, jedoch nicht mit denen der Blue Principles in Fader's Waft übereinstimmen.

Daraufhin fliegt die ganze Versammlung erneut nach Fader's Waft. Dort befiehlt Ildefonse dem Wächter Sarsem, das offenbar wieder restituierte wahre Perciplex zu veranlassen, die Blue Principles zu projizieren.

Hurtiancz muss die relevante Stelle vorlesen.

Tonelessly Hurtiancz read: „Any person who knowingly and purposefully alters, mutilates, destroys or secretes the Blue Principles or any copy thereof is guilty of a crime, and likewise in equal measure his conspirators, punishable by the measures described in Schedule D. If said acts are committed in the progress

of an unlawful act, or for unlawful purposes, the penalties shall be those described in Schedule G.”

Tonlos las Hurtiancz: „Jede Person, die wissentlich und zweckgerichtet die Blauen Prinzipien oder eine Abschrift derselben verändert, verstümmelt, zerstört oder verbirgt, ist des Verbrechens schuldig, in gleicher Weise die Helfeshelfer. Die Strafe und deren Ausmaß ist beschrieben in Verzeichnis D. Falls besagte Taten einhergingen mit ungesetzlichen Handlungen oder ungesetzliche Handlungen bezweckten, sind die Bestrafungen jene, die Verzeichnis G beschrieben sind.“ (S. 166)

Eine Veränderung der Blue Principles muss strengstens bestraft werden, lautet die Passage.

Daraufhin fliegen die Zauberer wieder nach Boumergarth zurück, wo sich überraschenderweise auch Rhialto aufhält, der sich, ganz in Schwarz gekleidet, im Schatten verborgen hatte.

Ildefonse said: „The persons present are divided into two categories: Rhialto, the plaintiff, and the defendants who number all the rest of us. In such a case we can only go for guidance to the Blue, and there can be no question as to the findings. Rhialto, as Preceptor, I declare that you have fairly proved your case. I declare that you are entitled to recover your sequestered goods and a stipulated penalty.”

Ildefonse sagte: „Die hier anwesenden Personen sind in zwei Kategorien gespalten: Rhialto, der Kläger, und die Verteidiger, die sich aus dem Rest von uns zusammensetzen. In einem solchen Fall können wir lediglich das Blau um Anleitung angehen und dort kann es keinen Zweifel an dem Befund geben. Rhialto, als Präzeptor erkläre ich, daß Ihr Euren Fall völlig nachgewiesen habt. Ich verkünde, daß Ihr berechtigt seid, Eure beschlagnahmten Güter wieder einzutreiben und eine Strafe auszubezugen.“ (S. 168)

Ildefonse entscheidet den Fall zugunsten von Rhialto und verlangt die Rückgabe der beschlagnahmten Güter.

Rhialto came forward to lounge against the lectern. „I have won a sad and profitless victory, against persons whom I deemed my lesser or greater friends.”

Rhialto looked around the room. Few returned his gaze. In a flat voice Rhialto continued: „The victory has not been easy. I have known toil, fear, and disappointment. Nevertheless, I do not intend to grind home my advantage. I make the same demand upon each of you, save in one case only: return all my sequestered property to Falu, with the addition of a single IOUN stone from each as penalty.”

Rhialto kam nach vorn, um sich an das Pult zu lehnen. „Ich habe einen traurigen und nutzlosen Sieg errungen, wider Personen, die ich mehr oder weniger für meine Freunde gehalten habe.“

Rhialto sah sich im Raum um. Nur wenige erwiderten seinen Blick. Ich habe Plackerei, Furcht und Enttäuschung erlebt. Nichtsdestoweniger beabsichtige ich nicht, meine Vorteile auszunutzen. Ich verlange von euch allen dasselbe, bis auf eine Ausnahme: Gebt alle beschlagnahmten Besitztümer nach Falu heraus, zusätzlich legt jeder einen IOUN Stein als Strafe hinzu.“ (S. 168)

Rhialto äußert seine Trauer darüber, dass er von vermeintlichen Freunden übervorteilt wurde, und begnügt sich mit einer geringen Strafgebühr, wofür ihm die meisten Zauberer überaus dankbar sind.

Nur mit Hache-Moncour wird strenger verfahren: Er muss seine gesamte Zauberfähigkeit verlieren.

„Hache-Moncour must lose all his magic, and all his capacity for magic. This effect was worked upon him by Ildefonse as I spoke to you. The Hache-Moncour you see yonder is not the same man who stood here an hour ago, and even now Ildefonse is calling his

servants. They will take him down to the local tannery, where he will be afforded suitable employment.

„As for me, tomorrow I return to Falu, where my life will continue more or less as before, or so I hope.“

„[...] Hache-Moncour muß alle Magie verlieren und alle Fähigkeiten zur Magie. Diese Wirkung wurde von Ildefonse auf ihn ausgeübt, während ich zu euch sprach. Der Hache-Moncour, den ihr dort drüben seht, ist nicht mehr der Mann, der noch vor einer Stunde hier stand. Gerade in diesem Augenblick ruft Ildefonse seine Diener. Sie werden ihn zur örtlichen Gerberei bringen, wo er eine angemessene Arbeit leisten wird. Was mich selbst angeht – ich werde morgen nach Falu zurückkehren, wo mein Leben mehr oder weniger wie zuvor sein wird, so hoffe ich wenigstens.“
(S. 169)

Rhialto kehrt heim nach Falu und könnte mit dem Verlauf der Ereignisse vollauf zufrieden sein, wären da nicht die Klagen von

Shaluke, sie sei einst so hochbewundert gewesen, und jetzt würde sich niemand um sie scheren.

„At the Court of the East-Rising Moon I was Paragon, the Best of the Best! Gentlemen of rank came eagerly to touch my hand; when I passed, my perfume evoked sighs of wistful passion and sometimes, after I passed, I heard muffled exclamations, which I took to signify admiration. Here I am shunned as if I were the Worst of the Worst; no one cares whether I leave a perfume in my wake or the odor of a pig-sty. I have become gloomy and full of doubts. Am I so bland, dull and tiresome that I instill apathy everywhere I go?”

Rhialto leaned back in his seat and stared towards the sky. „Absurdity! Mirage! Dream-madness!”

Shalukhe smiled a tremulous bitter-sweet smile. „If you had treated me shamefully, and ravished me to your desires, at least I would have been left with my pride. Your courteous detachment leaves me with nothing.”

„Am Hofe des Östlich Aufgehenden Mondes war ich Paragone, die Beste der Besten! Herren von Rang kamen, begierig meine Hand zu berühren; Wenn ich vorbeikam, beschwor mein Parfüm Seufzer sehnsüchtiger Leidenschaft und manches Mal nachdem ich vorübergegangen war, vernahm ich gedämpfte Ausrufe, welche ich für Kundgebungen der Bewunderung hielt. Hier werde ich gemieden, als wäre ich die Schlechteste der Schlechten. Niemanden kümmert es, ob ich nun Parfümduft hinterlasse oder den Geruch eines Schweinestalls. Ich bin schwermütig geworden und voller Zweifel. Bin ich so sanft, träge und ermüdet, daß ich Gleichgültigkeit hinterlasse, wo ich auch gehe?“

Rhialto lehnte sich an seinem Platz zurück und starrte in den Himmel. „Absurd! Traum-Verrücktheit!“

Shalukhe lächelte ein bebedendes bitter-süßes Lächeln. „Wenn Ihr mir übel mitgespielt hättet und mich für Eure Wünsche mißbraucht hättet, würde mir wenigstens mein Stolz geblieben sein. Eure

distanzierte Höflichkeit läßt mir nichts.“ (S. 170f)

Selbst von Rhialto fühlt sich Shalukhe vernachlässigt, was dieser vehement abstreitet. Schließlich lässt sich die Maid von Rhialtos Beteuerungen erweichen.

Shalukhe the Swimmer at last smiled. „Rhialto, I will say this: were you Dulcelolo, or Zilifant, or Byzant, or any other than Rhialto, I would not be sitting here holding your hands so tightly in my own.”

Rhialto sighed in relief. He drew her close; their faces met. „Confusions and cross-purposes: they are now resolved; perhaps the Twenty-first Aeon now seems a less dismal time.”

Shalukhe looked sidelong towards the sun where it hung low over the River Ts. „To a certain extent. Still, what if the sun goes out even while we sit here: what then?”

Rhialto rose to his feet and pulled her up after him; he kissed the upturned

face. „Who knows? The sun may totter and lurch still another hundred years!”

The maiden sighed and pointed. „Ah! Notice how it blinks! It seems tired and troubled! But perhaps it will enjoy a restful night.”

Rhialto whispered a comment in her ear, to the effect that she should not expect the same. She gave his arm a tug, and the two, close together, walked slowly back to Falu.

Shalukhe die Schwimmerin lächelte schließlich. „Rhialto, ich sage nur dies: Wäret Ihr Dulce-Lolo oder Zilifant oder Byzant oder irgendwer anderes als Rhialto, würde ich nicht hier sitzen und Eure Hände so fest in meinen halten.“

Rhialto seufzte erleichtert auf. Er zog sie zu sich; ihre Gesichter berührten sich. „Verwirrungen und gegenläufige Absichten: sie sind nun beseitigt; vielleicht sieht nun das 21te Äon etwas weniger trübsinnig aus.“

Shalukhe blickte zur Seite, in Richtung der Sonne, die tief über dem Ts-Fluß hing. „Bis zu einem gewissen Grad.

Dennoch, was, wenn die Sonne gerade in diesem Augenblick, wo wir hier sitzen, erlischt: was dann?“

Rhialto erhob sich auf die Füße und zog sie mit sich; er küßte sie auf ihr hochblickendes Gesicht. „Wer weiß? Die Sonne mag noch einmal hundert Jahre wanken und torkeln!“

Die Maid seufzte und deutete. „Ah! Seht, wie sie blinkt! Sie sieht müde und gequält aus! Aber vielleicht erfreut sie sich einer geruhsamen Nacht.“

Rhialto wisperte einen Kommentar mit dem Inhalt, daß sie nicht dasselbe erwarten solle, in ihr Ohr. Sie zog an seinem Arm und die Beiden gingen langsam und nahe beieinander zurück nach Falu. (S. 171f)

Ende.

In *Rhialto the Marvellous* zeigt uns Jack Vance sein Können in allen Facetten: Die Novelle prunkt mit Beschreibungen von exotischen Landschaften, Gattungen, Sitten und Individuen, die in blumiger Sprache und ausgewählten Formulierungen beschrieben werden. Die Krönung sind dabei

Wortgefechte zwischen Personen unterschiedlicher Meinung – etwa zwischen A und B, ob es denn A gestattet sei, B unter Wahrung altehrwürdiger Zeremonien zu verspeisen –, wobei jede Partei die ausgefallensten Argumente und haarsträubensten Schlussfolgerungen benutzt, um ihrer Interpretation Gewicht zu verleihen. So führt uns Jack Vance von Land zu Land, Volk zu Volk und Epoche zu Epoche, um Staunen und Amüsement hervorzurufen.

Eine Handlung gibt es in diesem Panoptikum auch, und sogar eine äußerst vielfältige und wendungsreiche, die von der Struktur her einem amerikanischen Gerichtskrimi ähnelt, bei dem die gegnerischen Anwälte die abstrusesten Gesetzesinterpretationen vorbringen, um der anderen Partei eins auszuwischen.

Ganz ernst kann man die Bredouillen, in die unser Protagonist Rhialto the Marvelous gerät, allerdings nicht, das zeigt uns schon die augenzwinkernd ironische Sprache der Novelle. Überdies scheint sich die Hauptfigur in jeder Lage durch ihre Raffinesse, die der ihrer Kontrahenten nicht nachsteht, sowie der jederzeit frisch aus

dem Ärmel gezogenen Zaubermittel aus jeder misslichen Situation ohne übertriebene Mühe oder gar Verlust der Contenance befreien zu können.

Jack Vance

Rhialto
der
Wunderbare



Edition
Andreas Irle

***Vance, Jack: Morreion**

Jack Vance [John Holbrook Vance, 1916–2013]

Dying Earth 4: Morreion

(Morreion, 1973)

Andreas Irle (HC S. 173–232/DM xx)

Bergneustadt-Wiedenest 1996

Aus dem Amerikanischen von Andreas Irle

Genre: Science Fiction

The archveult Xexamedes, digging gentian roots in Were Wood, became warm with exertion. He doffed his cloak and returned to work, but the glint of blue scales was noticed by Herark the Harbinger and the diabolist Shrue. Approaching by stealth they leapt forth to confront the creature. Then, flinging a pair of nooses about the supple neck, they held him where he could do no mischief.

After great effort, a hundred threats and as many lunges, twists and charges on the part of Xexamedes, the magicians dragged him to the castle of Ilde-

fonse, where other magicians of the region gathered in high excitement.

Herark the Harbinger und dem Diabolisten Shrue ist es gelungen, den Archveult Xexamedes zu fangen und zu dem früheren Präzeptor Ildefonse zu bringen.

Ildefonse erklärt Xexamedes, dass er mit seiner Rückkehr zur Erde sein Leben verwirkt habe, aber Xexamedes entgegnet, er habe sich endgültig von Jangk verabschiedet und zum Menschentum bekannt.

Bevor Ildefonse über Xexamedes' Schicksal entscheidet, will er dessen IOUN-Steine konfiszieren. Xexamedes verrät, wo sie verborgen sind, und Ildefonse schickt eine Abordnung von sieben Magiern dorthin, welche die Steine tatsächlich zurückbringen. Daraufhin möchte Ildefonse die Lage der Quelle der Steine erfahren.

Xexamedes jerked his tall black plumes in surprise, either real or simulated. He was yet constrained by the two nooses. Haze of Wheary Water held one rope, Barbanikos the other, to ensure that Xexamedes could touch neither. Xex-

amedes inquired, „What of the indomitable Morreion? Did he not reveal his knowledge?”

Herark ruft in Erinnerung, dass die Archveults nach ihrer Niederlage die Quelle der Steine an Morreion verrieten, womit sie ihr Leben retten konnten. Allerdings war Morreion nie von seiner Expedition zurückgekehrt. Wenn nun Xexamedes den Weg zu den Steinen erneut beschreiben würde, könnte Gilgad die Reise wagen, schlägt Ildefonse vor, was den potentiellen Abenteurer offenbar wenig freut.

Ildefonse asked, „Why did he not return?”

„I cannot say. Does anyone else wish to learn the source of the stones? I will gladly demonstrate the procedure once again.”

For a moment no one spoke. Then Ildefonse suggested, „Gilgad, what of you? Xexamedes has made an interesting proposal.”

Gilgad licked his thin brown lips. „First, I wish a verbal description of the process.”

„By all means,” said Xexamedes. „Allow me to consult a document.” He stepped toward the sideboard, drawing Haze and Barbanikos together; then he leaped back. With the slack thus engendered he grasped Barbanikos and exuded a galvanic impulse. Sparks flew from Barbanikos’ ears; he jumped into the air and fell down in a faint. Xexamedes snatched the rope from Haze and before anyone could prevent him, he fled from the great hall.

Xexamedes gelingt jedoch die Flucht, bevor er die Quelle der Steine verraten muss.

Leaving the forest Xexamedes approached Rhialto’s manse and took cover beside the aviary. The bird-women set up an alarm and old Funk, Rhialto’s servitor, hobbled forth to investigate.

Gilgad now spied Xexamedes and exerted his Instantaneous Electric Effort

— a tremendous many-pronged dazzle which not only shivered Xexamedes but destroyed Rhialto's aviary, shattered his antique way-post and sent poor old Funk dancing across the sward on stilts of crackling blue light.

Ein Versuch, den neben Rhialtos Vogelhaus verborgenen Xexamedes zu fassen, endet in völliger Verwüstung.

Nach seiner Rückkehr findet Rhialto an seiner Haustür einen Zettel.

NOTHING THREATENS MORREION

Nichts bedroht Morreion, lautet die Aufschrift. Mit dieser tröstlichen Botschaft begibt sich Rhialto zu Ildefonse.

Ildefonse lived in a castle above the River Scaum: a vast and complex structure of a hundred turrets, balconies, elevated pavilions and pleasaunces. During the final ages of the 21st Aeon, when Ildefonse had served as preceptor, the castle had seethed with activity. Now only a single wing of this mon-

strous edifice was in use, with the rest abandoned to dust, owls and archaic ghosts.

Allem Anschein nach ist zu diesem Zeitpunkt das 21. Aeon bereits zu Ende gegangen, und das 22. hat begonnen.

In der großen Halle von Ildefonses Burg warten bereits vierzehn Magier.

Zilifant, Perdustin, Herark the Harbinger, Haze of Wheary Water, Ao of the Opals, Eshmiel, Kilgas, Byzant the Necrope, Gilgad, Vermouliau the Dreamwalker, Barbanikos, the diabolist Shruel, Mune the Mage, Hurtiancz.

Ildefonse erkundigt sich nach dem Fortgang der Reparaturarbeiten bei Rhialto Heim.

„[...] How goes the renewal of your way-post? The Minuscules carve with zest?”

„The work proceeds,” Rhialto replied. „Their tastes are by no means coarse. For this single week their steward has required two ounces of honey, a gill of

Misericord, a dram and a half of malt spirits, all in addition to biscuit, oil and a daily ration of my best thrush pâté.”

Ildefonse shook his head in disapproval. „They become ever more splendid, and who must pay the score? You and I. So the world goes.”

Rhialto verlangt Entschädigung für die von Gilgad angerichtete Zerstörung, stößt damit aber auf wenig Gegenliebe. Stattdessen sollen die Besitztümer von Xexamedes im Losverfahren verteilt werden.

Doch während des Verfahrens wird im Raum eine Präsenz bemerkt.

„Someone moves unseen!” cried Mune the Mage. „Ildefonse, guard the stones!”

Ildefonse peered here and there through the shadowy old hall. He made a secret signal and pointed to a far corner: „Ghost! Are you on hand?”

A soft sad whisper said, „I am here.”

„Respond: who walks unseen among us?”

„Stagnant eddies of the past. I see faces: the less-than-ghosts, the ghosts

of dead ghosts ... They glimmer and glimpse, they look and go."

„What of living things?"

„No harsh blood, no pulsing flesh, no strident hearts."

„Guard and watch."

Ildefonses Hausgeist kann jedoch nichts Außergewöhnliches feststellen.

Die Namen der Magier werden auf Plättchen geschrieben und in eine Urne gegeben. Eine Dienerin von Ildefonse soll den Gewinner sämtlicher IOUN-Steine daraus ziehen, als Rhialto den sorgfältig vorbereiteten Zauber der Temporal Stasis in Kraft setzt. Er blickt in die Urne und stellt zu seinem Erstaunen fest, dass alle Plättchen den Namen „Ildefonse“ tragen. Rhialto ersetzt „Ildefonse“ durch seinen Namen und hebt die Temporal Stasis auf. Die Ziehung geht weiter, und die Dienerin produziert ein Plättchen mit dem Namen „Gilgad“. Alle übrigen Plättchen sind korrekt mit den Namen der sechzehn Zauberer bezeichnet. Als Gilgad seinen Gewinn an sich nehmen will, muss er feststellen, dass die IOUN-

Steine durch wertlose Glaskugeln ersetzt sind.

Ildefonse befragt seinen Hausgeist – der einer Temporal Stasis nicht unterliegt –, was sich zugetragen hat.

„What occurred while we drew chips from the pot?”

„There was motion. Some moved, some stayed. When the chip at last was laid on the table, a strange shape passed into the room. It took the stones and was gone.”

„What manner of strange shape?”

„It wore a skin of blue scales; black plumes rose from its head, still it carried a soul of man.”

„Archveult!” muttered Hurtiancz. „I suspect Xexamedes!”

Kein anderer als Xexamedes, dem der Zauber des Instantaneous Electric Effort offenbar nichts anhaben konnte, hat die Steine an sich gebracht.

Während man sich um die weitere Verteilung von Xexamedes’ Schätzen streitet, erscheint ein weiterer Zettel.

Zilifant uttered a sudden startled cry. „Look!” He pointed to the great mantel-piece; here, camouflaged by the carving, hung a linden leaf. With trembling fingers Ildefonse plucked it down. Silver characters read:

MORREION LIVES A DREAM.

NOTHING IS IMMINENT!

Die Magier kommen zu dem Schluss, dass nicht etwa Morrein von nichts bedroht wird, sondern dass Morreion sehr wohl bedroht wird, und zwar vom Nichts.

Ein Blick in den Great Gloss hilft weiter.

Ildefonse selected a volume from a shelf, threw back the broad covers. „‘Nothing’. Various topical references ... a metaphysical description ... a place? *‘Nothing: the nonregion beyond the end of the cosmos.’*”

Hurtiancz suggested, „For good measure, why not consult the entry ‘Morreion’?”

Somewhat reluctantly Ildefonse found the reference. He read: „*‘Morreion: A legendary hero of the 21st Aeon, who van-*

quished the archveults and drove them, aghast, to Jangk. Thereupon they took him as far as the mind can reach, to the shining fields where they win their IOUN stones. His erstwhile comrades, who had vowed their protection, put him out of mind, and thereafter nought can be said.' A biased and inaccurate statement, but interesting nonetheless."

Laut dem Great Gloss ist das Nichts die Nichtexistenz jenseits des Kosmos. Und Morreion habe die Archveults besiegt, sei aber von diesen in die Region verbracht worden, wo die IOUN-Steine gewonnen werden. Der Rest ist undeutlich, scheint aber zu besagen, dass Morreion ganz und gar aus jeglicher Erinnerung ausgelöscht wurde.

Plötzlich übertreffen sich die Magier in ihrem Bestreben, Morreion zu suchen und zu retten, was insofern nicht überrascht, als sich der Gesuchte bei der Quelle der Steine aufhalten soll. Sie kommen daraufhin in Vermoulions Palast zusammen.

Vermoulian stimmt seine Gäste auf die zu erwartenden Gefahren ein und startet mit dem Palast in die Welten des Weltalls.

„Are all prepared for tedium, discomfort and danger? Such may well eventuate, and if any have doubts or if any pursue subsidiary goals, such as a search for IOUN stones, now is the time for these persons to return to their respective manses, castles, caves, and eyries. Are any so inclined? No? We depart.”

Vermoulian bowed to his now uneasy guests. He mounted to the control belvedere where he cast a spell of buoyancy upon the palace; it rose to drift on the morning breeze like a pinnacled cloud. Vermoulian consulted his Celestial Almanac and made note of certain symbols; these he inscribed upon the carnelian mandate-wheel, which he set into rotation; the signs were spun off into the interflux, to elucidate a route across the universe. Vermoulian fired a taper and held it to the speed-incense;

the palace departed; ancient Earth and the waning sun were left behind.

Während des Flugs macht Ildefonse seinem Kollegen Rhialto den Vorschlag, etwaige aufzufindende IOUN-Steine unter ihnen beiden aufzuteilen, was Rhialto unter der Voraussetzung, dass auch ihr Gastgeber Vermoulian einen kleinen Anteil erhält, billigt.

Mune raised a question regarding their destination. „The question of ultimates becomes important. How, Vermoulian, can you know that this precise direction will take us to Morreion?”

„A question well put,” said Vermoulian. „To respond, I must cite an intrinsic condition of the universe. We set forth in any direction which seems convenient; each leads to the same place: the end of the universe.”

Munes Frage, wie man denn Morreion zu finden gedenke, beantwortet Vermoulian dahingehend, dass jede beliebige Richtung zum Ende des Universums führe.

Es stellt sich dem aufmerksamen Beobachter nun die Frage, wieso die Magier so fatalistisch das Erlöschen der Sonne auf der Erde abwarten, wenn doch eine Übersiedlung auf einen anderen Planeten, wie fern er auch sein möge, so einfach ist.

Through clouds and constellations they moved, past bursting galaxies and meandering star-streams; through a region where the stars showed a peculiar soft violet and hung in clouds of pale green gas; across a desolation where nothing whatever was seen save a few far luminous clouds. Then presently they came to a new region, where blazing white giants seemed to control whirlpools of pink, blue and white gas, and the magicians lined the balustrade looking out at the spectacle.

At last the stars thinned; the great star-streams were lost in the distance. Space seemed darker and heavier, and finally there came a time when all the stars were behind and nothing lay ahead but darkness. Vermoulian made a grave announcement. „We are now

close to the end of the universe! We must go with care. 'Nothing' lies ahead."

Schließlich verlässt der Palast das materiebefüllte Universum und steht vor dem Nichts.

„'Nothing' is not yet visible," remarked Ao of the Opals.

„Look more closely!" said Vermoulian. „Do you see that dark wall? That is 'Nothing'."

„Again," said Perdustin, „the question arises: where is Morreion? Back at Ildefonse's castle, when we formed conjectures, the end of the universe seemed a definite spot. Now that we are here, we find a considerable latitude of choice."

Das Nichts erweist sich als größer als erwartet, was die Suche nach Morreion beträchtlich erschwert. Allerdings kommt nun ein einsamer Stern mit einem einsamen Planeten in Sicht, auf dem man den Verschollenen vermuten kann.

Der Planet macht nicht den Eindruck, bewohnt zu sein.

The world gradually expanded, to show a landscape dreary and worn. A few decayed hills rose from the plains; as many ponds gleamed sullenly in the sunlight. The only other features of note were the ruins of once-extensive cities; a very few buildings had defied the ravages of time sufficiently to display a squat and distorted architecture.

Der Palast landet, und die Magier schwärmen aus, Morrein zu suchen. Vorerst sieht man allerdings nur Cairns, Türme aus lose aufeinandergelegten Steinen, die Wege zu markieren scheinen.

Hurtiancz will ein Objekt von Bedeutung entdeckt zu haben.

The group entered a cranny through the ruins, which opened into a large chamber, protected from sifting sand by massive blocks of rock. Light filtered through various chinks and apertures; down the middle ran a line of six long

slabs. At the far end sat Hurtiancz, watching the entry of the magicians with an imperturbable gaze. On the slab in front of him stood a globe of dark brown glass, or glazed stone. A rack behind him held other similar bottles.

„It appears,” said Ildefonse, „that Hurtiancz has stumbled upon the site of the ancient tavern.”

Hurtiancz scheint die Überreste einer Taverne entdeckt und sich sogleich maßlos betrunken zu haben. Während es die übrigen Magier ihm gleich tun, entdeckt Rhialto Stufen, die in die Tiefe zu einer Krypta führen.

„It appears to be a crypt,” said Rhialto. „The walls are lined with niches, and each contains the veriest wraith of a dead corpse.”

„Indeed, indeed!” muttered Hurtiancz. He lifted the brown glass bottle and at once put it down.

„Perhaps we are mistaken in assuming this place a tavern,” Rhialto continued.

„The liquid in the bottles, rather than tippie, I believe to be embalming fluid.”

Was die Magier für ein alkoholisches Getränk gehalten haben, ist nach Meinung von Rhialto eine Einbalsamierungsflüssigkeit. Doch man achtet nicht auf seine Einwände, sondern beginnt sich unter dem Einfluss des Getränks über Nichtigkeiten zu zanken und auf kindische Weise Zauberfähigkeiten zu demonstrieren.

Aufgestört durch den Tumult, taucht ein Mann auf.

The man stood in the doorway. He was impressively tall. A long white beard hung down his chest; white hair covered his ears; his eyes glittered black. He wore an elegant caftan woven in patterns of dark red, brown, black and blue. Now he stepped forward, and it could be seen that he trailed a cloud of glowing objects. Gilgad, who had returned from the plaza, instantly set up a shout: „The IOUN stones!”

The man came forward. His face showed an expression of calm inquiry.

Ildefonse muttered, „It is Morreion! Of this there can be no doubt. The stature, the stance — they are unmistakable!”

„It is Morreion,” Rhialto agreed. „But why is he so calm, as if each week he received visitors who took off his roof, as if ‘Nothing’ loomed over someone else?”

„His perceptions may have become somewhat dulled,” Herark suggested. „Notice: he evinces no signal of human recognition.”

Morreion came slowly forward, the IOUN stones swirling in his wake.

Es ist kein Anderer als Morreion, umschwirrt von zahllosen IOUN-Steinen einer Schönheit, wie man sie noch nie gesehen hat. Doch Morreion zeigt keine Dankbarkeit, sondern beschwert sich über die unpassende Landung des Palastes und zeigt auch keine Furcht vor dem Nichts – es scheint, als wäre er nicht bei Sinnen. Immerhin lässt er sich überreden, den Palast zu betreten. Allerdings müsse er bald seine Wanderungen rund um den Planeten fortsetzen, wobei er jeden seiner Cairns, an

dem er vorbeikomme, um einen Stein erhöhe. Es ist offensichtlich, dass Morreion in all den Ewigkeiten, die er auf diesem einsamen Planeten verbracht hat, den Verstand verloren hat.

Doch es scheint, als würde Morreion langsam aber sicher wieder zu Sinnen zu kommen, während im gleichen Maß die IOUN-Steine, die ihn umkreisen, ihren Glanz verlieren.

The magicians awaited their guest in the grand salon. Each had his own opinion of the circumstances. Rhialto said, „Best that we raise the palace now and so be off and away. Morreion may be agitated for a period, but when all the facts are laid before him he must surely see reason.”

The cautious Perdustin demurred. „There is power in the man! At one time, his magic was a source of awe and wonder; what if in a fit of pique he wreaks a harm upon all of us?”

Gilgad endorsed Perdustin's view. „Everyone has noted Morreion's IOUN

stones. Where did he acquire them? Can this world be the source?"

Rhialto schlägt vor, zusammen mit Morreion abzufliegen, doch Gilgad warnt vor dem unberechenbaren Zorn des übermächtigen Magiers.

Morreion wird rasiert und neu gewandelt, bevor man ihn zu einem Mahl einlädt und ihn vor den Gefahren des Nichts warnt. Während immer mehr seiner Steine erlöschen, kommt seine Erinnerung zurück: Er kennt den Namen der verschwundenen Bewohner des Planeten, die Sahar, und erinnert sich an seinen Erzfeind Xexamedes.

Nachdem Morreions Bibliothek, bestehend aus erhaltenen Werken der Sahar und seinen eigenen Schriften, an Bord des Palastes gebracht wurde, ist der Magier bereit, zur Erde abzureisen.

Ildefonse gave an exclamation of shock. „‘Nothing’ is close at hand — more imminent than we had suspected!"

The black wall loomed startlingly near; the last star and its single world drifted at the very brink.

„The perspectives are by no means clear,” said Ildefonse. „There is no sure way of judging but it seems that we left not an hour too soon.”

„Let us wait and watch,” suggested Herark. „Morreion can learn our good faith for himself.”

So the palace hung in space, with the pallid light of the doomed sun playing upon the five crystal spires, projecting long shadows behind the magicians where they stood by the balustrade.

The Sahar world was first to encounter ‘Nothing’. It grazed against the enigmatic nonsubstance, then urged by a component of orbital motion, a quarter of the original sphere moved out clear and free: a moundlike object with a precisely flat base, where the hitherto secret strata, zones, folds, intrusions and core were displayed to sight. The sun reached ‘Nothing’; it touched, advanced. It became a half-orange on a black mir-

ror, then sank away from reality. Darkness shrouded the palace.

Der einsame Stern versinkt im Nichts.

In dem Palast gewinnt Morreion langsam Erinnerung auf Erinnerung zurück; insbesondere weiß er jetzt, dass er einer großen Intrige zum Opfer gefallen ist. Misstrauisch geworden, verdächtigt er sogar die Magier. Um ihn zu besänftigen, erweckt Vermoulian eine seiner wundervollen Frauen der Vergangenheit, die er in Form von Matrizen aufbewahrt und die bei jeder Wiedererweckung keine Erinnerung an frühere Erscheinungen mehr haben.

Among those whom Vermoulian had called forth was the graceful Mersei. She stepped into the grand salon, blinking in the bewilderment common to those evoked from the past. She stopped short in amazement, then with quick steps ran forward. „Morreion! What do you do here? They told us you had gone against the archveults, that you had been killed! By the Sacred Ray, you are sound and whole!”

Morreion looked down at the young woman in perplexity. The pink and red stones wheeled around his head. „Somewhere I have seen you; somewhere I have known you.”

„I am Mersei! Do you not remember? You brought me a red rose growing in a porcelain vase. Oh, what have I done with it? I always keep it near ... But where am I? Where is the rose? No matter. I am here and you are here.”

Ildefonse muttered to Vermoulian, „An irresponsible act, in my judgment; why were you not more cautious?”

Vermoulian pursed his lips in vexation. „She stems from the waning of the 21st Aeon but I had not anticipated anything like this!”

Die schöne Mersei ist unvermutet eine frühere Bekannte von Morreion und wundert sich nicht nur, dass er noch am Leben ist, sondern auch, wie sie selbst aus ihrem früheren Leben gerissen hier aufgetaucht ist.

Vermoulian versucht, Mersei in die Matrix zurückzulocken.

„Come, Mersei,” said Vermoulian suavely. „I wish a word with you.”

„Stop!” spoke Morreion. „Magician, stand back; this fragrant creature is something which once I loved, at a time far gone.”

The girl cried in a poignant voice: „A time far gone? It was no more than yesterday! I tended the sweet red rose, I looked at the sky; they had sent you to Jangk, by the red star Kerkaju, the eye of the Polar Ape. And now you are here, and I am here — what does it mean?”

Morreion, der nicht ahnt, dass Mersei in eine Matrix verbannt wird, lässt sie mit Vermoulian gehen, weil er sich selbst mit Ildefonse besprechen will.

„Memory comes and goes,” mused Morreion. „I am unsettled, in mind and heart. Faces drift before my eyes; they fade once more; other events move into a region of clarity. The archveults, the IOUN stones — I know something of these, though much is dim and murky, so best that I hold my tongue —”

„By no means!” declared Ao of the Opals. „We are interested in your experiences.”

Morreion erinnert sich, dass er in einer Mission nach Jangk gesandt wurde und berichtet aus seiner Vergangenheit. Die Archveults hatten Angst vor ihm und wollten ihm die Quelle der Steine zeigen, weshalb sie mit ihm zu einer Welt am Rande des Universums flogen.

„We arrived at the edge of the universe, and came down upon a sad cinder of a world; a dreadful place. Here we waited in a region of burnt-out star-hulks, some still hot, some cold, some cinders like the world on which we stood — perhaps it, too, was a dead star. Occasionally we saw the corpses of dwarf stars, glistening balls of stuff so heavy that a speck outweighs an Earthly mountain. I saw such objects no more than ten miles across, containing the matter of a sun like vast Kerkaju. Inside these dead stars, the archveults told me, were to be found the IOUN stones.

And how were they to be won? I asked. Must we drive a tunnel into that gleaming surface? They gave mocking calls of laughter at my ignorance; I uttered a sharp reprimand; instantly they fell silent. The spokesman was Xexamedes. From him I learned that no power known to man or magician could mar stuff so dense! We must wait.

Die Archveults erklären Morreion, dass die Steine aus dem Innern toter, unglaublich massiver Sterne stammen.

„‘Nothing’ loomed across the distance. Often the derelict hulks swung close in their orbits. The archveults kept close watch; they pointed and calculated, they carped and fretted; at last one of the shining balls struck across ‘Nothing’, expunging half of itself. When it swung out and away the archveults took their equipage down to the flat surface. All now ventured forth, with most careful precaution; unprotected from gravity a man instantly becomes as no more than an outline upon the

surface. With slide-boards immune to gravity we traversed the surface.

„What a wonderful sight! ‘Nothing’ had wrought a flawless polish; for fifteen miles this mirrored plain extended, marred only at the very center by a number of black pock-marks. Here the IOUN stones were to be found, in nests of black dust. [...]”

Wenn ein toter Stern sich dem Nichts nähert, kann es passieren, dass nur die Hälfte davon verschlungen wird. Mit Hilfe von gravitationsresistenten Flugobjekten kann man nun die Steine von der glatten Schnittebene bergen.

Morreion gewinnt auf schwierigste Art und Weise seinen ersten Stein, nur um feststellen zu müssen, dass die Archveults ihn ohne Flugobjekt auf dem toten Stern zurückgelassen haben. Den Versuch Morreions, sie mit Zaubern zu belegen, blocken sie mit ihren zauberabweisenden IOUN-Steinen ab.

„I stood alone,” said Morreion hoarsely. „I could not die, with the Spell

of Untiring Nourishment upon me, but I could not move a step, not an inch from the cavity of black dust, or I would instantly have been no more than a print upon the surface of the shining field.

„I stood rigid — how long I cannot say. Years? Decades? I cannot remember. This period seems a time of dull daze. I searched my mind for resources, and I grew bold with despair. I probed for IOUN stones, and I won those which now attend me. They became my friends and gave me solace. [...]“

Dank des Zauber des Untiring Nourishments kann Morrein nicht sterben, muss aber schiere Ewigkeiten auf dem toten Stern verbringen.

Doch dann kommt ihm eine Idee, den toten Stern zu verlassen.

„I embarked then upon a new task, which, had I not been mad with despair, I would never have attempted. I brought up particles of black dust, wet them with blood to make a paste; this

paste I molded into a circular plate four feet in diameter.

„It was finished. I stepped aboard; I anchored myself with the barbed pins, and I floated up and away from the half-star. [...]”

Morrein reist auf einer kleinen Gravitations-scheibe zum Planeten der Sahar. Während der endlosen Fahrt übergibt er den Steinen seine Gedanken und plant die denkbar grausame Rache.

„Of this voyage I remember little. I spoke to my stones, I gave them my thoughts. I seemed to become calm from talking, for during the first hundred years of this voyage I felt a prodigious fury that seemed to overwhelm all rational thought; to inflict but a pin prick upon a single one of my adversaries I would have died by torture a hundred times! I plotted delicious vengeance, I became yeasty and exuberant upon the imagined pain I would inflict. [...]”

Auf Sahar angekommen, ist sein Rachedurst erloschen beziehungsweise in die Steine verlager, und so er widmet sich der Erforschung der versunkenen Kultur und dem Erbauen der Cairns.

Mittlerweile weiß Morreion, dass die Steine seine Erinnerungen zuerst aufgenommen und sie ihm jetzt wiedergegeben haben, sehr zum Unbehagen der anwesenden Magier.

Morreion paused to consider; several of the blue and scarlet stones went quickly dim. Morreion quivered, as if touched by galvanic essence; his cropped white hair seemed to bristle. He took a slow step forward; certain of the magicians made uneasy movements.

Morreion spoke in a new voice, one less reflective and reminiscent, with a harsh grating sound somewhere at its basis. „Now I will confide in you.” He turned the glitter of his black eyes upon each face in turn. „I intimated that my rage had waned with the aeons; this is true. The sobs which lacerated my

throat, the gnashing which broke my teeth, the fury which caused my brain to shudder and ache: all dwindled; for I had nothing with which to feed my emotions.

Mit der Rückkehr der letzten Erinnerungen kehrt auch Morreions Rachebedürfnis zurück, und er befiehlt Vermouliau, den Palast nach Jangk, dem Planeten der Archveults, zu steuern.

Die Magier versuchen vergeblich, Morreion zu einem Zwischenhalt auf der Erde zu bewegen, damit sie den Palast verlassen können.

Haze of Wheary Water said diffidently, „I would be remiss if I failed to remind you that the archveults are powerful magicians; like yourself they wield IOUN stones.”

Morreion made a furious motion; as his hand swept the air, it left a trail of sparks. „Magic derives from personal force! My passion alone will defeat the archveults! I glory in the forthcoming

confrontation. Ah, but they will regret their deeds!”

Rhialto bespricht sich unter vier Augen mit Ildefonse und verweist auf den großen Schutz, den Morreions Steine gegen jegliche Art von Zauber bieten.

„[...] The instruction is this: first, Morreion's stones guard him from hostile magic; second, he is vigilant and suspicious; third, he is not one to shrug aside an offense.”

Ildefonse nodded gravely. „We must certainly take these matters into consideration. I now appreciate the scope of Xexamedes's plan: he intended harm to all. [...]”

Offenbar haben die Magier guten Grund, den Zorn von Morreion zu fürchten, sobald dieser im wieder Besitz seiner gesamten Erinnerungen ist.

Der Palast landet auf dem unwirtlichen Planeten Jangk.

At Morreion's direction, Vermoulian directed the palace down to Smoke-dancers Bluff, at the southern shore of the Quicksilver Ocean. Guarding themselves against the poisonous air, the magicians descended the marble steps and walked out on the bluff, where an inspiring vista spread before them. Monstrous Kerkaju bulged across the green sky, every pore and flocculation distinct, its simulacrum mirrored in the Quicksilver Ocean. Directly below, at the base of the bluff, quicksilver puddled and trickled across flats of black hornblende; here the Jangk 'dragoons' — purple pansy-shaped creatures six feet in diameter — grazed on tufts of moss. Somewhat to the east the town Kaleshe descended in terraces to the shore.

Morrein demonstriert Rhialto die Macht seiner Emotionen.

Morreion, standing at the edge of the bluff, inhaled the noxious vapors which blew in from the ocean, as if they were

a tonic. „My memory quickens,” he called out. „I remember this scene as if it were yesterday. There have been changes, true. Yonder far peak has eroded to half its height; the bluffs on which we stand have been thrust upwards at least a hundred feet. Has it been so long? While I built my cairns and pored over my books the aeons flitted past. Not to mention the unknown period I rode through space on a disk of blood and star-stuff. Let us proceed to Kaleshe; it was formerly the haunt of the archveult Persain.”

„When you encounter your enemies, what then?” asked Rhialto. „Are your spells prepared and ready?”

„What need I for spells?” grated Morreion. „Behold!” He pointed his finger; a flicker of emotion spurted forth to shatter a boulder. He clenched his fists; the constricted passion cracked as if he had crumpled stiff parchment. He strode off toward Kaleshe, the magicians trooping behind.

Morreion befragt die Kalsh nach verschiedenen Archveults, die er kannte – sie sind alle tot, nur vier von ihnen leben noch. Einer davon ist Djorin, der in einer Burg jenseits des Ozeans leben soll, wohin nun der Palast fliegt.

Djorin, der sich mit Arvianid, Ishix und Herclamon in der Burg verschanzt hat, will sich nicht zeigen; vielmehr lässt er Morreion ausrichten, er solle sich an die wahren Schuldigen halten.

A circular door of solid osmium rolled back; an archveult nine feet tall, with black plumes waving three feet over his head, came forth.

Morreion called, „Send forth Djorin; I have dealings with him.”

„Djorin is within! We have had a presentiment! You are the land-ape Morreion, from the far past. Be warned; we are prepared for you.”

„Djorin!” called Morreion. „Come forth!”

„Djorin will not come forth,” stated the archveult, „nor will Arvianid, Ishix, Herclamon, or the other archveults of

Jangk who have come to combine their power against yours. If you seek vengeance, turn upon the real culprits; do not annoy us with your peevish complaints." The archveult returned within and the osmium door rolled shut.

Die Magier, Morreion und die Archeveults tauschen fruchtlose Zauberangriffe aus, die von den jeweiligen Steinen abgewehrt werden. Doch dann wendet Moreion einen wirksamen Kniff an: Er zerstört die Säulen, auf denen die Burg ruht.

Morreion pointed at the stone posts which supported the castle. They burst apart. The castle lurched, rolled over and down the crags. It bounced from jut to jut, smashing and shattering, and splashed into the Quicksilver Ocean, where a current caught it and carried it out to sea. Through rents in the nacre the archveults crawled forth, to clamber to the top. More followed, until their accumulated weight rolled the pearl over, throwing all on top into the quicksilver sea, where they sank as

deep as their thighs. Some tried to walk and leap to the shore, others lay flat on their backs and sculled with their hands. A gust of wind caught the pink bubble and sent it rolling across the sea, tossing off archveults as a turning wheel flings away drops of water.

Die Burg rollt ins Quecksilbermeer, wo sie zerbricht; die Archveults treiben auf der Meeresoberfläche.

A band of Jangk harpies put out from the shore to envelop and devour the archveults closest at hand; the others allowed themselves to drift on the current and out to sea, where they were lost to view.

Morreion turned slowly toward the magicians of Earth. His face was gray. „A fiasco,” he muttered. „It is nothing.”

Die Archveults werden von Harpyien gefressen oder treiben hinaus ins weite Meer, während Morreion erbittert darüber ist, seine Rache nicht ausüben zu können.

Doch dann erinnert er sich an den Ausspruch des einen Archveults, er solle doch die wahren Schuldigen bestrafen.

Nun erlöschen die letzten von Morreions Steinen, und seine Erinnerung wird vervollständigt.

„[...] Rhialto proposed that I go to learn the secret; Ildefonse vowed to protect me, as if I were his own life. I trusted them; I trusted all the magicians in the chamber: Gilgad was there, and Hur-tiancz and Mune the Mage and Per-dustin. All my dear friends, who joined in a solemn vow to make the archveults hostage for my safety. Now I know the culprits. The archveults dealt with me as an enemy. My friends sent me forth and never thought of me again. Ildefonse — what have you to say, before you go to wait out twenty aeons in a certain place of which I know?”

Die Magier haben Morreion ausgesandt, die Steine zu suchen, und ihn dann schmähsch im Stich gelassen. Morreion schwört zwanzigfache Rache.

„For each pang I suffered, you shall suffer twenty,” said Morreion. „Rhialto as well, and Gilgad, and Mune, and Herark and all the rest. Vermoulian, lift the palace. Return us the way we have come. Put double fire to the incense.”

Rhialto looked at Ildefonse, who shrugged.

„Unavoidable,” said Rhialto. He evoked the Spell of Temporal Stasis. Silence fell upon the scene. Each person stood like a monument.

Rhialto bound Morreion’s arms to his side with swaths of tape. He strapped Morreion’s ankles together, and wrapped bandages into Morreion’s mouth, to prevent him uttering a sound. He found a net and, capturing the IOUN stones, drew them down about Morreion’s head, in close contact with his scalp. As an afterthought he taped a blindfold over Morreion’s eyes.

He could do no more. He dissolved the spell. Ildefonse was already walking across the pavilion. Morreion jerked and thrashed in disbelief. Ildefonse and Rhialto lowered him to the marble floor.

„Vermouliau,” said Ildefonse, „be so good as to call forth your staff. Have them bring a trundle and convey Morreion to a dark room. He must rest for a spell.”

Doch Rhialto wirkt den Zauber der Temporal Stasis, fesselt Morreion, fängt dessen Steine in einem Netz und bindet sie eng um Morreions Kopf, der nun so in dieser Position verbleiben muss, bis die Steine sich wieder seiner Erinnerungen bemächtigt haben.

Rhialto found his manse as he had left it, with the exception of the way-post, which was complete. Well satisfied, Rhialto went into one of his back rooms. Here he broke open a hole into subspace and placed therein the netful of IOUN stones which he carried. Some gleamed incandescent blue; others were mingled scarlet and blue; the rest shone deep red, pink, pink and green, pale green, and pale lavender.

Rhialto shook his head ruefully and closed the dimension down upon the

stones. Returning to his work-room he located Puiras among the Minuscles and restored him to size.

„Once and for all, Puiras, I find that I no longer need your services. You may join the Minuscles, or you may take your pay and go.”

Puiras gave a roar of protest. „I worked my fingers to the bone; is this all the thanks I get?”

„I do not care to argue with you; in fact, I have already engaged your replacement.”

Puiras eyed the tall vague-eyed man who had wandered into the work-room. „Is this the fellow? I wish him luck. Give me my money; and none of your magic gold, which goes to sand!”

Puiras took his money and went his way. Rhialto spoke to the new servitor. „For your first task, you may clear up the wreckage of the aviary. If you find corpses, drag them to the side; I will presently dispose of them. Next, the tile of the great hall ...”

Rhialto kehrt in sein Heim zurück und verbirgt eine Sammlung helleuchtender IOUN-Steine im Subspace. Anschließend entlässt er seinen unzuverlässigen Butler Puiras und gibt dessen Nachfolger, einem etwas desorientiert wirkenden Mann, der einem gewissen Morreion ähnelt, umfangreiche Anweisungen.

Ende.

Morreion besitzt, anders als die vorausgehende Novelle, ein echtes Handlungsmoment: Ein Magier namens Morreion muss aus den Fängen des Nichts gerettet werden. Die Angelegenheit ist doppelt dringlich, weil es einerseits die Zunft der Magier ist, die den armen Verschollenen aus Eigennutz in seine Lage gebracht hat, und weil andererseits Morreion die Quelle der begehrten IOUN-Steine zu kennen scheint. Eine unglaublich phantastische Expedition mit starken Science-Fiction-Elementen führt die Magier bis an die sehr reale und scharf definierte Grenze des Universums.

Die Magier haben allerdings zu wenig bedacht, dass Morreion ihnen grollen könnte; sie begreifen das erst, als der Ausge-

nutzte seine Erinnerung wiedergewinnt und bittere Rache schwört. Doch er wird abermals überlistet, diesmal von Rhialto im Alleingang, und führt anschließend ein noch armseligeres Leben als zuvor auf dem verlassensten Planeten des Universums. Als Leser weiß man nicht so recht, ob man mit dem übermäßig rachedürstigen Morreion oder dem moralisch verwerflichen Rhialto sympathisieren soll. Ersterer hat ein begründetes Interesse daran, die Verrätermagier zu bestrafen; Letzterer sorgt sich zwar berechtigterweise um sein eigenes Leben, verachtet aber auch den unrechtmäßigen Erwerb magischer Artefakte nicht.

Eines bleibt allerdings unklar: Wer nämlich Rhialto die Warnungen, dass Morreion vom Nichts bedroht werde, hat zukommen lassen.

Insgesamt ist *Morreion* eine rundum gelungene Abenteuergeschichte in einer phantasievollen Umgebung, die dem Leser zudem verblüffende Überraschungen beschert. Der bekannte ironische Stil von Jack Vance und die verräterisch gestelzte Sprache seiner Protagonisten macht die Novelle zu einer unglaublich amüsanten Lektüre.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die die Tetralogie um *The Dying Earth* – *The Dying Earth* beziehungsweise *Mazirian the Magician*; *The Eyes of the Overworld* beziehungsweise *Cugel the Clever*; *Cugel's Saga* beziehungsweise *The Sky-break Spatterlight*; und *Rhialto the Marvellous* – einen der schönsten, phantasievollsten und amüsantesten Science-Fantasy-Zyklen der Welt darstellt.

Die Übersetzung von Andreas Irle verdient großes Lob, weil sie sich als einzige unter den vielen Vance-Übertragungen eng an das Original hält und dessen Geist bewahrt, so gut es auf Deutsch nur möglich ist.

Der Titel des Werkes, *Rhialto der Wunderbare*, trifft allerdings das Original *Rhialto the Marvellous* vom Tonfall her nicht so recht, weil „marvellous“ sich über das Französische vom Lateinischen herleitet und daher einen vornehmeren Klang als „wunderbar“ hat. „Rhialto der Grandiose“ hätte beispielsweise sowohl vom Tonfall als auch vom Sinn her besser gepasst.

Zum Schaffen von Jack Vance ist anzumerken, dass sein Gesamtwerk – die Kri-

mis, die unter dem Pseudonym „Ellery Queen“ erschienen sind und einem fremden Coopyright unterliegen, ausgenommen –, von 1997 bis 2006 in der *Vance Integral Edition* veröffentlicht wurde, an deren Komplettierung Hunderte von Vance-Fans mitgearbeitet haben. Die alternativen Titel der Reihe *The Dying Earth* und anderer Romane stammen vom Autor selbst und entsprechen dem, was er sich ursprünglich für die Werke gewünscht hätte.

Die *Vance Integral Edition* ist längst vergriffen und kann gegenwärtig nur noch zu Preisen in der Höhe von fünfzehntausend Dollar antiquarisch erworben werden.

Aber die Erben von Vance betreiben die WebSite jackvance.com, wo alle Werke der *Vance Integral Edition* in der sogenannten „Spatterlight Press“ zu günstigen Preisen als eBooks erworben werden können.

Auch für diejenigen Fans, die nur Deutsch lesen wollen, gibt es eine gute Nachricht: Andreas Irle, der vorzügliche Übersetzer von *Rhialto the Marvellous*, gibt in Zusammenarbeit mit den Erben von Vance eine nach Vollständigkeit strebende deutsche Edition zu heraus. Sie ist unter

spatterlight.de erreichbar und bietet seit 2016 das Werk von Jack Vance in Form von günstigen eBooks an, allesamt von Andreas Irle selbst übertragen.

Zum Schluss soll nochmals auf den Stil des Originals und die verschiedenen Übersetzungen eingegangen werden.

Die Erzählungen von Jack Vance zeichnen sich durch eine überschäumende Phantasie aus, mit deren Hilfe der Autor die seltsamsten und wunderlichsten Landschaften, Kreaturen und Geräte erfindet. Durch seinen elaborierten Stil voller kunstvoller Wendungen und ausgefallener Wörter – man nehme nur den Originaltitel der mittleren Novelle, *Fader's Waft* – verleiht er der Illusion Gehalt und Überzeugungskraft. Die eigentliche Würze besteht schließlich in der feinen Ironie, die alle Geschichten durchzieht und sie erst zu dem unnachahmlichen Vance'schen Lesegenuss macht.

Ein besonderer Kniff von Vance besteht darin, isolierte Fakten in den Text einzustreuen, die nicht wirklich dem Zweck dienen, Informationen zu vermitteln, sondern der Erzählung Atmosphäre und Tiefe zu verleihen. Im folgenden Zitat gibt der Ma-

gier Rhialto seinem Faktotum Ladanque gerade Anweisungen, was dieser zu tun habe, wenn Rhialto verreist:

„Ladanque, I will be strolling the forest for a period. Take care that Vat Five retains its roil. If you wish, you may distill the contents of the large blue alembic into a stoppered flask. Use a low heat and avoid breathing the vapor; it will bring a purulent rash to your face.”

„Very well, sir. What of the clevenger?”

„Pay it no heed. Do not approach the cage. Remember, its talk of both virgins and wealth is illusory; I doubt if it knows the meaning of either term.”

„Just so, sir.”

Rhialto departed the manse.

„Ladanque, ich werde für eine Weile im Wald Spazierengehen. Sieh zu, daß Faß fünf die Segmentierung behält. Wenn du willst, darfst du den Inhalt der großen, blauen Destille in einen Flakon gießen und verkorken. Benutze eine niedrige Temperatur und vermeide das

Einatmen der Dämpfe, sonst bekommst du Ausschlag im Gesicht.“

„Gut, mein Herr. Was ist mit dem Clevenger?“

„Beachte es einfach nicht. Gehe nicht in die Nähe des Käfigs. Denke daran, sein Gerede über Jungfrauen und Reichtum ist pure Illusion. Ich bezweifle, ob es die Begriffe überhaupt versteht.“

„Wie Ihr meint, Herr.“

Rhialto verließ das Landhaus. (S. 2)

Das Clevenger kommt weder in den früheren noch in den späteren Absätzen dieses Kapitels wieder vor. Typisch für Vance ist auch, daß er dieses Wesen mit keinem Wort beschreibt, sondern es dem Leser überläßt, sich anhand scheinbar zufälliger Informationen Gedanken darüber zu machen, was die Vorstellungskraft des Lesers ungemein anregt.

Dabei dient ihm der Gebrauch ausgefallener Wörter und geschraubter Wendungen als Mittel der Ironie, insbesondere wenn etwa in *The Eyes of the Overworld* Cugel the Clever – wie er sich selbst nennt – verbal einen Anschein von Höflichkeit, Bildung

und Adel schafft, der im krassen Gegensatz zur profanen Wirklichkeit steht. Deshalb ist gerade bei den besseren Werken von Vance eine getreue Übersetzung sehr wichtig, da ansonsten die Ironie völlig auf der Strecke bleibt.

Hier sei nun erwähnt, daß die Übersetzung von Herausgeber Andreas Irle sehr nah am Originaltext bleibt und daher einen sehr guten Eindruck der Vance'schen Sprache vermittelt, ganz im Gegensatz zu fast allen früheren Vance-Übersetzungen – wie etwa der *Morreion*-Übertragung von Lore Straßl aus Lin Carter: *Flug der Zauberer* (*Terra Fantasy* 21, Rastatt 1973) –, die Vances fein ziselierte Konstruktionen in gewöhnliches Alltagsdeutsch übertrugen.

Am Beispiel von *Morreion* soll das Original mit den beiden Übersetzungen verglichen werden, die hier in Form der ersten zwei Absätze vorgestellt werden.

The archveult Xexamedes, digging
gentian roots in Were Wood, became
warm with exertion. He doffed his cloak
and returned to work, but the glint of
blue scales was noticed by Herark the

Harbinger and the diabolist Shrue. Approaching by stealth they leapt forth to confront the creature. Then, flinging a pair of nooses about the supple neck, they held him where he could do no mischief.

After great effort, a hundred threats and as many lunges, twists and charges on the part of Xexamedes, the magicians dragged him to the castle of Ildefonse, where other magicians of the region gathered in high excitement.

Man sieht hier erfundene Wörter wie „archveult“, ausgefallene Wendungen wie „doff“ oder „Harbinger“, gekünstelte, teilweise gar schon bürokratisch klingende Konstruktionen wie „Approaching by stealth“ oder „on the part of“, daneben aber auch wieder ganz gewöhnliche Formulierungen wie „returned to work“. Damit signalisiert Vance nicht nur eine verschrobene, altertümliche Kultur, sondern auch, daß das Ganze nicht so recht ernst zu nehmen ist; die Wendungen dienen ihm als Mittel der Ironie.

Diesen variierenden Stil in adäquates Deutsch zu übersetzen ist alles andere als

einfach, vor allem auch deshalb, weil es im Deutschen etwa für „harbinger“ zwar sinn-
gemäße Entsprechungen gibt, aber keine
die die von Vance angestrebte Wirkung er-
zeugt. „Harbinger“ heißt „Herold“, „Kün-
der“, „Vorbote“, auch „Quartiermeister“;
man findet es gelegentlich in der Wendun-
gen wie „harbinger of bad news“, was ge-
nau das ist, worauf Vance anspielt. Aber
was soll man dafür auf Deutsch schreiben,
das diese Bedeutungen transportiert?

Hier nun die Übersetzung von Lore
Straßl aus Lin Carter: *Flug der Zauberer*:

Dem Erzveult Xexamedes wurde es
recht warm beim Ausgraben der Enzi-
anwurzeln im Werwald. Er streifte sei-
nen Umhang ab und widmete sich wie-
der seiner Arbeit. Aber da hatten He-
rark, der Zauberbote, und der Diabolist
Shrue bereits das Schimmern seiner
blauen Schuppen bemerkt. Sie schlichen
sich heran und warfen je eine Schlinge
um den schlanken Hals der ahnungslo-
sen Kreatur.

Nach nicht unbeträchtlicher Anstren-
gung, hundert Drohungen und heftiger

Gegenwehr Xexamedes', zerrten die beiden Magier ihn schließlich zu Ildefonses Burg, wo die anderen Zauberer des Landes sich aufgeregt versammelten.

Manches ist ganz gut getroffen wie etwa „streifte seinen Umhang ab“; Manches wurde unnötigerweise interpretierend ergänzt wie „recht warm“ statt einfach „warm“ oder „die anderen Zauberer“ statt „other magicians“; Manches trifft die Sache nur ganz am Rande wie „Zauberbote“ für „Harbinger“; Vieles ist einfach weggelassen wie „they leapt forth to confront the creature“. Insgesamt klingt Lore Straßls Übersetzung sehr viel profaner als das gestelzte Original, so dass dessen ironischer Eindruck kaum noch spürbar ist.

Nun der gleiche Text von Andreas Irle:

Dem Erzveult Xexamedes, der im Werwald nach Enzianwurzeln grub, wurde ob dieser Tätigkeit warm. Er entledigte sich seines Umhangs und widmete sich wieder seiner Arbeit, aber das Glitzern blauer Schuppen wurde von Herark dem Harbinger und dem Diabolist Shrue be-

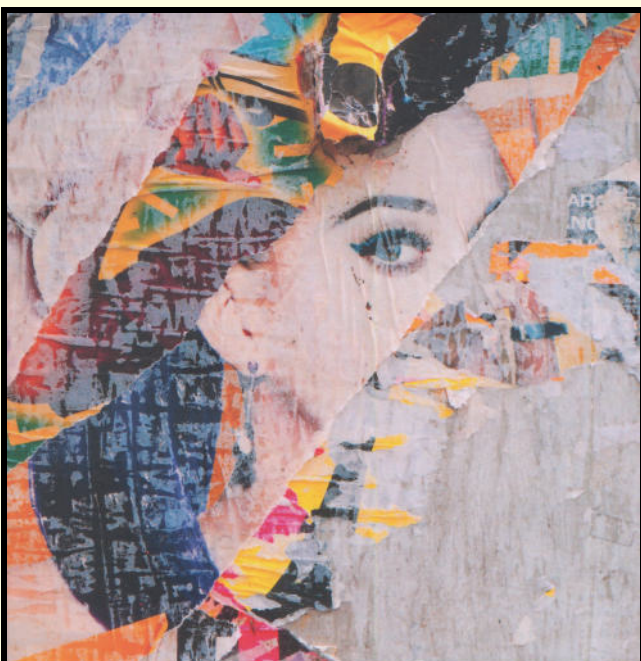
merkt. Sich verstohlen nähernd sprangen sie vorwärts, um das Geschöpf zu stellen. Dann warfen sie ihm ein Paar Schlingen über den geschmeidigen Hals und hielten es so fest, daß es keinen Schaden anrichten konnte.

Nach großer Mühe, hundert Drohungen und ebensovielen Ausfällen, Drehungen und Angriffen von Seiten Xexamedes', zogen ihn die Magier in die Burg von Ildefonse, wo sich andere Magier der Region in großer Aufregung versammelt hatten.

Man braucht hier nicht einzelne Teile zu kommentieren, weil die Sachlage offensichtlich ist: Irle bleibt viel näher am Originaltext und baut die geschraubten Formulierungen von Vance mit adäquatem Deutsch nach: Wo Lore Straßl für „doffed his cloak“ an sich schon ganz gut „streifte seinen Umhang“ schreibt, steigert das Andreas Irle noch mit „entledigte sich seines Umhangs“, womit er die gespreizte Förmlichkeit des Vance'schen Stils genau trifft. Irle läßt „Harbinger“ unübersetzt, was wohl der einzige Ausweg ist, und vermittelt

so einen ziemlich guten Eindruck der Vance'schen Prosa – die damalige Hardcoverausgabe aus der Edition Andreas Irle war so die erste deutsche Übersetzung eines Vance-Textes überhaupt, die dazu in der Lage war.

Einige Feinheiten bleiben aber zwangsläufig bei beiden Übersetzungen auf der Strecke, etwa wenn „Were Wood“ mit „Werwald“ übertragen wird: Die deutsche Version klingt nach einem allgemeinen Gattungsbegriff, während das Original ganz eindeutig einen Eigennamen bezeichnet. Regelrecht falsch ist bei Irle nur wenig; beispielsweise hätte „dem Diabolist Shrue“ „dem Diabolisten Shrue“ heißen müssen.



Gabriella Wollenhaupt

Ein letzter
Grappa

Kriminalroman

|gr|a|f|it|

***Wollenhaupt, Gabriella: Ein letzter Grappa**

Gabriella Wollenhaupt [1952–]

Maria Grappa 30: Ein letzter Grappa

Grafit 638 (TB 252 S./€ 12,00)

Dortmund 2020

Genre: Krimi

Im Radio lief ein Beitrag über das schwedische Mädchen mit den langen Zöpfen, das unser Klima retten will. „Kannst du nicht mal einen anderen Sender einstellen?“, fragte ich leicht genervt.

„Magst du immer noch keine Kinder, Grappa?“

„Doch, eigentlich liebe ich Kinder. Aber was zu viel ist, ist zu viel“, antwortete ich.

„Du warst als Kind bestimmt noch viel nerviger als die“, grinste Wayne.

„Nein, ich habe meinen Eltern nur Freude gemacht.“

„Haha.“ (S. 7)

Maria Grappa, Journalistin beim Bierstädter Tageblatt, und ihr Kollege, der Photograph Wayne Pöppelbaum, sind auf dem Weg zum Landgericht, wo ein brisanter Fall verhandelt wird.

Unser Ziel war der Schwurgerichtssaal. Neben der zweiflügeligen Tür hing der Terminzettel. Anklage gegen drei Männer wegen Mordes, Fahrerflucht, Nötigung, gefährlichen Eingriffs in den Straßenverkehr und anderem.

„Hier sind wir richtig“, stellte Wayne fest. „Und die Jungs haben die ganze Großfamilie mitgebracht. Ich mach mal ein paar Fotos, bevor gleich die Post abgeht.“

Keine gewagte Prophezeiung. Der Fall erregte Aufsehen und die Emotionen kochten hoch. Die Angeklagten gehörten zu einer arabischen Großfamilie, dem berühmten Mawardi-Clan. Entsprechend streng waren die Sicherheitsmaßnahmen. Bewaffnete Polizisten behielten die Entourage der Angeklagten im Auge, Justizangestellte überprüften die Personalien mit auffallender

Gründlichkeit, jede Menge Journalisten warteten auf Einlass. Die übliche Öffentlichkeit, meist ältere Menschen mit viel Zeit, hatte sich in der Nähe des Saaleingangs postiert, um später einen Sitzplatz im Zuschauerraum zu ergattern.

Wayne machte seinen Job. Das war nicht einfach, denn die Mawardi-Anhänger drehten sich von der Kamera weg. Würde ich auch so machen als Mitglied einer Familie, die mit Schutzgelderpressung, Menschenhandel, Rauschgiftdeals und Geldwäsche Millionen macht. Sogar von Auftragsmorden war die Rede, und dann dieser Prozess heute.

„Hau ab, du Opfer, oder isch mach disch kaputt!“ Damit war Wayne gemeint.

Der hielt die Kamera in Richtung des Mannes, der sich drohend vor ihm aufbaute. Der Kerl hatte eine Figur wie Hulk: Muskelberge, die das T-Shirt dehnten. Dazu tätowierte Unterarme, schwarzer langer Bart und eine *High and Tight-Frisur*, also an den Seiten fast

kahl mit Flokati auf dem Oberkopf.
(S. 8f)

Die Brüder Farid, Issam und Kamal vom berüchtigten Mawardi-Clan sind angeklagt, aus Übermut rasend einen Autounfall mit zwei Toten und einem Schwerverletzten verursacht zu haben: Nur der Familienvater Maxim Becker hat überlebt, während seine Frau und seine kleine Tochter sterben mussten.

Die Angeklagten sind guter Dinge, und ihre zahlreich im Saal versammelten Verwandten reagieren aggressiv auf die Anklageverlesung.

Buh-Rufe der Mawardi-Leute. Wortfetzen, die arabisch klangen, Gezische, Beleidigungen. „Kauf dir ‘ne neue Alte, du Spacko!“ Das war an Maxim Becker gerichtet. Mit „Nazischwein!“ und „Ich fickte deine Mutter“ wurden Staatsanwalt und Nebenklageanwalt bedacht.

Da die Brüder anlässlich einer Hochzeit auf einer öffentlichen Straße nicht nur einen verkehrsbehinderten Korso, sondern ne-

benbei auch ein kleines Rennen mit drei PS-starken Autos abgehalten hatten, wird sich die Anklage schwer tun, nachzuweisen, wer von den Dreien das Unfallauto gefahren hatte.

Aber Bierstadt wird nicht nur von kriminellen arabischen Clans geplagt, sondern auch von einer ständig wachsenden Schar gewaltbereiter Neonazis, die eben vor dem Gerichtssaal lautstark demonstrieren.

Sie kamen von allen Seiten: verummte Gestalten in Schwarz. Plakate mit der Aufschrift *Sturmbund 18*.

„Unsere Neonazi-Spacken“, sagte Wayne, als wir vor dem Gerichtsgebäude standen. „Weg mit dir, Grappa!“

Er schubste mich zur Seite und stürzte sich ins Getümmel. Die Nazis kesselten die heftig gestikulierenden Mawardi-Leute ein und prügeln mit Baseballschlägern auf sie drauf. Die Polizisten bildeten eine Reihe und versuchten, die Angreifer zurückzudrängen, was nur teilweise gelang. Die braune Wut richtete sich jetzt gegen die Beamten: „Ich knall euch ab, ihr Scheißbullen“, „Ver-

pisst euch, sonst klatscht es!“, „Halt dein Maul! Du hast mir gar nichts zu sagen“, „Hurensöhne! Fickt euch!“, „Du bist Müll, Schwuchtel.“ (S. 15)

Erst ein Wasserwerfer macht dem Chaos ein Ende. Zurück bleibt eine Tote, nämlich die Anwältin der Angeklagten, Hannah Mawardi, Schwiegertochter des greisen Clanbosses Mustafa. Sie wurde, wie sich später herausstellt, vorsätzlich ermordet, mutmaßlich von einem Neonazi.

Da sich Verleger und Chefredakteur Hans Damm gerade auf einer Tagung aufhält, kontaktiert ihn Grappa telephonisch.

„Muss ich die Tagung abbrechen“, fragte er, „oder kommt ihr allein klar?“

„Wir halten durch“, versprach ich. „Wie läuft es denn bei Ihnen? Hat die Zeitung noch eine Zukunft?“

„Als Printausgabe nicht mehr. Wir müssen online aufrüsten und in die sozialen Medien investieren. Das gilt auch fürs *Tageblatt*. In Deutschland wurden vor einem Jahr nur noch rund vierzehn Millionen Printausgaben verkauft, das

sind sechshunderttausend weniger als im Jahr davor. 1990 waren es noch doppelt so viele, nämlich fast dreißig Millionen. Die Zeitungen sterben. Wir werden das besprechen müssen, wenn ich wieder zurück bin.“ (S. 25f)

Die sinkende Auflage, von der auch alle anderen Zeitungen betroffen sind, kündigt an, dass die Tage des Bierstädter Tageblatts gezählt sind.

Wieder zurück in Bierstadt gibt sich Damm optimistisch, die Zeitung in die digitalen Medien hinüberretten zu können, was ihm Grappa jedoch nicht abnimmt.

„Wir beziehen unseren Hauptteil ja schon länger von unseren überregionalen Kollegen der Nachrichtenagenturen und ich finde, dass sich das bewährt hat.“

„Das sehe ich anders“, widersprach ich. „In jeder Zeitung steht das Gleiche. Wie langweilig ist das denn? Dann sollte man wenigstens das Regionale weiter ausbauen, statt es kaputtzusparen.“

„Stimmt, Frau Grappa, aber nicht im Print, sondern im Netz. Deshalb werden wir demnächst eine Onlinebezahl-schranke einführen. Die Themen werden kurz angerissen und wenn der User den kompletten Artikel lesen will, muss er zahlen oder ein Abo abschließen. Von den Papierausgaben können wir nicht mehr existieren. Ich habe bereits eine Machbarkeitsstudie in Auftrag gegeben.“

Das hörte sich nicht gut an. In den Gesichtern der Kollegen zeigte sich sprachlose Betroffenheit. Mir ging es nicht anders. Nach dreißig Redakteursjahren vielleicht arbeitslos zu werden war keine Vorstellung, die mir gefiel. (S. 51)

Es ereignen sich noch zwei weitere Morde, zu deren Aufklärung Grappa der Polizei wertvolle Tipps geben kann, weil sie Kontakte zu Ali Marwardi, einem bürgerlichen Arzt und somit schwarzem Schaf der Familie, bekommt.

Grappa ist zwar nach wie vor unermüdlich bei der Arbeit, aber merkt ihr dennoch an, dass der frühere Elan und die Begeiste-

rung für den Journalismus erschlafft ist. So ist es auch kein Wunder, dass die letztliche Klärung der Morde souverän von der Polizei vorgenommen wird und für Grappa in eine große Überraschung mündet.

Nach der Einstellung des Tageblatts, die, wie der Verleger schließlich doch herausrückt, in einem halben Jahr erfolgen soll, will Grappa ihren Beruf endgültig an den Nagel hängen und sich zur Ruhe setzen.

Zwischendurch blitzt bei ihr allerdings der alte Schalk wieder auf, wie etwa bei folgenden der Begutachtung der Verlagskantine.

Currywurst-Pommes gingen immer. Die vegane Variante war wegen mangelnder Nachfrage wieder von der Speisekarte der Kantine verschwunden. Ich betrachtete die Bratwürste in der Warmhaltebox: eher grau als appetitlich rosa. Ich blickte auf die Currysoße direkt daneben: Sie hatte an der Oberfläche eine dunkelbraune feste Fläche gebildet, die einige Risse hatte. Ich sah die Pommes, die von Salzkristallen bedeckt waren und vor Fett triefen.

Wayne bestellte trotzdem. Die Kanti-
nenhilfe stopfte die Wurst in den
Schredder, schlug mit einer Suppenkelle
ein Loch in die braune Kruste und
tauchte die Pommes noch mal ins heiße
Fett. Ich konnte mich von dem Anblick
kaum losreißen. (S. 78)

Als Grappas treues altes Golf-Cabrio von
Vandalen zerschnitten wird, zeigt sie eine
sentimentale Ader und will ihr Auto um je-
den Preis retten, doch Friedemann Kleist,
ihr Teilzeit-Lebensgefährte, rät ihr davon
ab.

„Die Reparatur wird viel teurer, als ein
anderes zu kaufen. Vandalismusschäden
sind nur von einer Vollkaskoversiche-
rung gedeckt.“

„Das ist mir egal.“

„Du bist trotzig wie ein kleines Kind“,
seufzte er. „Der Golf ist fast zwanzig
Jahre alt.“

„Ich will damit wenigstens noch den
Täter, der meinem Auto das angetan
hat, überfahren.“

„Welch frommer Wunsch“, stellte Kleist grinsend fest. „Langsam passt du dich den Leuten an, über die du berichtetest.“ (S. 176)

Alles in allem nimmt Grappas letztes Abenteuer doch noch eine gute Wendung, denn Friedemann erbt von einer Tante ein feudales Anwesen in Italien. Er entschließt sich, seinen Beruf an den Nagel zu hängen und in den sonnigen Süden zu ziehen. Grappa will ihm gerne folgen, macht sich allerdings Sorgen, ob ihr das Nichtstun wirklich auf Dauer behagen wird. Doch dann kommt ihr eine gute Idee, die sie in der letzten Nummer des Tageblatts, einer kostenlosen Extraausgabe, darlegt.

Nun ist es aber so, dass das Rentenalter den Leuten, die wie ich ihr Leben lang geschrieben haben, weiteres Schreiben nicht verbietet. Ein Krimiverlag hat mir angeboten, wenn ich Romane schreiben möchte, diese wohlwollend zu prüfen und vielleicht als Bücher herauszubringen.

Lassen Sie es sich gut gehen!

Ihre Maria Grappa

PS: Der Verleger meint allerdings, mein Name als Journalistin eigne sich nicht recht als Name für eine Schriftstellerin. Grappa – das klinge zu versoffen und würde die Hardliner unter den Antialkoholikern auf die Barrikaden treiben. Ich solle mir ein Pseudonym ausdenken. Das habe ich getan. Wenn Sie also verfolgen möchten, was ich weiter schreibe, schauen Sie nach diesem Pseudonym aus, das ich Ihnen hier verrate, aber Sie dürfen es nicht weitersagen. Das ist ein Geheimnis zwischen uns: Ihnen und mir. Wenn ich demnächst also Bücher schreiben sollte, wird da nicht Maria Grappa als Autorin drauf stehen, sondern das frisch ausgedachte Pseudonym: Gabriella Wollenhaupt. Ich gehe jetzt. (S. 249f)

Grappa will sich von nun auf das Schreiben von Krimis verlegen, allerdings unter einem Pseudonym, und zwar als Gabriella Wollenhaupt. Der Name klingt zwar etwas gekünstelt, hat aber den Vorteil, dass er sich dem Leser besser einprägt als beispielsweise Gabi Haupt.

Auch ihre Kollegen finden alle eine gemütliche neue Anstellung, so dass dieses letzte Abenteuer versöhnlich endet.

Und für die romantisch veranlagten unter ihren Lesern fügt Grappa noch eine letzte rührende Szene ein, in der sich unsere Heldin und ihr Gefährte endlich das Ja-Wort geben.

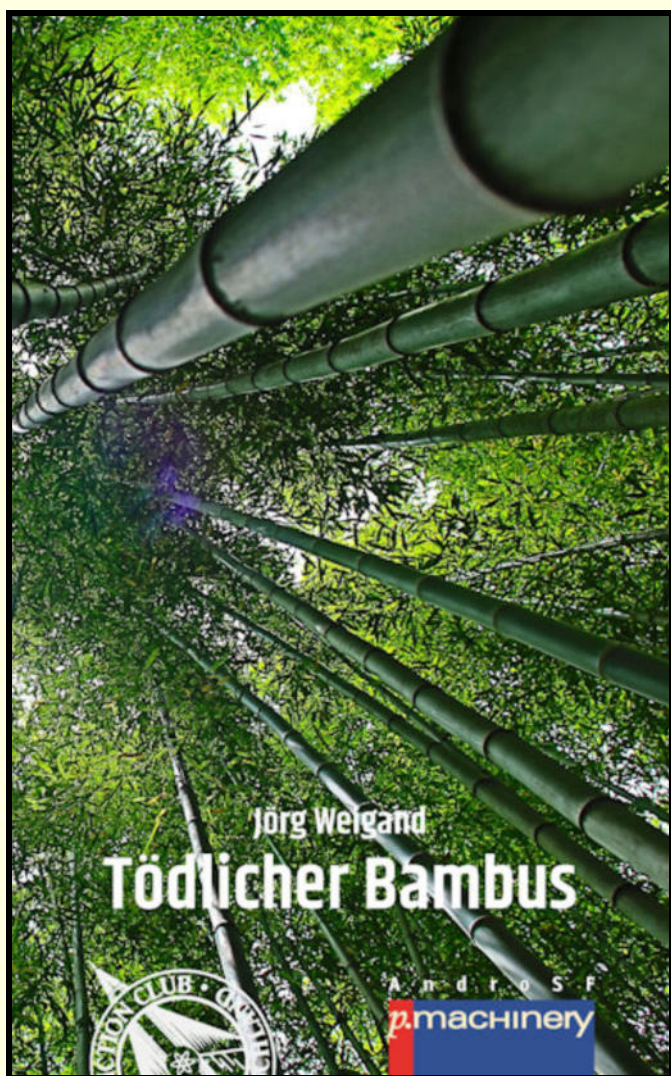
Gabriella Wollenhaupt greift in *Ein letzter Grappa* wie schon in den vorangegangenen Folgen ein brisantes Thema auf, nämlich die zunehmende Verrohung durch kriminelle Zuwanderer einerseits und Neonazis andererseits. Dass sie das hier zum wiederholten Mal macht, zeigt einerseits die Wichtigkeit des Motivs, andererseits aber auch, dass der Autorin der neue Stoff auszugehen scheint, was auch erklärt, warum die Serie hier enden muss. Zum Glück schenkt uns Gabrielle Wollenhaupt zum Abschied noch einmal einen ungetrübten Lese Genuss.

In Nachhinein kann man auch feststellen, dass sich die *Grappa*-Romane von anderen Krimis, in denen Journalisten als Ermittler auftreten, dadurch unterscheiden, dass hier viel und genau über die Redaktionsarbeit berichtet wird. Der Grund liegt darin,

dass Gabriella Wollenhaupt selbst Jahrzehnte als Redakteurin bei Zeitung und Fernsehen gearbeitet hat und daher das Metier genauestens kennt. Da sie ihren Ehemann Friedemann Grenz in ihren Romanen als Friedemann Kleist auftreten lässt, ist zu befürchten, dass die kuriosen Gestalten, die die Zeitungsredaktion im Roman bevölkern, wenigstens teilweise auch auf reale Vorbilder zurückzuführen sind.

Seit dem Erscheinen dieses Romans sind einige Jahre vergangen, in denen sich mancherlei geändert hat: Die Clankriminalität lebt trotz großer Ankündigungen der Politik fröhlich weiter und wird durch islamistische Terroranschläge ergänzt; die gewaltbereiten Neonazis haben sich jedoch anscheinend verdrückt und wurden durch umstürzlerische Reichsbürger am Krückstock, angeführt von einem halbdementen Prinzen, ersetzt, gegen die man die volle Staatsgewalt aufführen konnte. Und aus der krawalligen Naziszene ist eine immer größere Erfolge feiernde legale Partei geworden, während sich das schwedische

Mädchen gegenwärtig dem medialen
Kampf gegen Israel widmet.



MEIN BÜCHERBORD

Kuno I. Hilgenfelder

Jörg Weigand

Tödlicher Bambus

2024, Winnert, 239 S.

**Unerkäuflcher Privatdruck zum 84.
Geburtstag des Autors**

„Tödlicher Bambus“ von Jörg Weigand ist ein spannender Thriller, der die Leser in eine Welt voller Intrigen, Geheimnisse und unerwarteter Wendungen entführt. Weigand, der für seine fesselnden Erzählungen bekannt ist, kombiniert in diesem Werk Elemente des Krimis mit einer tiefen Auseinandersetzung mit kulturellen und historischen Themen.

Die Handlung dreht sich um einen mysteriösen Fall, der in einem exotischen Setting spielt, in dem Bambus eine zentrale Rolle spielt. Die geschickte Verknüpfung von Natur und Spannung verleiht der Geschichte eine besondere Atmosphäre. Weigand gelingt es, die Leser mit seinen lebendigen Beschreibungen und detaillierten Szenarien in die Handlung hineinzuziehen. Die Charaktere sind gut ausgearbeitet und vielschichtig, was es den Lesern ermöglicht, sich mit ihnen zu identifizieren und mitzufiebern.

Ein bemerkenswerter Aspekt des Buches ist die Art und Weise, wie Weigand kulturelle Elemente integriert. Er vermittelt nicht nur eine spannende Geschichte, sondern bietet auch Einblicke in die Traditionen und Bräuche der Region, in der die Handlung spielt. Dies verleiht dem Thriller eine zusätzliche Tiefe und macht ihn nicht nur zu einem reinen Unterhaltungswerk, sondern auch zu einer lehrreichen Lektüre.

Der Schreibstil ist flüssig und packend, was das Buch zu einem page-turner macht. Weigand versteht es, Spannung aufzubauen und die Leser bis zur letzten Seite in Atem

zu halten. Die unerwarteten Wendungen und die geschickte Konstruktion der Handlung sorgen dafür, dass man immer wieder überrascht wird.

Insgesamt ist „Tödlicher Bambus“ ein fesselnder Thriller, der sowohl Fans des Genres als auch Leser, die an kulturellen Themen interessiert sind, anspricht. Jörg Weigand hat mit diesem Werk eine spannende und unterhaltsame Geschichte geschaffen, die zum Nachdenken anregt und gleichzeitig für Nervenkitzel sorgt. Ein empfehlenswertes Buch für alle, die auf der Suche nach einer packenden Lektüre sind.



Iny Lorentz

Die Wanderhure – Intrigen in Rom

2024, Knaur Verlag, 506 S., 22 €

978-3-426-65392-0

„Die Wanderhure – Intrigen in Rom“ von Iny Lorentz ist Teil der beliebten historischen Romanreihe, die die Abenteuer von Marie, der Wanderhure, fortsetzt. In diesem Band wird die Geschichte von Marie und ihrer zwei Töchter in Herausforderungen in einer Zeit voller politischer Intrigen und gesellschaftlicher Umbrüche weitergeführt.

Lorentz gelingt es, die Leser erneut in das mittelalterliche Europa zu entführen, und sie schafft es, die Atmosphäre dieser Zeit lebendig werden zu lassen. Die detaillierten Beschreibungen der Schauplätze, von den belebten Straßen bis hin zu den prunkvollen Palästen Roms, tragen dazu bei, dass man sich in die Handlung hineinversetzt fühlt. Die Autorin hat ein feines Gespür für historische Details, was dem Buch Authentizität verleiht. Vor allem die Reise von Marie und ihrer Töchter nebst Gefolge von Kiebitzstein nach Rom wird aus-

fürlich geschildert. Auch das wahrlich giftige Leben in der Heiligen Stadt.

Die Charaktere sind vielschichtig und gut entwickelt. Marie bleibt eine starke und mutige Protagonistin, die sich den Widrigkeiten des Lebens mit Entschlossenheit und Intelligenz stellt. Ihre Beziehungen zu anderen Charakteren, sowohl zu Verbündeten als auch zu Feinden, sind spannend und tragen zur emotionalen Tiefe der Geschichte bei. Die Intrigen, die sich in Rom entfalten, sind packend und halten die Leser bis zur letzten Seite in Atem.

Der Schreibstil von Iny Lorentz ist flüssig und einladend, was das Lesen zu einem Vergnügen macht. Sie versteht es, Spannung aufzubauen und gleichzeitig die emotionalen Konflikte der Charaktere zu beleuchten. Die Mischung aus Abenteuer, Romantik und historischen Elementen macht das Buch zu einer fesselnden Lektüre.

Insgesamt ist „Die Wanderhure – Intrigen in Rom“ ein gelungener Teil, der die Geschichte von Marie auf spannende Weise fortsetzt. Iny Lorentz hat es geschafft, eine fesselnde Erzählung zu schaffen, die so-

wohl Fans des ersten Teils als auch neue Leser begeistern wird. Ein empfehlenswertes Buch für alle, die sich für historische Romane mit starken Charakteren und packenden Intrigen interessieren.



Howard Phillips Lovecraft (1890–1937)
Aufnahme von Lucius B. Truesdell, 1934

VERFALL NACH ARKHAM TRAGEN

Einige vorläufige Bemerkungen zu
dem Autor H. P. Lovecraft

Florian F. Marzin

Die eigentliche Rezeptionsgeschichte von H. P. Lovecraft im deutschen Sprachraum hat in den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts begonnen, als seine Werke in der von Franz Rottensteiner im Suhrkamp Verlag herausgegebenen *Phantastischen Bibliothek* erschienen. Diese Texte, von Rudolf Hermstein, Charlotte Gräfin von Klinkowstroem, H. C. Artmann, Michael Walter, und anderen übersetzt, hatten den grundsätzlichen Mangel, dass die Überset-

zer mit dem Originaltext sehr freizügig umgegangen sind, und es erweckt oftmals den Anschein, dass sie wenig Vorstellung davon hatten, was sie eigentlich übersetzten. Zudem haben sie die komplizierten Satzkonstruktionen des Autors häufig einer – ihrer Meinung nach – wohl besseren Lesbarkeit geopfert – auch unter Auslassung ganzer Passagen. Dies führte dazu, dass neuere, werkgetreue Übersetzungen beim Leser – in Unkenntnis des Originaltextes – häufig als schlechter lesbar kritisiert werden.

Das führt direkt zu dem zentralen Punkt.

H. P. Lovecraft hat die Horrorliteratur zwar in der Thematik revolutioniert war allerdings bestenfalls ein mittelmäßiger Autor! Seine Erzählungen wurden, bis auf wenige Ausnahmen, in Pulp-Magazinen veröffentlicht und haben keine Art von Lektorat durchlaufen. Dazu kommt noch, dass die Autoren solcher Magazine nach der Anzahl der Worte bezahlt worden sind, was bei Lovecraft zu nerventötenden Wiederholungen nahezu identischer Passagen und einer Anhäufung in ihrer Aussage nahezu identi-

scher Adjektive geführt hat. Dazu später mehr.

Lovecraft selbst hat seine Texte, wenn sie einmal abgeschlossen waren, auch selbst nie kritisch durchgesehen. Bei der in drei Teilen erfolgten Erstausgabe von *At the Mountains of Madness* (*Astounding*: Februar/März/April 1936) beklagte der Autor die Eingriffe des Herausgebers, allerdings nur ob der Kürzungen in dieser umfangreichen Erzählung.

August Derleth, sein Apologet und nimmermüder Herausgeber von dessen Werken, hat ebenfalls dafür gesorgt, dass keinerlei Eingriffe in Lovecrafts Texte – die allerdings mehr als notwendig wären – vorgenommen wurden.

Was ein Lektor bewirken kann wird an dem Fall Raymond Carver (1938–1988) deutlich. Dieser Autor wurde und wird wegen seiner bahnbrechenden Kurzgeschichten, erschienen zwischen 1976 und 1983, besonders wegen seines Stils geschätzt. Anfangs des letzten Jahrtausends hat dann sein Lektor, Gordon Lish, aufgedeckt, welchen erheblichen Anteil er und seine Bear-

beitung der Originaltexte an diesem Erfolg hatten.

Bei den vielen Neuausgaben von Lovecrafts Werken hat bis jetzt kein Verlag den Mut zu einer kritisch durchgesehenen Ausgabe gefunden, das heißt die Texte werkgetreu zu lektorieren.

Nun zu einigen offensichtlichen Mängeln, die Lovecrafts Werke durchgängig aufweisen. Er ist gänzlich unfähig Dialoge zu gestalten und macht deshalb auch keinen Gebrauch davon, was bedeutet, dass Aussagen von Personen generell in indirekter Rede wiedergegeben werden, was zu endlosen Konjunktivanhäufungen führt. Seine verschachtelten Sätze, immer wieder durch Semikolons und Bindestriche aneinandergereiht, führen dazu, dass die einzelnen Satzteile kaum noch zu identifizieren sind, und die Bezüge zueinander verschwimmen.

Seine Texte quellen über vor Unsagbarkeitstermini (unerklärlich, nicht vorstellbar, nicht beschreibbar, jenseits von..., unnennbar, unsagbar, etc.), und das Grauen, das er heraufzubeschwören versucht, kommt meist nicht wirklich zur Entfaltung,

weil sein Protagonist beim Anblick dieses in Ohnmacht fällt, um später dann – meist geistig umnachtet – im Krankenhaus, perspektive Irrenanstalt, aufzuwachen oder ihn der Tod ereilt hat.

Gleiches gilt für Adjektive und Adverbien. Selten kommt der Autor in seinen Texten nur mit einem aus, meist sind mehrere aneinandergereiht und werden beständig wiederholt, wenn das einmal so bezeichnete Ding oder Wesen im weiteren Verlauf der Handlung auftritt.

Seine Protagonisten entsprechen stets demselben Schema. Durchgängig Einzelgänger und Außenseiter, selten wie zum Beispiel in *At The Mountains of Madness* gibt es eine Gruppe von handelnden Personen, die allerdings schnell wieder in Einzelne aufgespaltet wird.

Bis auf wenige Ausnahmen (*In The Walls of Eryx*) sind die meisten seiner Erzählungen nicht auserzählt, häufig enden seine Protagonisten im Wahnsinn oder kommen zu Tode und damit hat sich die Sache – oder auch nicht! Denn die Bedrohung, der sie ausgesetzt waren, oder die sie bekämpft haben, existiert weiter, doch was das für

die Welt bedeutet bleibt offen. Besonders in den relativ kurzen – man kann sie kaum als Erzählungen bezeichnen – Texten, die mehr Skizzen oder nicht vollendete Versuche sind, (*The Festival*) bricht die Handlung völlig unmotiviert ab. In *Dreams in the Witch House* wird der Protagonist, Albert Gilman, von immer intensiveren Träumen heimgesucht, die beständig in ihrer Intensität zunehmen, aber leider nicht qualitativ. Es ist immer dieselbe Abfolge und die gleichen Visionen, die Gilman quälen und spätestens nach der fünften Wiederholung nur noch langweilig. Er stürzt durch Abgründe, wird von schrecklichen Geräuschen, die auch wieder nur durch Unsagbarkeitstopoi beschrieben werden, und nicht zu definierenden Objekten malträtiiert, um schließlich schweißgebadet aufzuwachen.

Ein besonders gutes oder schlechtes Beispiel ist auch *The Shadow over Innsmouth*, in dem der Protagonist endlos in der verfallenen Stadt Innsmouth umherirrt, um den missgestalteten, nur halbmenschlichen Einwohnern zu entkommen und den Leser immer wieder damit in Erstaunen versetzt, dass er nicht das Naheliegende tut, sondern

es anscheinend darauf anlegt, dass ihn sein Schicksal ereilt.

Keiner der Helden Lovecrafts hat die Qualität eines van Helsing oder einer Ellen Ripley, die sich der Bedrohung stellen. Seine Protagonisten sind durchgehend gehemmte, unsichere Einzelgänger, häufig auch Privatgelehrte (*The Whisperer in Darkness*), die mit Buchwissen – dem Autor nicht unähnlich – versuchen Übernatürliches zu ergründen. Dazu kreiert Lovecraft eine Reihe von uralten magischen Büchern, in denen in Vorzeiten schreckliche Dinge niedergelegt wurden und deren berühmtestes das „Necronomicon“ ist. Diese Bücher müssen immer dann herhalten, wenn der Autor nicht mehr weiter weiß.

Damit bewegt sich Lovecraft in einem eng begrenzten Themenkreis und erzählt im Prinzip das immer Gleiche auf die immergleiche Art.

Die meisten seiner Werke werden dem sogenannten Cthulhu-Themenkreis zugeordnet, aber er hat auch einige Erzählungen verfasst, die bar jedes Cosmic-Horrors sind, und – leider möchte man fast sagen – sind dies seine besten. Stringent durcher-

zählt, kaum Wiederholungen im Text, streng handlungslogisch aufgebaut und mit glaubwürdigen Protagonisten. Dazu gehören *The Rats in the Walls*, *The Thing on the Doorstep*, *The Music of Erich Zann* und andere mehr.

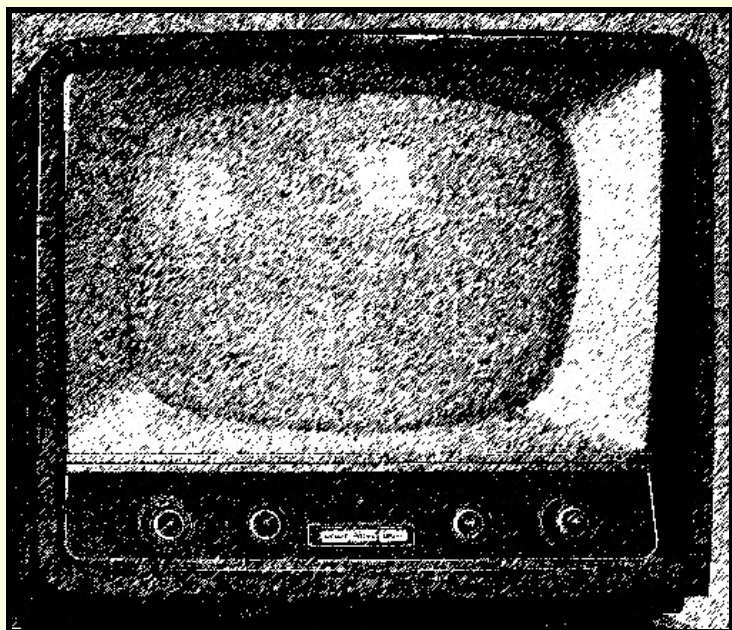
Lovecrafts nur sehr eingeschränkte Möglichkeiten, seine Texte zu strukturieren, wird besonders in den Erzählungen um den Protagonisten Randolph Carter deutlich. Herzstück dieses Motivkreises ist die über 170 Seiten lange Novelle *The Dream-Quest of Unknown Kadath*, die damit ähnlichem Umfang hat wie *At the Mountains of Madness*. Weiterhin gehören dazu *The Silver Key*, *Through the Gates of the Silver Key*. In diesen Texten bewegt sich der Protagonist ziellos nach einem Ort suchend, der irgendwo seiner harrt, aber niemals von ihm erreicht werden kann durch fremde Landschaften, mal gebirgige Hochebenen, die an die Anden erinnern, ohne dass der Autor diese je gesehen hätte, mal durch riesige unterirdische Höhlensysteme, bedroht von Ghouls und anderen Missgestalten, denen er immer wieder entkommen kann – aber alles ohne erkennbaren Sinn und Zweck. Es er-

weckt nicht nur den unterschwelligen Anschein, dass der Autor keine Vorstellung davon hatte, was er erzählen will und immer weiter schreibt, um sich sein Scheitern nicht eingestehen zu müssen. Zum Schluss der „Traumsuche“ führt er Randolph Carter schließlich wieder ganz unspektakulär in die triste, aber willkommene Gegenwart Neuenglands zurück.

Träume, das ist Lovecrafts probates Mittel, eine Handlung aufzulösen, doch der Leser muss sich angesichts der Beliebigkeit, die nun einmal ein Kennzeichen von Träumen ist, fragen *cui bono*? Dem Autor sicher, um aus einer verfahrenen Erzählsituation herauszukommen, dem Leser sicher nicht, denn der kann damit anfangen, was er will, also im Prinzip: Nichts.

Die inzwischen hinlänglich bekannten Lebensumstände von Howard Philip Lovecraft, seine Zurückgezogenheit, um nicht Abkapselung vom Leben zu sagen, in diesem Zusammenhang als Begründung ins Feld zu führen, hieße Verfall nach Arkham tragen, darf aber nicht den vorurteilsfreien Blick auf seine Qualitäten als Autor verstellen – außer man heißt August Derleth!

Lovecraft war ein Autor, gefangen in dem von ihm selbst geschaffenen Kosmos, und zugleich Prediger einer Weltsicht – nicht im Sinne von Arthur Machen –, sondern zusammengeklaut aus Versatzstücken einer rudimentären Bildung, deren Darstellung seine schriftstellerischen Fähigkeiten deutlich überschritten haben.



WOHIN?

Erzählung

Michael Wiedorn

Ich stehe in der Anstaltsdirektion vor dem Direktor. Ich beschwere mich, dass ich von den anderen Insassen schikaniert werde.

Eines Abends stieg ich ins Bett und es war klatschnass und die Laken waren pissgelb verfärbt. Mittags aß ich meine Suppe und plötzlich erschrak ich zu Tode. In letzter Sekunde spie ich einen Reißnagel aus, der schon beinahe in meinen Rachen rutschen wollte. Der Nagel hätte mir die Speiseröhre aufgeschnitten. Er hätte mir Magen und Darm zerschnitten. Meine inneren Blutungen. Wer ist mein Todfeind?

Der Anstaltsleiter meint spöttisch lächelnd, dass Einzelzimmer in dieser Institution nicht vorgesehen seien. Das hier sei kein Hotel. Sie hätten nur ein finsternes Zimmer ohne Fenster, das sonst als Karzer diene. Schwarze Wände und ein harter Betonfußboden. Ich würde in der Finsternis hausen und durch kleine Löcher unmittelbar unter der Decke würden gespenstische Schatten fluten. In diesem Raum könne der Inhaftierte absolut nichts unternehmen, da es für jede Betätigung zu düster wäre. Es gäbe hier nur einen ständig laufenden Fernseher, den nur der Wärter abschalten könne. Die Lautstärke ist voll aufgedreht. Ich scherze noch, dass das Gerät nur Horrorfilme zeige. Niemand kann über diesen Witz lachen, am allerwenigsten ich selbst. Die versteinerte Miene des Direktors beleidigt mich.

Er meint noch, ich könne heute noch in eine andere Institution verlegt werden, aber dort wären die wirklich harten und gefährlichen Bestien. Ein gigantischer Tiger läuft zähnebleckend hinter Gitterstäben auf und ab und behält mich im Auge.



DIE LÄMMERJUSTIZ
Erzählung
Übersetzt von Vera Gerling

Fernando Sorrentino

Wie aus unterschiedlichen, jedoch allesamt vertrauenswürdigen Quellen zu erfahren ist, taucht die Lämmerjustiz in verschiedensten Vierteln und Vororten von Buenos Aires in letzter Zeit immer häufiger auf.

Alle Berichte stimmen dahingehend überein, wie die Ankunft der Lämmerjustiz vor sich geht: Plötzlich erscheinen wie aus dem Nichts fünfzig weiße Lämmer; sofort gehen sie auf ihr offenbar vorher festste-

hendes Opfer los und verschlingen es in wenigen Sekunden mit Haut und Haaren, bis nur noch das Skelett übrigbleibt. Dann verschwinden sie genauso schnell, wie sie gekommen sind, verteilen sich wie der Blitz und flüchten in alle Richtungen. Und wehe, man stellt sich ihnen in den Weg: Zu Beginn wurde noch häufig von tragisch endenden Fällen berichtet. Später lernten die potentiell Unvorsichtigen aus dem Schaden der anderen und so widersetzte sich niemand mehr der Lämmerjustiz.

Wie dem auch sei, es hat gar keinen Sinn, mich mit diesen Details aufzuhalten. Alle Welt ist über die Pressemeldungen in Rundfunk, Fernsehen und Zeitungen zur Genüge informiert und es steht reichlich Foto- und Filmmaterial zu Verfügung.

Ein Großteil der Menschen ist in tiefer Sorge wegen der Lämmerjustiz, ihrer unvorhergesehenen Verwüstungen, der daraus resultierenden Tode und Ängste. Doch sind die meisten Menschen ganz einfach strukturiert, nicht allzu intelligent und verfügen über keinerlei reflektive Fähigkeiten, und so äußert sich ihre Unruhe hauptsächlich in dem Wunsch, es möge die Lämmer-

justiz gar nicht geben. Ein solcher Wunsch ändert natürlich nichts an der Existenz der Lämmerjustiz und dient noch viel weniger der Erklärung, warum und zu welchem Zweck sie da ist.

Dem liegt der Fehler zugrunde, von der Lämmerjustiz selbst so eingenommen zu sein, dass man darüber die Opfer vergisst. Mir selbst bereitete während der ersten, sagen wir hundert Exekutionen der Gedanke schlaflose Nächte, dass unglaublicherweise solche Lämmer existierten, die nicht nur Fleischfresser waren, sondern gar Menschenfleisch jagende Raubtiere. Dann fiel mir auf, wie sehr ich mich in diese Details verrante, wobei ich das Wichtigste unbeachtet ließ: die jeweilige Persönlichkeit der Opfer.

Also begann ich, mich den Nachforschungen über das Leben der Ermordeten zu widmen. Als wäre ich Soziologe, fing ich bei der unsinnigsten Frage an, nämlich der nach Vermögen und Bildungsstand. Die Statistik stellte sich als völlig nutzlos heraus: alle gesellschaftlichen Schichten hatten Opfer zu verzeichnen.

Ich änderte also meine Strategie, suchte das Gespräch mit Verwandten und Bekannten und kitzelte einiges aus ihnen heraus. Die Aussagen waren sehr unterschiedlich, manchmal sogar widersprüchlich. Doch schon bald fiel mir die häufige Wiederholung eines bestimmten Satztyps auf: „Er soll ja in Frieden ruhen, der Arme, aber eigentlich...“

Mir kam eine beinahe zweifelsfreie Erkenntnis. Und ich war mir in dem Moment beinahe gänzlich meiner unausgereiften Hypothese sicher, als die Lämmerjustiz meinen reichen Nachbarn zerfleischte, jenen Doktor P.R.V., auf dessen Schreibtisch ...

Der Fall P.R.V. führte mich auf ganz natürlichem Wege zur endgültigen Klärung des Geheimnisses.

So weit, so gut. Ich hasste Nefario vom Scheitel bis zur Sohle. Doch möchte ich nicht, dass diese niederen Gefühle den rein objektiven Stil dieses Berichts durchdringen. Allerdings sehe ich mich um der Klärung des Phänomens willen gezwungen, mir eine Abschweifung persönlichen In-

halts zu erlauben. Wenn es auch möglicherweise niemanden interessieren mag, ist doch ein solcher Exkurs hier unabdingbar – sofern man mir Glauben schenken möchte –, um meiner Hypothese über die Ursachen und Ziele der Lämmerjustiz zustimmen oder sie ablehnen zu können.

Hier folgt die Abschweifung. Tatsache ist, dass die Lämmerjustiz gerade zu dem Zeitpunkt am aktivsten war, als ich durch eine düstere Lebensphase ging. Gepeinigt von Armut, Orientierungslosigkeit und Schmerz, befand ich mich tief unten in einem dunklen Loch, dessen Ausgang ich mir nicht einmal vorstellen konnte. So war mein Zustand.

Nefasto hingegen lebte, wie man so sagt, ein sonniges Leben. Kein Wunder, denn das einzige, was ihn in seiner lasterhaften Existenz wirklich interessierte, war das Geld. Nur das war ihm wichtig: Geld verdienen als Selbstzweck. Und auf dieses hochheilige Ziel konzentrierte er all seine unerbittlichen Energien, skrupellos und ohne Rücksicht auf Verluste. Es versteht sich von selbst, dass er vollen Erfolg hatte:

Nefario gehörte zu der Sorte Mensch, die man gemeinhin Sieger nennt.

Ich – das sagte ich ja schon – war damals recht bedürftig. Und nichts ist einfacher, als die Notleidenden auszunutzen. Nefario – dieser habsüchtige Geier, der niemals auch nur ein Buch gelesen hatte – war Verleger. Und ich erledigte für ihn, da sich mir keine bessere Arbeit bot, Übersetzungen und Korrekturen. Nefario zahlte mir nicht nur einen Hungerlohn, sondern ergötzte sich auch noch daran, dass ich ihn demütig darum bitten und auf die Zahlung warten musste.

(Ich hatte mich schon damit abgefunden, dass Verdruss und Frustration zu einem Teil meiner selbst geworden waren.)

Als ich ihm als letzte Arbeit diese furchtbare und mühselige Übersetzung einreichte, sagte Nefario wie so oft zu mir:

„Leider Gottes kann ich Sie heute nicht bezahlen. Ich habe nicht einen einzigen Centavo.“

Das sagte er mir gut gekleidet, parfümiert und lächelnd in seinem luxuriösen Büro. Wie ein Sieger, versteht sich. Ich dachte an meine aufgesprungenen Schuhe,

meine alte Kleidung, die Engpässe meiner Familie, die Last meiner Sorgen. Ich raffte mich auf und sagte:

„Aber was denken Sie denn, wann...“

„Machen wir es doch am besten so“, er gab sich zuversichtlich und gütig, als wollte er mir helfen. „Diesen Samstag nicht, denn da fliege ich auf einen Sprung an den Strand von Rio de Janeiro. Aber am Samstag darauf, da kommen Sie doch gegen elf Uhr morgens bei mir zu Hause vorbei, und dann machen wir das klar.“

Herzlich gab er mir die Hand und klopfte mir aufmunternd und freundschaftlich auf die Schulter.

Es vergingen zwei Wochen. Der besagte Samstag kam und ich erreichte das hübsche Haus in der Calle Once de Septiembre. Beim Grün der Bäume, dem Duft nach Pflanzen, dem klaren Himmel und der Schönheit dieses Viertels fühlte ich mich noch elender als zuvor.

Um fünf nach elf drückte ich auf die Klingel.

„Der Señor ruht sich gerade aus“, informierte mich eine Hausangestellte im blauen Kittel mit weißen Punkten.

Ich zögerte einen Moment und sagte dann: „Und die Señora?“

„Wer ist da, Rosa?“, hörte ich eine Stimme.

„Ich, Señora“, ich sprach etwas lauter, da dies meine einzige Hoffnung war. „Ist Señor Nefario da?“

Rosa verschwand und statt dessen erschien ein unter Schönheitsmasken begrabenes Gesicht. Mit harter Raucherstimme fuhr sie mich an:

„Hat man Ihnen nicht gesagt, dass der Señor sich gerade ausruht?“

„Ja, Señora, aber er hat mich für heute elf Uhr herbestellt.“

„Schön und gut, aber jetzt ruht er sich gerade aus“, gab sie unnachgiebig zurück.

„Hat er nicht vielleicht etwas für mich hinterlegt?“, fragte ich dumm weiter – als würde ich Nefario nicht kennen!

„Nein.“

„Aber er selbst hatte mich doch für elf Uhr bestellt, um...“

„Ich sagte Ihnen doch schon, dass er nichts für Sie hinterlassen hat. Seien Sie doch so nett und stören nicht länger.“

Da hörte ich ein blökendes Gezeter und sah, wie die Lämmerjustiz anrückte. Ich drückte mich auf die Seite und kletterte zum weiteren Schutz noch ein Stück das Gitter hinauf, wenn mir auch mein Gewissen sagte, die Lämmerjustiz sei bestimmt nicht auf der Suche nach mir. Die Lämmer erstürmten in Windeseile den Garten und als die letzten ihn erreicht hatten, waren die ersten schon ins Haus eingedrungen. In nur wenigen Sekunden sog die Tür Nefarios alle Tiere auf, wie ein Abfluss das Wasser. Der Garten war aufgewühlt, die Pflanzen niedergetrampelt.

Señora Nefario reckte sich aus einem winzigen Fenster:

„Kommen Sie schnell, Señor, kommen Sie!“, greinte sie mit feuerrotem und verheultem Gesicht. „Helfen Sie uns, Señor, bitte!“

Von Neugier getrieben, trat ich ein. Ich sah umgestürzte Möbel, zerbrochene Spiegel. Die Lämmer sah ich nicht.

„Sie sind oben!“, informierte mich Señora Nefario und versuchte, mich näher an die Gefahr heranzuschleifen. „In unserem

Schlafzimmer! Tun Sie doch etwas, seien Sie kein Feigling, seien Sie ein Mann!“

Ich ließ mich nicht erweichen. Nichts steht meinen Überzeugungen und Prinzipien ferner, als der Versuch, mich der Lämmerjustiz entgegenzustellen. Von oben drang ein verworrenes Getrappel herunter. Die runden, wollenen Rücken sprangen lebhaft umher und versuchten wohl gemeinsam, irgendein Hindernis einzurammen. Flüchtig erkannte ich einen Moment Nefario, eine Sekunde nur: ganz zerzaust und in panischer Angst schrie er etwas und versuchte, die Lämmer mit einem Stuhl anzugreifen. Doch sofort versank er wieder in der weißen, gelockten Wollmasse, wie jemand, der von einem starken Sog in den Treibsand gezogen wird. Kurz erhob sich noch mittendrin ein Tumult, dann wurde das Beißen und Kauen der Kiefer immer lauter und ab und zu knackte ein kleiner Knochen. Die ersten Zeichen von Auflösung bedeuteten mir, dass die Lämmer ihre Aufgabe beendet hatten, und einen Augenblick später stürmten die Tierchen lärmend die Treppe herunter. Auf ihrer makellos weißen Wolle entdeckte ich einige Blutflecken.

Komischerweise verlor Señora Nefario beim Anblick dieses Blutes – für mich das Symbol einer ethischen Genugtuung – den Kopf. Während sie mich noch immer weinend beschimpfte und einen Feigling nannte, stürzte sie mit einem großen Messer gewappnet ins Wohnzimmer. Da ich ganz genau wusste, wie es denjenigen ergeht, die versuchen, die Lämmerjustiz aufzuhalten, hielt ich mich dezent im Hintergrund und beobachtete, wie Señora Nefario in einem raschen und beeindruckenden Schauspiel entfleischt und gefressen wurde. Danach rannten die fünfzig Lämmer auf die Calle Once de Septiembre hinaus und verstreuten sich, wie schon so oft, in alle Richtungen.

Rosa schien, wer weiß warum, recht erschreckt zu sein. Ich redete ihr beruhigend zu und von jedem Hass befreit verabschiedete ich mich lächelnd von dem Hausmädchen.

Es stimmt, dass ich Nefario nicht dazu bewegen konnte, mir diese mühsame und furchtbare Übersetzung zu bezahlen. Und doch ließen das Grün der Bäume, der Duft nach Pflanzen, der klare Himmel und die

Schönheit dieses Viertels mein Herz vor Freude wild schlagen. Ich sang vor mich hin.

Ich wusste, dass im dunklen Abgrund, in dem ich mich befand, der erste Hoffnungsschimmer aufgeleuchtet war.

Vielen Dank, Lämmerjustiz!



WEIßER MARMOR

Erzählung

Christian Knieps

In einem Jahrhundert, in dem die Sonne noch der Taktgeber des menschlichen Treibens war, stand Salvatore weit vor den ersten Sonnenstrahlen auf, zündete in seiner einfach eingerichteten Hütte zwei Kerzen an, achtete darauf, dass diese nicht im Luftzug standen, sodass sie keinen wertvollen Wachs verschwendeten, und machte sich bereit, einen neuen Tag draußen in der Natur zu verbringen, um seiner Arbeit nachzugehen, die er wie viele andere in dieser Gegend von Italien hatte: die Gewinnung von Marmor.

Die Region um Carrara, die im Nordwesten des italienischen Stiefels lag und die so bekannt für ihren Marmor war, den es in unterschiedlichen Variationen gab, bildete seit nunmehr fast vierundfünfzig Jahren Salvatores Heimat. Davon hatte er mehr als die letzten dreißig damit zugebracht, in einer nahen Mine Marmor für eine große Kooperative zu brechen, zu sägen und zu transportieren, den Stein zu waschen, zu polieren und zu schleifen, ehe er eines Tages auf dem Marsch durch die weitere Umgebung einen massiven Abhang inmitten des dschungelartigen Waldes fand, der fortan sein Leben verändern und seinen Tagesrhythmus bestimmen sollte.

Ursprünglich aus San Luca, also zwischen Carrara mit den dahinterliegenden Bergen und dem Meer bei Marina di Carrara aufgewachsen, entschied sich Salvatore im Alter von vierzehn Jahren, die Arbeit des Vaters als Fischer nicht aufzunehmen, sondern dem Weg seines Onkels in die Berge im Hinterland zu folgen. Jeden Morgen stand er auf, ging zuerst zu seinem Onkel und dessen beiden Söhnen, schnappte sich von seiner Tante etwas zu essen für den

Weg zur Arbeit, und gemeinsam machten sie sich zu viert auf den steinigen Anstieg zu ihrer Mine, wo sie Tag für Tag dem Berg das weiße Gold des nördlichen Italiens ent-rissen. So schwer diese Arbeit auch war, so einfach war Salvatores Leben: morgens aufstehen, zur Arbeit gehen, mittags etwas essen, dann in der Hitze oder Kälte des Tages weiterarbeiten, bis der Abend die Dunkelheit mitbrachte, die das Arbeiten zwar unter dem elektrischen Licht noch möglich machte, doch irgendwann wollte der Körper nicht mehr, sodass die Männer sich auf den Weg nach Hause machten, um am nächsten Morgen in die entgegengesetzte Richtung wieder loszumarschieren. Das machten die Arbeiter der Minen an sechs Tagen der Woche; nur der Sonntag gehörte dem Herrn. Für Salvatore galt der Sonntag ab und an nach der Kirche dem Meer, wenn er seinen Vater auf einer Tour rund um die Felsen der Strände begleitete, sie in der Sonne abwechselnd ruderten, rauchten und das Boot treiben ließen, um sich der Stille der Natur und dem sanften Tragen der Wellen zu erfreuen. Wenn er jedoch nicht mit seinem Vater sonntags ausfuhr, stand er

früh am Morgen auf, packte einen Leinenrucksack und machte sich auf den Weg durch die Landschaft, wobei er immer darauf achtete, in einer der benachbarten Gemeinden die Kirche zu besuchen. Seine Mutter schüttelte immer den Kopf, wenn der Sohnmann sich aufmachte, auch an dem Tag des Ruhens weite Wege durch die Landschaft zu machen, die erst recht an einem Sonntag, aber auch schon in der Woche nur von sehr wenigen Menschen durchschritten wurden. Somit konnte sich Salvatore auf seinen Märschen ganz seinen Gedanken widmen, die ihn über San Luca, Carrara und dann nördlich über Sorgnano, Gragnana, Noceto und Castelpoggio führten, ehe er sich nach Osten wandte, Richtung Vinca im weiteren Sinne, doch Salvatore wollte zu den Ausläufern der Apuanischen Alpen, die in der Luftlinie die beiden Orte La Spezia und Pistoia voneinander trennten.

Dort, wo der Wald und die Wiesen begannen, wo sie das Gestein und Geröll des Massivs zurückeroberten – oder, von unten betrachtet, an das massive Berggestein verloren –, wanderte Salvatore den ganzen

Sonntag entlang, genoss die Einsamkeit und den Frieden der Gegend, trank von den Quellen, die ein so reines und kühles Wasser besaßen, dass es kein besseres zu geben schien, und nicht selten sah er, wie Gämse, Alpensteinböcke und Schneehühner die steilen, geröllübersäten Steigungen besiedelten, ohne dass sie Angst davor haben mussten, vom Menschen gestört zu werden.

Auf einer dieser Wanderungen geschah es, dass Salvatore für einen kurzen Moment geblendet wurde; es ging so schnell, und er war so sehr überrascht von der Blendung, dass er nicht sofort stehenblieb, sondern erst einen Augenblick brauchte, ehe er sich fragte, was die Blendung hervorgerufen hatte. Doch obwohl er überall umherging und die Stelle suchte, von der er geblendet worden war, kannte er nur ungefähr die Richtung, aus der die Sonnenstrahlen in Richtung seiner Augen abgelenkt worden waren. Sie kamen aus Richtung der ansteigenden Steilwände, die sich auf der rechten Seite vom Weg abgrenzten; wenige Schritte musste er durch dorniges Gestrüpp und disteliges Gras machen, ehe er an den Fuß

des Hanges kam, auf dem er ein Plateau ausmachen konnte, von dessen grober Richtung aus das Blendwerk geschehen war. Mit seinen Blicken suchte Salvatore einen Weg nach oben, doch es sollte ihn Mühe und Geduld kosten, einen gangbaren Weg ohne allzu große und gewagte Kletterei zu finden, der ihn allerdings um einiges vom eigentlichen Ziel, dem Plateau, entfernte. Endlich gelangte er auf den kleinen Absatz des Geröllanstiegs, und Salvatore schien es, als befände er sich in einem Traum aus weißem Licht, denn aufgrund seiner langjährigen Erfahrung in den Massiven der Berge erkannte er sofort, was er entdeckt hatte: den weißesten Marmor, den er je in seinem Leben gesehen hatte. Große und kleine Brocken des weißen Goldes lagen auf dem Plateau verteilt und ein beinahe kreisrunder Ausschnitt im Massiv des Berges deutete an, dass es dort noch mehr zu holen gab – wenn man sich die Mühe machte und den Berg an dieser Stelle abtrug. Doch noch lagen genügend Geröllstücke herum, von denen sich Salvatore einen mittleren von herausstechender Qualität in seinen Rucksack lud, diesen auf seinem Rü-

cken schnallte und nun sehr froh darüber war, dass er vorhin den Weg nach oben suchen musste, denn dieser gangbare Weg war notwendig, um ihn mit der zusätzlichen Last wieder sicher nach unten zu bringen. Unten angekommen orientierte sich Salvatore Richtung Heimat, und ohne den Umweg über Castelpoggio zu gehen, wanderte er direkt am Massiv entlang, ließ Torano links liegen und marschierte voller Aufregung über seinen Fund in Carrara ein, auf der Suche nach einem alten Freund der Familie, der sich mit den Qualitäten des Marmors auskannte wie kaum ein anderer in dieser Gegend. Zunächst war Angelo, der alte Freund der Familie, nicht sehr erfreut, an diesem Sonntagnachmittag von irgendwem beim Mittagsschlaf gestört zu werden, doch als er den Marmorblock in seinen Händen hielt, verschlug es ihm die Sprache, und Salvatore wusste nun endgültig, dass er einen Ort ausgemacht hatte, an dem es den besten, reinsten und weißesten Marmor gab, den die Welt bisher gesehen hatte – und in Carrara habe er bereits viel Marmor gesehen, doch nie einen von dieser ab-

soluten Reinheit, meinte Angelo als Bestätigung.

Wo er ihn gefunden habe, wurde Salvatore umgehend gefragt, und obgleich ihm die Antwort schon auf der Zunge lag, konnte er sich kontrollieren und verriet nichts – selbst dem alten Freund der Familie nicht, der auch sogleich ärgerlich wurde. Doch Salvatore blieb hart und sagte Angelo, dass es ein Geheimnis zwischen ihm und dem Berg bleiben würde, und nach einigen weiteren Versuchen und der Zusicherung Salvatores, einen Teil des Erlöses an Angelo abzutreten, gab der Freund der Familie auf und einigte sich mit Salvatore darauf, dass er herausfinden wolle, welchen Preis er für diesen reinen Weißmarmor erzielen konnte.

Am folgenden Tag vermochte Salvatore seine Ungeduld kaum vor den anderen seiner Familie zu verbergen, denen er immer wieder sagen musste, dass alles in Ordnung war – immer mit der Hoffnung im Hinterkopf, dass Angelo eine stolze Summe würde aushandeln können. So verlangsamte sich der Arbeitstag in den Phasen, in denen Salvatore angst und bange war, genauso wie

er sich immens beschleunigte, wenn er davon träumte, wie ihm Angelo um den Hals fiel, ihn auf die Wange küsste und ihm ins Ohr flüsterte, dass er ab nun der glücklichste Mensch in ganz Carrara sein würde.

Als der Arbeitstag endlich vorbei war, hielt Salvatore nichts mehr bei seinem Onkel und dessen Söhnen, sondern er lief wie ein Blitz Richtung San Luca, erwischte Angelo in seiner Werkstatt und war so außer Atem, dass er kaum verstand, was ihm sein Freund sagen wollte. Erst nach und nach wurde Salvatore klar, dass er mit dem Erlös, den ihm Angelo nach Abzug seines Lohnes gab, mehr als einen Wochenlohn in seinen Händen hielt, und auch wenn Angelo erneut versuchte, Salvatore das Geheimnis des Fundortes abzuschwatzen, blieb es auch an diesem Abend sicher bei ihm verwahrt.

Salvatore ging über den Umweg des Fleischers der Stadt nach Hause, kaufte eine Lammhälfte und erregte mit dieser Handlungsweise ein ungewöhnliches Interesse, denn nur sehr wenige Menschen in der Umgebung und noch weniger Menschen in San Luca hatten das Geld zur Verfügung,

sich eine ganze Lammhälfte auf einmal zu kaufen – nicht in einer Gegend, in der es zwar öfters Fisch, aber nur ganz selten einmal Fleisch auf den Tellern der Arbeiter gab. Doch ehe Salvatore seinen Fehler gewahr wurde, liefen bereits mehrere Kinder hinter ihm her, bestaunten den riesigen Berg Lammfleisch und fragten unablässig, woher Salvatore das frisch geschlachtete Stück Lamm habe.

„Das habe ich geschenkt bekommen“, log Salvatore und hoffte, damit die Meute loszuwerden, zu der sich nun auch immer mehr Erwachsene gesellten; allein die Tatsache, dass der Sohn des Fleischers unter den Kindern war und mitbekommen hatte, dass Salvatore die Hälfte soeben bei seinem Vater gekauft hatte, führte dazu, dass der Glückliche an diesem Tag nicht nur einen groben Fehler, sondern gleich zwei gemacht hatte.

Schnell sprach sich das ungewöhnliche Ereignis in San Luca herum, und je mehr Ohren davon erfuhren, desto weiter entfernte sich die erzählte und weitererzählte Geschichte von der wahren, die bereits ohne Überhöhung ausgereicht hätte, um Sal-

vatore auf eine andere Stufe in der Ortschaft zu erheben. War er am Sonntag noch ein einfacher Arbeiter gewesen, der allenfalls durch sein tadelloses Auftreten und seine harte Arbeit auffiel, so war er jetzt eine Person, die mit einem Mal Neider hatte; schon am nächsten Morgen spürte er die Veränderung, als er in das Haus seines Onkels trat, mit seiner üblichen Freude nach den Leckereien seiner Tante griff und dafür einen verdutzten Blick erntete, der sonst nie auf dem Gesicht der Tante lag. Auf dem gesamten Weg in den Steinbruch sprachen seine drei Begleiter kein einziges Wort mit ihm, und Salvatore spürte, dass sich etwas seit dem vorherigen Tage verändert hatte. Kurz bevor sie die Mine erreichten, fragte Salvatore in die Runde, was der Grund ihres Schweigens sei, doch ohne eine Antwort zu erhalten, blickten die drei starr an ihm vorbei und betraten die Arbeitsstelle, ohne auf Salvatore zu warten. Dieser Nackenschlag saß tief, und er machte sich den ganzen Tag darüber Gedanken, was denn zwischen ihm und den dreien vorgefallen war, doch er konnte sich keinen anderen Reim darauf machen, als dass sie neidisch waren. Erst

einige Monate später, als Salvatore längst nicht mehr in der Mine arbeitete, erzählte ihm sein Vater, dass ihm sein Bruder endlich erklärt habe, warum sich das Verhältnis zwischen Salvatore und den dreien von dem einen auf den anderen Tag völlig umgekehrt hatte: Salvatore hatte an dem Abend, an dem er das halbe Lamm mit nach Hause brachte, vergessen, einen Teil davon seinem Onkel und dessen Familie zu geben, die jeden Morgen darauf geachtet hatten, dass Salvatore etwas zu essen mit auf den Weg zur Arbeit nehmen konnte. Wie peinlich berührt war Salvatore, als er sein Fehlen erkannte; umgehend ging er in den Ort zum Fleischer und kaufte ein ganzes Schwein, das ihn mehr kostete als einen ganzen Monatslohn – doch das war ihm die Schmach wert. So sehr ihm das Herumtragen des halben Lamms Neider und Missgönner beschert hatte, so verärgerte dieses ganze Schwein einen Teil der Arbeiter, die vermuteten, dass Salvatore damit seinen neuen Reichtum zur Schau stellen wollte; als er dann jedoch in das Haus seines Onkels trat, in dem er seit jenem Tag nicht mehr gewesen war, missgönnten nicht nur

ihm die Einwohner den neuen Reichtum, sondern nun auch der gesamten Familie. Daher war es kein Wunder, dass sich der Onkel kaum über das ganze Schwein freute, und obwohl er Salvatores Entschuldigung mit ganzem Herzen annahm, da ihm sehr an seinem Neffen gelegen war, so ahnte er auch, dass das Schwein das Leben seiner Familie nicht erleichtern, sondern weiter erschweren würde. Salvatore hingegen spürte vor allem, dass die Beziehung zu seinem Onkel und dessen Familie durch das Geschenk erneuert worden war, sodass er mit neuer Kraft an die Besorgung des reinsten und weißesten Marmors der Gegend gehen konnte.

In dieser Anfangszeit war es für Salvatore ein Leichtes, die Brocken, die sich auf dem Plateau verteilten, einzusammeln, in seinen neuen, großen, ledernen Rucksack zu packen, um sich mit diesem Richtung San Luca aufzumachen. Worauf er vielmehr Acht geben musste, waren jene Neider, die versuchten, das Geheimnis seiner Mine herauszufinden, indem sie Salvatore auf seinem Weg durch die ansteigenden Berge verfolgten. Bei der Entdeckung des ersten

Verfolgers hatte Salvatore noch das Glück auf seiner Seite, denn als er gerade den Blick auf das Plateau richtete, sah er im Augenwinkel, wie sich eine Gestalt hinter einem Baum versteckte; sogleich wusste Salvatore um die Gefahr, die in dem Entdecken seines Marmorplateaus lauerte, und ohne eine Miene zu verziehen, wanderte Salvatore weiter durch die Berge, an der Mine vorbei, hoffte darauf, dass der andere, sein Verfolger, nicht ebenso wie er vom glänzenden Weiß des Marmors geblendet wurde, doch zu seinem Glück waren an diesem Tag genügend Wolken am Himmel – oder aber das Schicksal wollte es nicht, dass jeder die Mine finden konnte. Nach einem langen Tag mit einem riesigen Gewaltmarsch hatte er seinen Verfolger bis auf das Zahnfleisch zermürbt, denn als beide zurück in die Stadt einzogen – an Salvatores Heim vorbei –, konnte der Verfolgte genau sehen, wie griesgrämig der Verfolger ob des fehlgeschlagenen Versuches war, das glücklich gehütete Geheimnis zu entdecken. Seit diesem Tag war Salvatore deutlich mehr auf der Hut und riskierte eine Woche lang nicht, zu seiner Mine zu gehen, son-

dern suchte auf dem Weg dorthin nach günstigen Gelegenheiten, um mögliche Verfolger frühzeitig zu entdecken. Eine Woche später fand er auf seinen Streifzügen ein riesiges Geröllfeld, durch das ein Bachlauf zog und nach allen Seiten gut zu überblicken war, sodass sich kein Verfolger trauen würde, näher heranzukommen, und obgleich der Marsch über das Feld einen enormen Umweg bedeutete, war dieser Salvatore nur recht, denn schlimmer noch als der Mehraufwand war ein Entdecken der Mine durch einen Anderen. Dennoch kam es zu Beginn häufig vor, dass er einen oder mehrere Verfolger hatte, und immer, wenn sich Salvatore sicher war, dass er die Verfolger nicht abschütteln konnte, entschied er sich, einen völlig anderen Weg als den zur Mine einzuschlagen, und bereits nach kurzer Zeit wussten die meisten Neider, dass es keinen Sinn machte, dem Geheimniskrämer folgen zu wollen.

Aber nicht nur die Neider, die ihm aus San Luca heraus folgten, sondern auch die Händler, die bereit waren, einen hohen Preis für die edelsten aller Marmorstücke zu zahlen, machten Druck auf Salvatore, denn

sie versprachen sich durch eine Bekanntgabe des Fundortes die Möglichkeit, im großen Stil diese herausragende Qualität vor allem ins Ausland zu verkaufen; immer häufiger lockten sie Salvatore mit großen Geldsummen, und obwohl er mit einigen Angeboten für seinen Lebttag ausgesorgt hätte, misstraute er den Händlern, da keiner von diesen ihm ehrlich genug erschien, als dass er ihnen seinen Reichtum in die Hände geben wollte. So suchte Salvatore jeden Tag von Neuem seine Mine auf, ging an ihr in weitem Bogen vorbei, wenn er verfolgt wurde, und sammelte die Brocken auf dem Plateau ein, wenn er allein unter dem Himmel unterwegs war.

Doch schon bald war das einfache Einsammeln vorbei; nachdem er zunächst die größeren Brocken und dann immer vermehrt auch die kleineren mit nach San Luca brachte – zunächst einen größeren und einen kleineren, dann zwei bis drei kleinere, ehe die Stücke so klein wurden, dass die Händler ihm nur einen Bruchteil des vormals erlösten Satzes auszahlten, der dazu führte, dass Salvatore kaum besser dastand als zu jener Zeit, als er noch einfacher Mi-

nenarbeiter gewesen war. Aber im Berg war noch genug von dieser herrlichsten aller Marmorsorten vorhanden, sagte er sich, ehe er gewahr wurde, dass er zum Herauslösen des Marmors aus dem Herzen des Berges kein Dynamit einsetzen konnte, da der Knall über weite Entfernungen zu hören gewesen wäre und Rückschlüsse für die Verfolger gegeben hätte, wo die Mine zu suchen war. Notgedrungen musste Salvatore zur Spitzhacke, zum Hammer und zum Meißel greifen und sah sich in der Folgezeit Schwerstarbeit verrichten, um aus dem Berg einen Teil des kostbaren Gutes zu lösen. Doch diese Schwerstarbeit hatte auch etwas Gutes für sich, denn sobald die Verfolger sahen, mit welchen Gerätschaften Salvatore loszog und mit welcher kleiner Ausbeute er zuweilen nach San Luca kam, änderten sie ihre Meinung und erzählten sich untereinander, dass die großartige Mine wohl alsbald erschöpft sein müsse, wenn sich ein Mann den ganzen Tag anstrengen müsse, um eben so viel Marmor mitzubringen, dass sich die Mühen überhaupt lohnen. Dabei lebte Salvatore keineswegs schlecht; in normalen Wochen er-

löste er bei den Händlern zwei- bis dreimal so viel wie sein alter Lohn als Minenarbeiter – und auch das hatte er gelernt, dass er seinen neuen Verdienst nicht immer zur Schau stellte und fleißig mit vollen Händen sein erarbeitetes Geld ausgab. So verbrachte Salvatore die nächsten Jahre damit, dasselbe Leben wie vor der Entdeckung zu leben und den überschüssigen Teil des Erlöses zu sparen, um für den Zeitpunkt, an dem er nicht mehr für sich selbst sorgen konnte, gerüstet zu sein, da er selbst keine Familie besaß, außer seinen Eltern und der Familie des Onkels.

Die einzigen zwei Frauen in seinem Leben, mit denen Salvatore etwas anfangen konnte, waren jene beiden Frauen, die mit ziemlicher Sicherheit nichts von ihm wollten: seine eigene Mutter und seine Tante, die mit ihrem Mann und den tüchtigen Söhnen ein gutes Los gezogen hatte. Ansonsten waren Salvatore die Frauen des Ortes und der anderen Ortschaften geradezu suspekt – nie wusste er, was sie von ihm wollten, wenn sie ihm ein Lächeln schenkten oder sich auf einer Feierlichkeit der Familie oder des Ortes besonders adrett an-

zogen und ihn dann baten, mit ihnen zu tanzen. Im Gesamten war Salvatore ein Mensch, der mehr mit der Natur als mit dem anderen Geschlecht im Bunde war. So war es auch kein Wunder, dass sich Salvatore viel lieber in die freie Natur zum Wandern oder gemeinsam mit seinem Vater auf die weite See zurückzog, als im Trubel des örtlichen Lebens eine sonderlich tragende Rolle zu spielen – und gleichzeitig führte es dazu, dass die anfängliche Euphorie um seine Person und seine Entdeckung nachließ und sich jedermann damit abfand, dass Salvatore ein seltsamer, aber keineswegs unerfreulicher Zeitgenosse war, der wie die meisten anderen auch am Morgen auszog, um den Bergen der Apuanischen Alpen das weiße Gold der Carrara-Region abzurufen.

Als Salvatore das vierzigste Jahr seines Lebens beendete, stand er bereits mehrere Meter tief im Berg; nach und nach hatte er die beinahe kreisrunde Öffnung ausgehöhlt und einen Gang nach innen gegraben, den er in der Zeit, in der er nicht bei der Mine sein konnte, mit einem großen Stein versteckte, den er jeden Morgen mühselig wegrollte und abends wieder mit derselben

Mühe – dann jedoch ohne die Kräfte des nächtlichen Schlafes – wieder vor das Loch schob, damit es wachsamen Augen verbor-gen war, die sich in dieses Gebiet der aus-laufenden Berge verirrten. In seinem fünf-zigsten Jahr war der Stollen bereits so tief in den Berg getrieben, dass er an mehreren Stellen Stützstreben zur Absicherung der nicht immer sicher wirkenden Bergwände aufgestellt hatte, und zugleich hatte er an vielen Stellen Lampen aufgehängt, die er mit Petroleum betrieb, das er aus San Luca mitbringen musste, während er die Stütz-balken selbst gefällt und zurechtgeschnit-ten hatte.

Die ersten drei Jahre nach seinem fünf-zigsten zogen ebenso ins Land wie die zwanzig davor, und als er im vierundfünf-zigsten angekommen war, schien noch al-les auf einen ruhigen Lebensabend hinaus-zulaufen; doch dann merkte Salvatore, dass die Mine an ihr Ende angelangt war. Nach allen Seiten hatte er sorgsam alles abge-baut, was er an reinem, weißem Marmor finden konnte, und als die weiße Spur im Berg immer spitzer zulief und kurz vor dem vierundfünfzigsten Geburtstag Salvatores

für immer verschwand, stand er ohne einen Gedanken vor der nichtweißen, eher grau-bräunlichen Wand des Stollens und ahnte noch nicht, dass das bisherige Leben damit vorbei war. Die letzten Brocken des strahlend weißen Marmors nach San Luca bringend, verstand Salvatore immer noch nicht, welche Auswirkungen diese Entwicklung auf sein Leben haben würde; selbst am nächsten Morgen schien es, als mache er sich wie jeden Tag – außer am Sonntag – auf den Weg zu seiner Mine, und erst als er das Plateau erreichte und sah, dass er auch am vorherigen Abend vergessen hatte, den Stein vor das Loch zu rollen, wurde ihm bewusst, dass damit dieses Kapitel seines Lebens unweigerlich zu Ende geschrieben war. Vor Jahren bereits hatte Salvatore begonnen, den Berg und die umliegenden Abschnitte nach ebenso weißen Marmorminen abzusuchen, doch seltsamerweise fand er in dieser Gegend nicht einmal irgendeinen Marmor, sondern überall, wo er hinblickte, war nur nackter, grauer Fels ohne jedweden Glanz, der ihn hätte blenden können.

Menschen, die in ihrem Leben im Grunde nur diese eine Aufgabe wahrgenommen haben und sie jahrelang ausübten, stehen genau dann vor dem Nichts, wenn ihnen diese Aufgabe verwehrt bleiben muss. Salvatore kehrte jeden Tag zu seiner Mine zurück, erkannte mit jedem neuen Anlauf, dass ihm auch an diesem Tag die Mine keinen weiteren Marmor allerbesten Qualität schenken würde, und er begann, von seinen Ersparnissen zu leben, die nach dem Zurückgehen der anfänglichen Mehreinnahmen für zwei knappe Jahre ausreichen würden, wenn er so weiterlebte wie bisher – und auch wenn Salvatore nicht verstand, dass die Zeit, in der die Mine ihn allein zu ernähren vermochte, vorbei war, so konnte er dennoch mit seinen Ausgaben haushalten; zumindest solange seine beiden Eltern, die das für diese Zeit stattliche Alter von siebenzig Jahren bereits überschritten hatten, noch für ihn mit sorgten, denn sein Vater fuhr immer noch jeden Tag – außer sonntags – zum Fischen raus und kam abends spät mit dem Fang wieder. Als jedoch zunächst sein Vater und kurz darauf auch seine Mutter verstarben und sich Salvatore ein

ehrenvolles Begräbnis für die beiden liebsten Menschen auf der Welt wünschte, stürzte er sich mit seinen Ersparnissen in Unkosten, die mehr als die Hälfte des Ersparten auffraßen. Ganz San Luca schien auf der Prozession zum Friedhof anwesend zu sein; und so sehr sich Salvatore über die Beileidskundgebung des Dorfes freute, so sicher war auch, dass die meisten nur gekommen waren, weil sie wussten, dass Salvatore ein Fest zu Ehren seiner Eltern veranstalten würde, auf dem sich all jene vornahmen, Salvatore wie eine weihnachtliche Gans auszunehmen, die er beizeiten mit seinen schier ziellosen Wanderungen durch die Gegend genarrt hatte. Der Tag zu Ehren seiner verstorbenen Eltern wurde zum Festtag für all jene, die neidisch auf Salvatore waren, der mit seiner ehrenhaften und nicht selten kühl-distanzierten Art unbewusst dieses Verhalten ihm gegenüber geschürt hatte; und obgleich sich Salvatore wünschte, diese Leichenfledderer von dem Fest seiner Eltern verbannen zu können, wollte er jedoch an diesem Trauertag keinen Zwist im Dorf auslösen – nicht am Gedenktag seiner Eltern. Somit ertrug Salvato-

re die verspätete Schmach seiner Mitbewohner von San Luca, zahlte mit vollem, tiefem Groll die Zeche für so viele Menschen, mit denen er im Leben nichts zu tun gehabt hatte, außer dass diese neidisch auf ihn waren, und er wusste am Ende des Festes, dass die Ersparnisse für ein Jahr an einem Tag aufgebraucht worden waren.

Der nächste Morgen war kein Sonntag, und obwohl er seit seiner Entdeckung der Mine an keinem einzigen der ersten sechs Wochentage verpasst hatte, zur Mine zu gehen, blieb er an diesem Morgen zu Hause, trat nur am späten Morgen kurz aus dem Haus, ging hinüber zum Friedhof, zum Grab seiner Eltern, und bat diese um Vergebung für das, was am vorherigen Tage geschehen war. Es war lange her, dass Salvatore geweint hatte, doch in diesem Augenblick, vor dem frischen Grab beider Eltern, mit denen er noch vor wenigen Wochen so glücklich gewesen war, brach er schließlich zusammen und weinte sich nicht nur den Schmerz über den Tod seiner Eltern aus dem Leib, sondern auch den Schrecken, dass er vor dem Nichts stand, da seine Mine keinen Marmor mehr hergab.

Mehrere Wochen trat Salvatore nur noch dann aus dem Haus, wenn er im Ort Besorgungen zu machen hatte; niemand kam vorbei, auch nicht die beiden Cousins, mit denen er früher jeden Tag gemeinsam auf die Arbeit gegangen war und deren Eltern vor einigen Jahren mit einer bedeutend kleineren Zeremonie zu Grabe getragen worden waren. Salvatore wusste, dass ihm der Weg in die Minen der Kooperationen versagt bleiben würde, da er mit seiner besten Qualität einen wahren Preiskampf zwischen den einzelnen Händlern ausgelöst hatte, der die Kooperationen zwang, ihre Erzeugnisse aus den Bergen zu deutlich niedrigeren Preisen zu veräußern. Dieser Weg war ihm versperrt, und mit dem Boot seines Vaters aufs Meer zu fahren, um zu fischen, erschien ihm kaum als die rechte Lösung, da er außer mit der Angel nie gelernt hatte, wie man Fische im größeren Maße fängt – und vor allem fehlte ihm das Wissen darum, wo die besten Plätze sind, von denen der Vater immer berichtet hatte, ohne genau zu sagen, wo diese denn wären.

Somit war Salvatore in der misslichen Lage, eine Entscheidung treffen zu müssen, die sein weiteres Leben bestimmen würde. Etwa zur gleichen Zeit tobte im weiten Norden Carraras ein Krieg zwischen dem Königreich Sardinien und dem Kaisertum Österreich, sodass eine Wanderung nach Norden, in die reichen Städte, ebenso ausgeschlossen war. Da Salvatore aus vielen Mündern nichts Gutes über die Zustände im Süden gehört hatte, schien für ihn die Frage beantwortet, ob er sein Glück an einem anderen Flecken Erde suchen wollte.

Seit Monaten war Salvatore nicht mehr bei seiner Mine gewesen, doch an einem herrlichen Spätsommertag entschied er sich spontan zur Wanderung durch die Gegend, und ohne dass er es beabsichtigt hatte, führte ihn seine Erinnerung auf direktem Wege zur Mine, was er jedoch erst bemerkte, als er am Fuße des Plateaus stand, und genauso wie er nicht wusste, wie er an diesen Ort gelangt war, hatte er auch keine Ahnung, woher auf einmal das Wissen kam, dass dieser Berg, der ihn über einen so langen Zeitraum – fast ein Vierteljahrhundert – mit allem versorgt hatte, was er brauchte

– dass dieser Berg noch mehr zu geben hatte, ihm treu bleiben würde, auch wenn die Marmormine vollständig erschöpft war.

Ohne zu zögern stieg Salvatore nach oben auf das Plateau, fand im Stollen seine alten Gerätschaften und machte sich im Lichte der Petroleumlampen daran, an genau jener Stelle weiterzugraben, wo er vor einigen Monaten die letzten Stücke des besten und herrlichsten Marmors herausgebrochen hatte. Doch auch wenn für diesen Tag die Suche erfolglos bleiben sollte, so fühlte sich Salvatore mit einem Mal wie neugeboren; es war, als ob die Last des letzten Jahres an ihm vorbeizog, sich wie von selbst abstreifen ließ, und als er nach Hause ging, piffte er ein feines Lied, das ihm über die Lippen kam.

In San Luca fragten sich alle, die den Wandel und die gute Stimmung des zuvor Trauernden und Trübsinnigen bemerkten, ob dieser nicht vielleicht sogar auf eine neue Mine gestoßen sei; aber da er keinen Marmor mitbrachte, mussten ihre Fragen ohne Antworten bleiben, auch, weil sich niemand traute, den Sonderbaren etwas zu fragen. Am nächsten Morgen hielt es Salva-

tore dann, wie auch an den folgenden Tagen außer sonntags: Er stand früh auf, marschierte Richtung Mine, achtete trotz der Leere der Mine darauf, dass ihn keiner verfolgte oder beobachtete, und musste daher die ersten beiden Tage, da er tatsächlich aus Neugier verfolgt wurde, einen Umweg machen, sodass er nicht zu seiner Mine kam. Doch im Gegensatz zu früher, als Salvatore auf diesen Wanderungen fern seiner Mine nervös und zuweilen innerlich ungehalten zornig wurde, machte es ihm an diesen zwei Tagen rein gar nichts aus, wie ein normaler Wanderer durch die Berge zu wirken. Auf jeden Fall schienen diese beiden Manöver ihre Wirkung nicht zu verfehlen, denn nach den zwei Tagen sollte erst einmal für eine längere Zeit Ruhe mit Verfolgungen sein, sodass sich Salvatore weiter in den Berg hineinarbeiten konnte, zu dem er das Vertrauen wiedergewonnen hatte.

Am vierten Tag fand er ebenso wenig wie am ersten eine Spur des Marmors, der ihn so lange ernährt hatte; dafür vernahm er in San Luca, wie sich zwei Menschen über ihn unterhielten, ohne dass sie mitbe-

kamen, dass der Angesprochene direkt hinter ihnen stand; dabei hörte Salvatore, wie die beiden sich erzählten, dass zwei Buben aus dem Dorf dem Eigenbrötler in die Umgebung gefolgt seien, in der er nur spazieren ginge. Die beiden Frauen, die Salvatore belauschte, glaubten zudem, dass Salvatore für sein Leben lang ausgesorgt hätte, denn welcher Mann in diesem Alter könne es sich schon erlauben, den ganzen Tag in der Natur herumzulaufen, wenn er nicht satt und reichlich eingedeckt war. Wie sehr sich Salvatore diesen Zustand wünschte, konnte er ihnen nicht sagen, doch als die beiden den Lauschenden bemerkten, zuckten sie erschrocken zurück, machten große, schreckhafte Augen und wähten sich in einer Falle, als Salvatore nett grüßte und von dannen zog, nach Hause, in die Einsamkeit des Abends.

Eine alte Katze hatte die beiden Eltern überlebt; nun kümmerte sich Salvatore um das einzige Lebewesen, das noch in seiner unmittelbaren Umgebung lebte, und jetzt, da seine Eltern nicht mehr lebten und seine Mutter abends nicht mehr für ihn gekocht hatte, war es, als würde Salvatore vermis-

sen, dass er keine Frau hatte. Auch wenn er kein geselliger Mensch war, so war er auch kein ganz Einsamer; jeden Tag, wenn er fort war, machte er sich wachsende Sorgen um seine Katze, die er umso lieber gewann, als sie sich abends zu ihm an den Ofen kuschelte, auf die Decke gekrochen kam, die er über die schmerzenden Knie gezogen hatte, und darauf wartete, dass etwas vom Essen absichtlich oder unbeabsichtigt herunterfiel, das Salvatore von einer Nachbarsfrau gebracht bekam, da er selbst nie das Kochen erlernt hatte. Alle anderen Tätigkeiten im Haushalt waren bisher auch nicht von ihm, sondern von seiner Mutter übernommen worden, und Salvatore war sich sicher, niemals die Hausarbeit erlernen zu können, doch als er merkte, wie sehr eine vollbeschäftigte Haushaltshilfe in seine Kasse ging, begann er, eine nach der anderen Tätigkeit aufzunehmen, und musste feststellen, dass er es zwar bei weitem nicht so gut wie seine Mutter oder die Haushaltshilfe konnte, doch immerhin so gut, dass er sich nicht schämen musste, wenn dann doch mal jemand vorbeikam –

und sei es auch nur, um nachzusehen, was der alte Salvatore denn noch so trieb.

Bei jeder Wegnahme einer helfenden Tätigkeit im Haushalt musste Salvatore das Gespräch mit seiner Nachbarin suchen und scheute sich dabei, gegenüber der Mutter von vier Kindern, die sie ohne ihren Mann aufziehen musste, unehrlich zu sein, sodass er ihr beichtete, wie es um seine Geldreserven stand – in der Hoffnung, dass sie aus der eigenen Situation heraus Salvatore verstand und ihm trotz der Mindereinnahmen nicht böse war. Obwohl er damit Recht behielt, was das Gemüt der Nachbarin Georgia betraf, so besaß sie jedoch ein überall bekanntes, loses Mundwerk, und kaum dass sie von den bald erschöpften Reserven Salvatores wusste, wusste es die ganze Stadt. Kaum noch eine Ecke, an der nicht über das Leben und das Vermögen des Eigenbrötlers geredet, spekuliert und gelästert wurde; allein Salvatore glaubte tief in seinem Innern zu wissen, dass sich dieses Blatt irgendwann wieder drehen würde, wenn der Berg ihm seine zweite Chance gäbe.

Stur hielt er an dem Gedanken fest, stand weiterhin jeden Morgen in der Frühe, weit vor der Dämmerung, auf, machte sich etwas Karges zu essen für den Weg und den Mittag, ging den Umweg über das steinige Geröllfeld, auf dem er kontrollieren konnte, ob er verfolgt wurde, und erreichte seine Mine mit den ersten warmen Sonnenstrahlen, die er sogleich wieder hinter sich ließ, indem er in das Dunkle des inneren Berges eintrat.

Das Ave-Maria murmelnd, zündete er die Petroleumlampen nur an den Stellen an, wo es gefährlich für ihn wurde, alle anderen ließ er aus, um das Petroleum zu sparen, das ihm in San Luca vom einzigen Händler für Petroleum aus einer der vielen persönlichen Eifersüchteleien sehr teuer verkauft wurde. Bei jedem Anzünden fragte sich Salvatore, ob diese Lampe notwendig sei. Er untersuchte den Boden nach Unebenheiten und löschte die eine oder andere wieder, trat dann ins Dunkle, ließ sich von den Wänden führen und gelangte so an das Ende des Stollens, der mit einigen Kurven gut und gerne knapp hundert Meter in den Berg getrieben war. Einer Schlange ähnlich

hatte sich das Marmorflöz durch den Berg gezogen und war dann verschwunden, doch je weiter Salvatore mit der Hacke gegen den nackten Felsen schlug, desto sicherer wurde er, dass er irgendwann bald wieder Marmor sehen würde.

Auf diese Weise vergingen drei Monate, und der Winter rückte bereits heran, doch obgleich Salvatore seine Anstrengungen noch vergrößerte und zusammen mit der Hausarbeit ein weitaus höheres Tagespensum als noch vor einigen Jahren hatte, blieb der ersehnte Marmor aus; keine auch noch so kleine Spur wollte sich finden lassen, keine Ader zeigte sich in dem grauen Gestein, und wenn er einmal glaubte, dass er eine Ader gefunden habe, die ihn zu einer neuen Quelle führen würde, so erwies sie sich als Trugschluss oder als linienförmige Quarzform, die nichts mit dem herrlichen Marmor gemein hatte, der in seinen Gedanken noch weitaus herrlicher war, je länger er darüber nachsann und ihn vermisste.

Während bei den meisten Menschen in dieser langen Warte- und Leidenszeit die zornige Unzufriedenheit wuchs, erwuchs in

Salvatore ein so starker Glaube an die zweite Chance, die ihm der Berg bieten würde, dass er keinen einzigen Moment daran zweifelte, dass er irgendwann vor dem erlösenden Augenblick stünde, den er durch seine Beharrlichkeit und Anstrengung herbeischaffen würde. Nichtsdestotrotz musste er seiner Nachbarin auch noch den Auftrag für das täglich zubereitete Essen wegnehmen, da seine Reserven auf ein Minimum gesunken waren, und als es zu Beginn des neuen Jahres so weit war, dass er keine Geldreserven mehr hatte, musste er sich auf anderen Wegen über Wasser halten.

Die Fischer, die während der drei Wintermonate zumeist zu Hause blieben und sich nur selten dem rauen Wind und dem hohen, gefährlichen Seegang auf dem Meer aussetzten, staunten nicht schlecht, als sie Salvatore, den Sohn des alten Weggefährten, jeden Morgen bei schlechtem Wetter und sehr schlechten Bedingungen herausfahren sahen, und wie durch ein Wunder gelang es Salvatore, auf diese Weise unbeschadet durch den Winter zu gelangen; in aller morgendlichen Frühe ging er fischen, um dann am Nachmittag wenigstens eine

halbe Tagesschicht in seinem Stollen einzulegen. Dass er bei dieser Doppelbelastung die Ordnung in seinem Haus ein wenig vernachlässigte, ärgerte ihn zwar schon, aber eigentlich nur dann, wenn er für das warme Essen, das meistens aus Fischsuppe oder gebratenem Fisch bestand, kein sauberes Besteck mehr fand. Aber alles in allem konnte sich Salvatore mit der neuen Situation abfinden, in der er genug zu essen und Zeit hatte, um in seinem Stollen weiter nach seinem Glück zu graben.

Der Winter ging und die ersten Knospen und kräftiger werdende Sonnenstrahlen kündigten den kommenden Frühling an, und dieser war Salvatore so lieb wie noch kein Frühling zuvor, denn die doppelte Belastung, einerseits im kalten Nass auf dem Meer und andererseits in der Kälte des Bergstollens, dazu die Anstrengung mit dem Netz und der Hacke, führten dazu, dass er aus dem Winter einen Husten mit-schleppte, der ihm so sehr in der Lunge schmerzte, dass er zuweilen dachte, ihm würde jemand mit heißen Nadeln in die Innenwände seiner Lunge stechen. Salvatore wusste, dass er einen weiteren Winter auf

diese Art und Weise nicht überleben würde, und arbeitete daher umso härter in den Stunden, in denen er in der Mine war; diese Vorgehensweise verschlimmerte seinen Husten und die Schmerzen in seiner Brust, sodass er eines Morgens, als sich der Winter ein letztes Mal aufbäumte und das zuvor milde Wetter nochmal verscheuchte, nach dem Aufstehen zusammenbrach und erst von der Nachbarin gefunden wurde, die wie durch einen Zufall an diesem Tag vorbeigekommen war, um Salvatore etwas vom warmen Brot vorbeizubringen, das sie gebacken hatte. Totengleich und ohne Bewusstsein fand sie den alten Mann auf dem Boden, rief nach den zwei stärksten ihrer Kinder, hievte gemeinsam mit den beiden Salvatore in dessen Bett und kümmerte sich die nächsten Wochen um den kranken Mann, dessen Kräfte zwar am Ende waren, doch den Lebenswillen schien er noch nicht aufgegeben zu haben. Als er aufgrund der fürsorglichen Pflege und der kräftigenden Nahrung zurück bei Kräften war, versprach er der Nachbarin, ab diesem Tage jeden Fang mit ihr zu teilen, und gab ihr einen kleinen Notrest an Ersparnissen, den er sich

aufbewahrt hatte, damit er niemals mit nichts dastünde, doch in diesem Moment fühlte er, dass er ihr aus Dankbarkeit diesen Notnagel geben musste.

Salvatore kam wieder auf die Beine, doch das Alter hatte seinen Körper nunmehr fest im Griff; er merkte, dass er das hohe Tempo, das er vor der Krankheit vorgelegt hatte, nicht mehr halten konnte; so entschied er sich zur Aufteilung seiner Woche in drei Tage Fischfang und drei Tage Bergbau, wobei bald klar wurde, dass drei Tage Fischfang nicht ausreichten, um ihn und seine Nachbarin mit den vier Kindern ausreichend zu versorgen. Auch wenn sich Georgia gegen jeden Fisch wehrte, den er ihr vorbeibrachte, so hielt er sein Versprechen und teilte artig und sich selbst gegenüber gerecht jeden Fang auf – und wenn er einen bevorteilte, dann immer seine Lebensretterin.

Irgendwann im späten Frühjahr geschah es dann, dass Salvatore eine ganze Woche aufs Meer fuhr; am Samstag musste er die Netze flicken und nach dem Boot schauen, es aus dem Wasser ziehen, aufbocken und nach Schäden untersuchen. So blieb ihm al-

lein der Sonntag, doch dieser war wie alle Sonntage in seinem Leben zuvor dem Herrn gewidmet, und es kam, dass er nach dem Gottesdienst sich anzog, um in der Natur spazieren zu gehen, und direkt und ohne Umwege zu seiner Mine ging, in die Dunkelheit des Berges eintrat, einige wenige Lampen mit Petroleum füllte und anzündete, bis zu der Stelle vordrang, an der seine Hacke an der rückwärtigen Wand stand.

Er werde wohl Fischer werden, sagte sich Salvatore mit Wehmut im Herzen, denn er habe eine Familie zu versorgen, die sich darauf verlassen würde, dass er nicht mit leeren Händen nach Hause kam. Vielleicht habe er noch einige Jahre bis zu seinem Lebensende, dachte er so bei sich, und vielleicht könne er die Familie mit den vier Kindern noch so lange ernähren, bis die Ältesten selbst mit ihrer Arbeitskraft in der Lage dazu waren.

Dann blickte er wieder zurück zur Wand, und als müsse er seinen Wehmut über den Abschied von seinem Berg irgendwie ausdrücken, schnappte er sich seine Hacke, wog den hölzernen Schaft in seiner Hand, spürte die Unebenheiten im Holz,

die ihm die Unebenheiten in seinen Händen gezeichnet hatten, nahm seine gesamte Kraft für einen allerletzten Schlag zusammen, erhob die Hacke über seinen Kopf, presste die Luft in seine Lungen und schwang die Spitze voran gegen den Stein, so fest, wie er es seit langem nicht mehr geschafft hatte – und siehe da, ein riesiges Stück Stein zersprang in viele Teile und fiel auf den Boden hinab.

Was er aber jetzt sah, wovor er in diesem Augenblick stand – das konnte Salvatore erst so richtig erfassen, als er den Brocken gänzlich aus der Wand geschlagen hatte, in dem sich eine feine, aber deutlich abzeichnende Linie zeigte, im Lichte der Petroleumlampen matt glänzend und so golden, dass selbst der aus ärmlichen Verhältnissen stammende Salvatore wusste, dass es sich um Gold handelte. Überwältigt von seinen Gefühlen ließ er sich auf seine Knie fallen, streichelte und küsste den nackten Stein und dankte dem Berg für dieses Zeichen, dass er ihn in der tiefsten Not nicht alleine ließ.

An diesem glücklichen Sonntag missachtete Salvatore sein selbstauferlegtes und

sein Leben lang erfülltes Gebot, sonntags nur dem Herrn zu dienen – doch wer anders als der Höchste konnte ihm eine solche Gnade widerfahren lassen? Den ganzen Tag über schlug er weiter auf den Stein ein, und sein Gefühl hatte ihn nicht getäuscht – er war auf eine Goldader gestoßen, die sich vor ihm durch den Berg zog und der er einfach nur folgen musste. Am Ende des Tages hatte Salvatore so viel glänzendes Gestein aus der Wand geschlagen, dass er kaum alles transportieren konnte; indem er die aussichtsreichsten Stücke zusammensuchte und in seinen Rucksack verpackte, wurde es Abend, und erst spät, weit nach Einbruch der Dunkelheit, kehrte er nach San Luca zurück, ging zu Georgia und den vier Kindern herüber und versuchte, die Mutter zu wecken, ohne dass die Kinder davon aufwachten, doch alsbald war er von allen Vieren umgeben, während die Mutter noch in aller Seelenruhe tief und fest schlief. Die Kinder ahnten natürlich, dass etwas Besonderes passiert sein musste, wenn der Nachbar nach Einbruch der Dunkelheit versuchte, die Mutter zu wecken, und fragten ihn, was er in seinem Rucksack mit sich führte. Erst

in diesem Augenblick erkannte Salvatore seinen Fehler, den Rucksack nicht vorher in seinem Haus versteckt zu haben, doch nun musste er mit der Wahrheit heraus und entnahm dem Rucksack einen kleinen Stein, dessen feine Linien in der grauen Oberschicht so golden im Scheine der einen angezündeten Kerze glänzten, dass selbst die unverständigen Kinderaugen wussten, dass dieses Gold etwas ganz Besonderes darstellen musste. Inzwischen war auch die Mutter der vier vom Lärm wach geworden und in die Küchenstube getreten. Als sie beim Eintreten erkannte, was Salvatore da in seinen Händen hielt, ließ sie einen kurzen, spitzen Schrei los, um sich sogleich ihre Hände vor den Mund zu halten. Obwohl Georgia bei Salvatore mehrmals um Entschuldigung bat, war dessen Hochstimung nicht dafür angetan, irgendeinen anderen Menschen zu tadeln; vielmehr war er beseelt von einem Glück, das Menschen nur dann empfinden, wenn sie zu spüren glauben, wie irgendwer eine schützende Hand über das eigene Leben hält.

Weder Salvatore noch Georgia konnten in dieser Nacht ein Auge zutun; gespannt

warteten beide auf den nächsten Morgen, an dem sich Salvatore vorgenommen hatte, mit den Goldsteinen nach Carrara zu wandern, da er verhindern wollte, dass sich der Goldfund allzu schnell in San Luca herum-sprach. Daher brach er am Montagmorgen in aller Frühe, weit vor den ersten Sonnenstrahlen, nach Carrara auf, achtete darauf, dass er beim Verlassen des Dorfes von keinem gesehen wurde, und gelangte in die gewünschte Stadt ohne Zwischenfälle. Erst in Carrara selbst sollten die Schwierigkeiten für Salvatore beginnen, denn auch wenn es viele Gesteinshändler gab, so kannten sich die meisten jedoch ausschließlich mit Marmor aus, und nur zwei sagten, dass sie Gold im Urzustand bereits einmal gesehen hätten. Der eine von ihnen riet Salvatore, nach La Spezia zu gehen, da dort ein großer und weit über die Landesgrenzen hinaus bekannter Goldschmied säße, doch er erwähnte auch, dass La Spezia bereits in Ligurien liege, was selbst zum Königreich Piemont zählte, weswegen es scharfe Kontrollen an den Grenzen zur Toskana gab. So musste Salvatore sein Glück im Süden suchen und wanderte auf die Stadt Massa zu,

in der es zwar keinen Goldhändler gab, aber dafür die Information, dass im Ort weiter in Montignoso ein alter Herr leben würde, der früher einmal viel mit Gold zu tun gehabt hätte.

Am frühen Nachmittag erreichte Salvatore Montignoso und hatte keine Schwierigkeiten, von den neugierigen und geschwätzigen Einwohnern zu erfahren, wo Umberto Dell'Agli, der große Goldhändler aus Florenz, der sich im Alter in diesem Örtchen zur Ruhe gesetzt hatte, wohnte. Als Salvatore einen kleinen Hügel hinanstieg, auf dem der Monsignore wohnen sollte, merkte er, wie er von einem Haufen Kinder verfolgt wurde, die sich aller Wahrscheinlichkeit nach in einer Umgebung, die sie wie ihre Hosentasche kannten, kaum vertreiben oder abhängen ließen. Salvatore nahm es mit einem für ihn seltenen Anflug von Humor, betrat das große Grundstück des ehemaligen Händlers, sah, wie die Kinder respektvoll Abstand hielten, und er selbst erhielt vom Diener Eintritt in das kühle Haus, das einen edlen Prunk zur Schau trug. Er zeigte den Inhalt seines Rucksacks dem Diener, der sofort wusste,

dass Umberto Dell'Agli, obwohl dieser im wohlverdienten Ruhestand war, immer an einer neuen Möglichkeit, seinen Reichtum zu vergrößern, interessiert war, sodass der Diener den Fremden aus San Luca bei seinem Herrn ankündigte und wie von ihm erwartet auch vorgelassen wurde. Somit bekam Salvatore die Gelegenheit, sich bei dem Goldhändler vorzustellen, der sogleich an der Kleidung des Wanderers bemerkte, welche Art des Goldhandels mit diesem Fremden zu treiben war, ließ sich wohlfeil den goldenen Klumpen Gestein vorlegen, betrachtete diesen mit einer Mischung aus Langeweile und kühlem Finanzinteresse, bejahte die Frage Salvatores, dass es sich um Gold handeln würde, und bekam auf die Frage, wie viel in der Mine noch zu holen sei, ein großes Schulterzucken zurück. Da Salvatore keine Ahnung hatte, wie lange die Mine halten oder wie weit diese sich noch durch den Berg ziehen würde, erzählte er seine Geschichte vom Fund des Marmors, von den letzten Jahrzehnten, ohne genau zu sagen, wo sich diese Mine befand. Umberto Dell'Agli hörte sich die Erzählung genauestens an und entschied im Anschluss,

dass es durchaus einen Sinn machen würde, dem Ganzen auf den Grund zu gehen. So bescheinigte er dem Wanderer aus San Luca, dass er ihm alles Gold zu einem ehrlichen Preis abnehmen würde, das er nach Montignoso bringe, und Salvatore erhielt vom Diener für den ersten, mitgebrachten Stein so viel Geld, wie er sonst nur nach zwei Wochen Abbau des weißesten und besten Marmors erhalten hatte. Vor Glück taumelnd verließ Salvatore das große, kühle Haus des Monsignore und trat in die Wärme des späten Nachmittags.

Auf dem Weg nach Massa musste sich Salvatore noch anstrengen, diesen wiederzufinden, doch als er Massa hinter sich gelassen hatte und auf San Luca zuing, das er bereits im Hintergrund ausmachen konnte, wurde ihm eigentlich erst richtig bewusst, dass ihn sein Glaube an den Berg nicht enttäuscht hatte, denn die Goldader war seine zweite Chance, ein sorgenfreies Leben zu führen – ohne sich den Gefahren des Wetters aussetzen zu müssen, das ihm im Alter immer mehr zu schaffen machte. Zudem konnte er es sich bei dieser Marge erlauben, auch mal eine Krankheit auszuku-

rieren, anstatt gegen sie und mit ihr weiterzuarbeiten, was es nur noch schlimmer machte.

Als er in San Luca eintraf, ging er zur einzigen Fleischerei des Dorfes – die vom Sohn des damaligen Metzgers betrieben wurde, bei dem er vor mehr als fünfundzwanzig Jahren die Lammhälften erstanden hatte – und kaufte an diesem Abend den besten und feinsten Schinken des Ladens, und dazu die edelste Flasche Rotwein, die ihm der Fleischer eigens aus dem Kellergewölbe holte. Mit diesen Leckereien bestückt ging Salvatore zu seiner Nachbarin, trat wie der Hausherr in das ärmlich eingerichtete Haus und fand die Familie gerade in der Vorbereitung auf das abendliche Essen, das unter normalen Umständen dürftig ausgefallen wäre – doch an diesem Tag durften sie alle schlemmen und sich des Glücks erfreuen, das Salvatore zuteil geworden war.

Mit dem Glück ist es wie mit der Liebe: Man kann nicht planen, wann sie auftaucht, und sollte man das Glück oder die Liebe erzwingen wollen, kann es geschehen, dass es einem verlorengeht. Salvatore hatte sein Glück wiedergefunden, doch es

sollte nicht lange halten, denn wo bereits das Auffinden des besten, weißesten Marmors dazu führte, dass ihn andere gierige Menschen verfolgten, so folgte dem Finden von Gold eine ganze Welle von Neidern, die sich nicht so einfach abschütteln ließen wie jene zuvor. Obgleich Salvatore über das steinige Geröllfeld ging, um Tag für Tag nachzuprüfen, ob ihm jemand folgte, ließen die Verfolger nicht von ihm ab, welche er noch niemals in seinem Leben gesehen hatte. Erst nach einer Woche der Abstinenz ging ihm ein Licht auf, dass es wohl keine Neider aus San Luca waren, sondern aus den anderen Orten, durch die er zum Monsignore gewandert war – oder von noch viel weiter her, die alle dem Ruf des Goldes gefolgt waren.

Salvatore spürte mit jedem Tag, wie die Geduld seiner Verfolger sank, wie sie immer näherkamen und ihn offensichtlich zermürben wollten – er aber ging jeden Tag in die Natur hinein und führte die Verfolger quer durch die Gegend, ohne auch nur einmal in die Nähe seiner Mine zu kommen. In der zweiten Woche jedoch änderten die Verfolger ihre Taktik, stellten sich nunmehr

Salvatore in den Weg, begegneten diesem mit finsterem Blick und hielten kaum mehr Abstand, sondern liefen ihm ganz offensichtlich hinterher. Da sie ihm keine Gelegenheiten gaben, das Geheimnis der Mine in Gefahr zu bringen, entschied sich Salvatore am dritten Tag der zweiten Woche, aufs Meer hinauszufahren, um zu fischen; den ganzen Tag über vermeinte er, irgendwelche Gestalten an der Küste auszumachen, die sein Boot im Visier behielten, aber als er an Land zurückkam, sah er keinen von ihnen. Er fragte sich, ob seine Verfolger vielleicht aufgegeben hatten, doch als er am nächsten Morgen, einem Donnerstag, so früh wie noch nie aufstand und nach draußen in die Kühle der Nacht hineinging, wusste er, dass die Verfolger nicht aufgegeben hatten – vielmehr belagerten sie sein Haus, um das er mehrere niedergebrannte Lagerfeuer ausmachen konnte, die kaum eine andere Erklärung zuließen. Auch an diesem Tag änderte Salvatore seine ursprünglichen Pläne und fuhr auf das Meer hinaus, fing Fische und empfand die Flucht vor den übel aussehenden Gestalten als reinste Befreiung. Dieses Spiel trieb er mit

seinen Gegnern bis zum Samstag, denn als er an diesem Tag vor dem Sonnenaufgang vor das Haus trat, waren alle Lagerfeuer plötzlich verschwunden. Salvatore wunderte sich über diese Entwicklung und meinte, dass dies wohl eine neue Taktik seiner Gegner sei, schnappte sich seine Netze und ging bis zum Meer hinab, wo er den ganzen Tag über kaum Fische fing. Er hatte so wenig Fangglück, dass er beinahe jeden Moment an seine Mine und an die goldene Ader denken musste, die ihn vermutlich bis an das Ende seines Lebens versorgen konnte.

So war es kaum verwunderlich, dass Salvatore am nächsten Morgen entschied, gegen alle drohenden Gefahren eine Wanderung durch die Natur zu machen, so unauffällig wie möglich, und doch mit einer einzigen Absicht: zu seiner Mine zu gehen. Wie jeden Sonntag machte er sich früh morgens fertig, um in die Kirche zu gehen, doch an diesem Sonntag sollte es das bisher einzige und letzte Mal in seinem Leben sein, dass er auf dem Weg zur Kirche an ihr vorbeiging, sich, ohne gesehen zu werden, aus dem Pulk der Menschen schlich, fernab

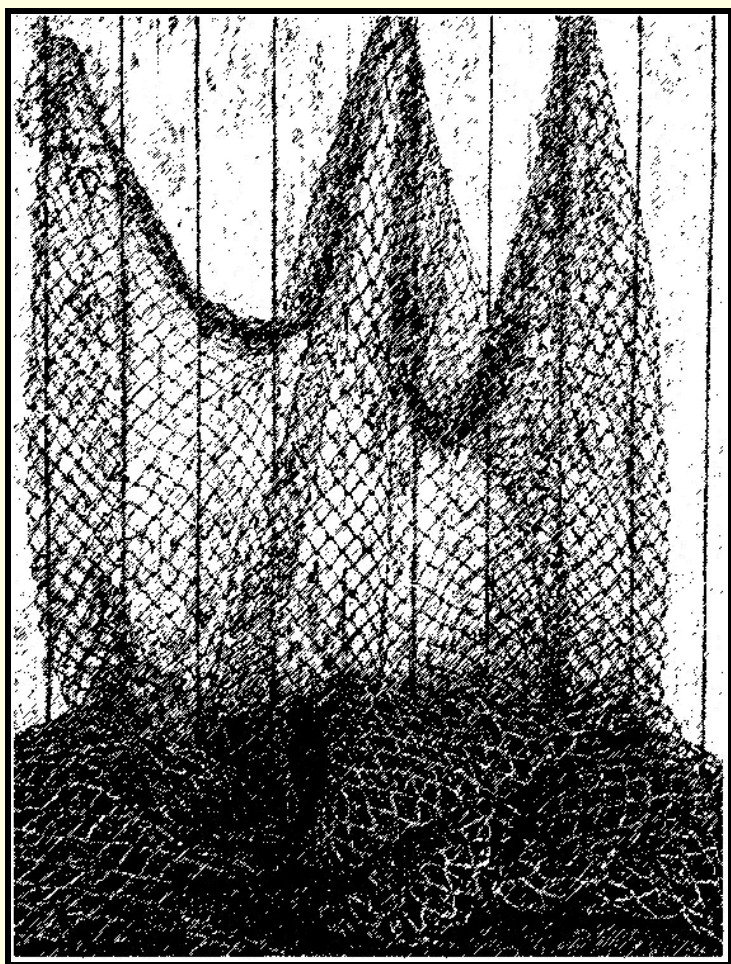
der Wege aus dem Ort floh und zum Geröllfeld ging, auf dem er das erste Mal seit zwei Wochen aufatmete, da er von keinem Menschen verfolgt worden war. Den Weg voraus und die Mine immer in Gedanken, freute er sich auf die bevorstehenden Mühen, die ihm einen entsprechenden Lohn verhiessen.

Den Grund, warum ihn niemand verfolgte und den er sich bisher nicht erschließen konnte, ebenso wenig wie das Verschwinden der Belagerung seines Hauses, erkannte Salvatore erst, als er unterhalb des Plateaus stand und vernahm, wie oben auf der Anhöhe lautstark gearbeitet wurde. Sie hatten seine Mine entdeckt!

In einem zornigen Aufbrausen stiefelte er nach oben auf das Plateau, und als die Goldsucher den Herankommenden sahen, bauten sie sich wie eine Front vor der Mine auf und hielten ihre Gewehre geladen und entsichert, zum Boden gerichtet – noch! Dennoch ging Salvatore auf die Männer zu und sah mit an, wie diese ihre Waffen erhoben und auf ihn zielten; alsdann sprach ihn einer der Männer direkt an und verlangte von ihm, dass Salvatore verschwin-

den solle, wenn ihm sein Leben lieb sei. Salvatore hingegen wusste nicht mehr, ob er sein Leben lieben konnte, wenn er die Mine verlor, den Berg, der ihm den Marmor und dann, als er die Hoffnung bereits aufgegeben hatte, auch noch das Gold geschenkt hatte. So trat er einen weiteren Schritt nach vorne und vernahm nur allzu dumpf das Brüllen des Mannes, der ihn angesprochen hatte, während die Minenarbeiter weiterhin auf den vermeintlichen Gegner zielten, der sich keine zehn Schritte mehr von ihnen befand. Die ganze Situation schien unauflösbar, als Salvatore seine Nachbarin Georgia und ihre vier Kinder durch den Kopf schossen, er für sich sagte, dass er den fünf nicht helfen konnte, wenn er tot sei, und lächelte über diesen Gedanken, im Frieden mit sich selbst und dem Berg, bereit, für den Rest seines Lebens ein einfacher Fischer zu sein, der jeden Tag aufs Meer hinausfuhr, wie sein Vater und sein Großvater, wie viele andere, die ihr Leben mit der Fischerei bestritten – doch dann war es ihm plötzlich, als hätte man einen heißen Eisenstab in seinen Brustkorb gerammt, und als er an sich hinabblickte,

sah er, wie sich sein Hemd rot färbte; nur langsam begriff Salvatore, dass einer der Männer auf ihn geschossen hatte. Alles um ihn herum schien in einer Starre zu versinken, jeder auf dem Plateau war wie gelähmt, und je mehr das Blut aus dem Körper Salvatores floss, desto mehr kribbelten seine Arme und Beine, ehe er zuerst auf die Knie sackte, ehe er zusammenbrach und auf dem kalten, nackten Stein landete, der so gar nichts mit dem weißen, hellstrahlenden Marmor oder dem glänzenden Gold des Berges gemein hatte. Und dennoch war es ihm, als würde er in den Schoß seines Berges zurückkehren, zur Quelle, zu sich selbst, als er dort auf dem nackten, kalten Steinboden des Plateaus lag und zum letzten Mal in seinem Leben die Sonne sah.



DIE FRAU AUS WASSER

Erzählung

**Überliefert aus Zeiten vor der
Neuerschaffung der Welt**

Florian Frankhauser

In einer Zeit, in der die Welt noch gänzlich anders aussah als unsere heutige, lebte ein junger Fischer mit seiner Familie am Meer im Westen des Kontinents. Das Leben war beschwerlich und oft hatten sie nicht genug zu essen auf den Tellern, deshalb mussten sie täglich den Kampf mit dem Ozean aufnehmen ...

„Pass auf das Netz auf!“, rief Jona seinem Sohn zu, während er die Ruderpinne

festhielt, um das kleine Boot auf Kurs zu halten. „Am hinteren Ende löst es sich aus der Halterung. Wenn wir diesen Fang auch noch verlieren, weiß ich nicht, von was wir leben sollen.“

„Ja, Vater“, schrie Frieder zurück. „Ich habe es gesehen.“

Schnell rannte er von seiner Position am Bug des Schiffes zur Reling und kümmerte sich darum, dass das Netz nicht vom Meer beansprucht wurde.

Er liebte die Weite des Ozeans, den salzigen Geruch in der Luft, das Wasser auf seiner Haut, und er fuhr gern mit seinen Eltern hinaus. Das kleine Boot mit dem Namen „Seele“ war der ganze Stolz seines Vaters und gleichzeitig die einzige Möglichkeit, mit der sie ein wenig Geld verdienen konnten.

Früher war das Leben einfacher. Die feinen Herren und Frauen in der großen Stadt verlangten nach allen Köstlichkeiten des Meeres. Krebstiere, Oktopoden, jede Art von Fisch und sogar Wasserschlangen. Doch die Zeit war lange vorbei.

Inzwischen war es verpönt, das Fleisch von Tieren, die im Ozean lebten, zu essen.

Die weiche, zarte Konsistenz erzeugte angeblich die schlimmsten Krankheiten. Vielleicht trugen auch die Priester von Wodasch zu diesem Aberglauben bei. Oder der Göttin selbst missfiel es, dass die Kreaturen des Wassers getötet wurden.

Wobei Frieder nicht daran glaubte.

Wodasch unterdrückte die Menschen auf vielerlei anderen Wegen und sie war zu sehr damit beschäftigt, ihre Götterbrüder und -schwestern zu bekriegen, Armeen aufzustellen und ihre Gläubigen in verlustreiche Kriege zu schicken.

Jedenfalls verkauften sie von Woche zu Woche weniger Fisch und konnten es sich nicht mehr leisten, neue Netze anzuschaffen, die „Seele“ zu reparieren oder überhaupt Geld auszugeben, das nicht dazu diente, ihnen Essen auf den Tisch zu schaffen. Und erschwerend kam hinzu, dass sie in letzter Zeit einfach weniger Fisch fingen.

Erst gestern hatten sie ihr letztes Netz, welches jetzt über der Bordwand hing, notdürftig geflickt. Das kleine Segel des Bootes wies inzwischen ebenfalls kleine Löcher auf, und Jona hatte gescherzt, dass sie das Tuch bald als Netz verwenden konnten. Es

war der schlechte Versuch, ihre Situation mit seinem eigenartigen Humor aufzulockern.

Frieder liebte seinen Vater deswegen. Er blickte immer nach vorn, nie zurück, und glaubte, dass sich alles zum Guten wenden würde. Ebenso seine Mutter Chael.

Deren Hände packten jetzt ebenfalls das Netz und gemeinsam zogen sie es in die Halterung zurück.

Seine Eltern sahen beide aus, als ob sie seit ihrer Geburt an die Ozeane bereisten: wettergegerbte, sonnengebräunte Haut; ausgebleichtes, hellbraunes Haar; hellblaue Augen; Falten im Gesicht und schwielige, raue Hände. Sein Vater hatte den Daumen der linken Hand an das Meer verloren, als er versuchte, das Segel im Wind zu halten, und ihm das Seil durch eine Böe entrissen wurde – mitsamt dem Daumen.

Seitdem kümmerte er sich um die Ruderpinne und seine Mutter packte beim Netz und dem Segel mit an.

„Hilf deinem Vater an der Pinne“, bat Chael. „Das Netz ist fest und es dauert noch ein wenig, bis wir es einholen können.“ Ihre Stimme war warm und weich.

Mit einem liebevollen Blick sah sie ihren Sohn an.

„Ja, Mutter.“

Gemeinsam steuerten Vater und Sohn die „Seele“ über das ruhige Wasser. Sanfte Wellen schwappten an die Bordwand. Abwechselnd pausierten sie und betrachteten dabei das friedliche Meer.

Später bemerkte Frieder, dass Jona mit gerunzelter Stirn zuerst die Färbung des Ozeans und dann den Himmel beobachtete.

Beunruhigt suchte er ebenfalls den Horizont ab und bemerkte einen Streifen tief-schwarzer Wolken. Ein Sturm zog auf!

„Wir sollten den Fang einholen und zurückfahren. Was meinst du, Vater?“, fragte Frieder.

„Ich denke, wir haben noch etwas Zeit“, beruhigte Jona ihn. „Gib den Fischen noch ein wenig, damit sie in unser Netz schwimmen, dann drehen wir um. Das Wetter ist gut, der Sturm weit weg und wir nah am Ufer. Wir kommen ganz sicher zurück zum Strand, bevor er uns erreicht.“ Anschließend bat er: „Geh zu deiner Mutter und hilf ihr.“

Nicht lange, nachdem sein Vater ihn angewiesen hatte, sich um das Netz zu kümmern, warf Frieder erneut einen Blick zum Horizont ... und zuckte heftig zusammen.

Der schmale Streifen hatte sich inzwischen zu einer bedrohlichen Wand aufgetürmt, die scheinbar mit jeder Sekunde höher wuchs. Das Meer wurde rauer und der Wind pfiff über das Deck.

Hastig rannte er zur Ruderpinne, deutete auf den Sturm und rief aufgeregt: „Wir müssen das Netz einholen und zurück zum Strand. Sonst erwischt uns das Unwetter auf dem Wasser. Das könnte die Seele zum Kentern bringen! Du weißt, dass sie nicht mehr so stabil ist wie früher.“

Jona kniff die Augen zusammen, überlegte und stimmte der Vermutung seines Sohnes zu. „Ja, los! Zieht den Fang ein, danach wende ich und wir bringen uns in Sicherheit.“

Beunruhigt flog Frieder fast über das Deck, um seiner Mutter helfen zu können, und gemeinsam zogen sie an den Seilen und hievten die ersten Maschen über die Reling.

Es lief gut und Frieder war inzwischen zuversichtlich, dass sie bald alles eingeholt hatten und sich in Sicherheit bringen konnten.

Plötzlich zog etwas mit aller Kraft an dem Netz und er konnte gerade noch seine Mutter am Arm greifen, bevor sie ins Wasser stürzte.

Mit klopfendem Herzen beobachtete er, wie ein Großteil des Fangnetzes erneut im Wasser landete. Entsetzt bemerkte er, dass der Zug nicht aufhörte. Masche für Masche verschwand das Netz im aufgewühlten Ozean.

Dann spannten sich die Seile, an denen es befestigt war.

Das ganze Deck neigte sich bedrohlich durch die unbändige Kraft dessen, was sie gepackt hielt. Leider gaben die Halterungen nicht nach.

Um Gleichgewicht kämpfend versuchte er zu sehen, was sich in ihrem Netz verfangen hatte.

Waren sie in eine Untiefe gesegelt und hatte es sich am Grund verfangen? Das ergab keinen Sinn! Sie fuhren schon ewig die-

se Route und ... ein weiterer Ruck am Garn brachte das ganze Boot zum Wanken.

„Irgendein großer Fisch muss sich darin verfangen haben.“ Frieder fluchte lautlos. „Wir müssen es abschneiden, sonst kentern wir!“

Angst packte ihn.

Sein Griff ging zum Messer an der Hüfte. Er zog es und fing an, die Seile abzuschneiden, die das Netz hielten.

„Hilf mir, wir müssen es lösen!“, rief er seiner Mutter zu.

Die reagierte sofort und half ihm, fragte aber: „Dann können wir nichts mehr fangen. Können wir es nicht anders versuchen?“

Ein Blick auf den Sturm bescherte Frieder Schweißausbrüche. Der ganze Horizont war inzwischen von einer bleigrauen Wand bedeckt. Blitze zuckten umher und er meinte, leisen Donner zu vernehmen.

Er schüttelte den Kopf und erklärte Chael: „Wir müssen es abschneiden und zurück, sonst sterben wir sofort und nicht, weil wir verhungern. Zumindest haben wir dadurch noch eine Chance! Irgendwie werden wir es schon überleben.“

Kurz darauf löste sich die letzte Halterung des Netzes und es verschwand in den Tiefen des Meeres.

Frieder steckte sein Messer ein, rannte zu seinem Vater und half ihm, das Ruder herumzureißen. Es würde ein Wettlauf gegen den Sturm werden und sie hatten die schlechteren Karten, da war er sich sicher.

Der Blick von Jona zeigte ihm, dass er ebenso dachte.

Chael hielt sich nah am Mast auf, um schnell eingreifen zu können, wenn sie gebraucht wurde.

Der Küstenstreifen näherte sich unglaublich langsam, das Unwetter rasend schnell. Als würde Odem selbst auf einer Wolkenschlange mit ihm reiten, alle Kraft in seine Winde legen und fest über das Meer blasen.

Inzwischen war der Donner laut zu hören und Böen fegten heran, blähten das Segel auf und beschleunigten die Seele.

Frieder betete mit geballten Fäusten zu Elgaria, dass sie ihn und seine Familie beschützen möge.

Nach seinem Vater übernahm er wieder die Pinne und stemmte sich gegen die Kraft

des Ozeans. Gischt überschüttete sie inzwischen und durchnässte sie. Salzwasser spuckend und das Meerwasser aus seinen Augen blinzelnd, richtete er seine ganze Aufmerksamkeit darauf, zu entkommen.

Plötzlich traf eine besonders kräftige Böe das Segel und ließ die Seele einen Satz über das Wasser hüpfen.

Chael kreischte auf, ebenso Jona. Angst klang in ihren Stimmen mit. Der Sturm würde sie in wenigen Minuten eingeholt haben. Das rettende Ufer war sichtbar, aber zu weit entfernt. Sie würden es nicht schaffen.

„Klammert euch fest und hofft, dass uns der Wind ans Ufer treibt“, schrie sein Vater über das Tosen des Sturms hinweg.

Wellen rollten über das Wasser und schüttelten sie durch.

Seine Mutter klammerte sich inzwischen an den Mast und krallte sich dort an einem Seil fest. Das wettergegerbte Gesicht angst-verzerrt.

Jona stand noch neben der Ruderpinne und sah aus, als wäre er hin- und hergerissen, seinem Sohn oder seiner Frau zu helfen.

„Ich schaffe das“, schrie Frieder dem Sturm entgegen und hoffte, dass sein Vater ihn hörte. Oder zumindest die Worte von seinen Lippen ablas. Dunkelheit hatte sich über das Boot gelegt, Regen peitschte über sie hinweg und orkanartige Böen zerrten an der Seele und ihren Insassen. „Hilf Mutter!“

Ein besonders langer, weitverzweigter Blitz entlud sich im Himmel und tauchte alles in grellweißes Licht. Frieder konnte nicht mehr sagen, wo das Wasser anfing und der Himmel aufhörte, so stark trommelte der Regen auf das Deck und prasselte auf sie ein. Das Segel und seine Eltern konnte er fast nicht mehr erkennen.

Verzweifelt stemmte er sich gegen die Pinne, um den Kurs beizubehalten.

Beim nächsten Blitz erkannte er, dass sein Vater sich neben seiner Mutter an den Mast klammerte und sie darum kämpften, sich festzuhalten.

Frieder mühte sich selbst damit ab, nicht den Stand zu verlieren. Er presste seine Füße in die Bohlen unter seinen Stiefeln und klammerte sich an das Holz des Ruders.

Der nächste Blitz erhellte die Dunkelheit und er erkannte einen Streifen Helligkeit vor dem Boot.

„Ist das das Ufer? Können wir es schaffen? Oh, Elgaria, erbarme dich!“

Drei zackige Lichtverästelungen und rollende Donnerschläge später traf Frieder irgendetwas an der Brust. Seine Finger rutschten von der Pinne. Er taumelte zurück und stieß gegen die Reling. Einen Moment glaubte er, dass er sich festhalten konnte, dann brauste eine weitere Böe heran und erfasste ihn.

Frieder stürzte hinab ins eiskalte Wasser, schlug sich den Kopf an etwas Hartem an und mit einem letzten Gedanken an seine Eltern wurde alles schwarz.

Frieder erwachte durch einen pochenden Schmerz in seiner Brust. Sand verklebte seinen Mund, die Augen, und so wie es sich anfühlte, befand er sich auch in den Ohren.

Mit schmerzverzerrtem Gesicht versuchte er die Lider zu heben. Helligkeit flutete über ihn und ein Feuerball explodierte hinter seiner Stirn.

Schnell schloss er die Augen wieder und versuchte, sich langsam zu bewegen. Hämmernde Kopfschmerzen begleiteten alle seine Bewegungen.

Einige Zeit später schaffte er es, sich hochzukämpfen. Auch dem grellen Licht konnte er trotzen und sein verschwommener Blick schweifte über den Strand. Das Meer musste ihn angeschwemmt haben.

In der Nähe erkannte er den zerschmetterten Rumpf der Seele. Geknickte, geborstene Holzbalken ragten wie gebrochene Knochen in den Himmel. Der Sturm war vorübergezogen und die Sonne malte ein wundervolles Abendrot in die flauschigen Wolken.

„Wo sind meine Eltern?!“

Panisch taumelte Frieder in Richtung des zerstörten Bootes los.

Die Pein in seinem Kopf schrumpfte zusammen und rückte in weite Ferne, als würde sein Körper alle Kraft mobilisieren, damit er so schnell wie möglich zu seiner Familie gelangte.

Hastig umrundete er den Rumpf, konnte aber nichts als Einzelteile der Seele entdecken, und untersuchte jeden kleinen Win-

kel, den er erreichen konnte. Weder sein Vater noch seine Mutter waren zu sehen.

Frieder rannte den Strand zuerst in die eine Richtung, danach in die andere entlang und schrie sich die Lunge aus dem Leib. Doch keiner antwortete ihm.

Als die Nacht das Land in Dunkelheit tauchte, hatte er immer noch niemanden gefunden. Erschöpft, erschüttert und ungläubig fiel er in den Sand und weinte sich in den Schlaf. Sein Leben hatte eine jähe Wendung genommen.

Auch am nächsten Tag fand er seine Eltern nicht. Die kleine Holzhütte, in der sie wohnten, war genauso demoliert wie ihr Boot.

Apathisch saß Frieder in der Zerstörung und überlegte, was er unternehmen konnte. Er würde alles tun, um seine Familie zurückzubekommen. Da fiel ihm eine Geschichte ein, die seine Mutter ihm immer erzählt hatte, als er jung war.

Die besagte, dass weit weg, in den Bergen, eine wunderschöne Frau in einem See wohnte. Ihr Körper bestand angeblich komplett aus Wasser. Das Märchen handelte auch davon, dass sie jedem einen

Wunsch erfüllte, der die von ihr gestellten Aufgaben lösen konnte.

„Ich werde sie finden, ihre Forderungen erfüllen und sie bitten, dass sie meine Eltern zu mir zurückbringt“, schwor Frieder sich.

Er packte alles ein, was er aus den Resten seines Zuhauses retten konnte, und machte sich auf die Suche nach der Frau aus Wasser.

Tagelang marschierte er durch das Land. Die Berge, welche am Horizont aufragten, waren sein Ziel. Er ernährte sich von dem, was die Natur ihm schenkte, und schlief, wenn er müde war, in Mulden im Wald. Städte mied er und nur gelegentlich fragte er die Bewohner von Bauernhöfen oder kleinen Dörfern, wo sich die Frau aus dem Märchen aufhielt. Einige hießen ihn einen Spinner und jagten ihn davon. Andere wiesen auf die Berge. Ob sie ihn nur loswerden wollten, oder ob sie wirklich wussten, dass dort sein Ziel lag, konnte er nur vermuten. Zu Essen bekam er selten, da die ständigen Kriege das Land und die Menschen ausbluteten.

Irgendwann erreichte er ein kleines Dorf in den Bergen. Die Menschen begrüßten ihn freundlicher als bisher. Erneut wollte er wissen, ob sie ihm mit Auskünften über die Frau im Wasser helfen konnten. Lachend antworteten sie ihm, dass sie das natürlich konnten. Diese lebte in einer Klamm, welche sich einen halben Tagesmarsch entfernt befand. Viele Frauen und Männer jeder Altersklasse durchquerten ihr Dorf, um zu der Herrin des Sees zu gelangen und sie um die Erfüllung eines Wunsches zu bitten. Alle scheiterten an ihren unlösbaren Aufgaben. Nicht einmal die erste konnten sie lösen.

Die Dorfbewohner wiesen ihm den Weg und luden ihn ein, bei ihnen zu nächtigen.

Dankbar nahm Frieder an und beschloss, bei Sonnenaufgang aufzubrechen, um die Schlucht zu erkunden.

Am Morgen verabschiedete er sich von seinen Gastgebern und lief los. Sein Ziel war der kleine See in der Klamm.

Ein schmaler, gewundener Pfad führte ihn an einem dichten Eichenwald zu seiner Rechten entlang. Linker Hand schwärmten Insekten über üppig wachsenden Wiesen.

Nach einiger Zeit erreichte er den Eingang der Schlucht. Der Untergrund hatte sich zunächst von lockerer Erde zu geröllübersätem Boden und letztendlich zu blankem Felsen verändert. Ein Bach floss aus dem Spalt im Berg. An ihm entlang führte ein begehbarer Pfad. Links und rechts ragten graue Wände auf und der Himmel an ihrem Ende erschien Frieder wie ein blaues Band. So, als würde sich dort das Wasser am Boden spiegeln.

Beschwingt, davon überzeugt, seine Eltern bald wieder in seine Arme schließen zu können, trat er ein. Kühle Luft empfing ihn. Wasser tropfte auf seinen Kopf und den Stein ringsum. Moose und Flechten wuchsen an den Wänden und erfüllten die Luft mit ihrem unvergleichlichen erdigen, würzigen Geruch. Kristallklare Tümpel sammelten Wasser und gelegentlich plätscherte ein Wasserfall über Felskanten zum Grund. Es war ein idyllisches Bild und Frieder staunte darüber. Er hätte nie erwartet, dass ihm Land so gut gefallen könnte. Es kam ihm fast so vor, als wäre er zu Hause angekommen.

Einige Zeit später erreichte er einen größeren See, der in einer tiefen Mulde lag. Eine Höhle öffnete ihr klaffendes, dunkles Maul an seinem Rand. Über ihr stürzte ein großer Wasserfall hinab in das Gewässer und verdeckte den Eingang halb.

Inmitten des Sees stand eine Person. Sonnenlicht überzog ihren Körper mit tausend funkelnden Lichtern.

„Das muss die Frau aus Wasser sein“, vermutete Frieder. Ihr Anblick erfüllte ihn mit Ehrfurcht und zog ihn in seinen Bann.

Kurz darauf zuckte er zusammen und besann sich.

„Meine Eltern! Ich muss schnellstmöglich zu ihr hinab.“

Er sah sich um und entdeckte einen kleinen Pfad, der an der Felswand hinunterführte.

Vorsichtig bewegte er sich über den schmalen, unebenen Untergrund.

Unten angekommen, konnte er die Frau genauer erkennen. Ihr Körper war durchscheinend wie die klarste Quelle. Ihre Haare schäumten über ihren Rücken wie die Gischt der Wellen.

Als sie sich zu ihm umdrehte, aufgeschreckt von dem Stein, den er unvorsichtigerweise ins Wasser gestoßen hatte, blickte er ihr in die Augen und war von ihnen gefesselt. Sie leuchteten so grün wie Seegras und die Tiefe des Ozeans ließ ihn darin versinken. Vor ihm stand die schönste Naturerscheinung, die er jemals gesehen hatte. Hübscher als alle Frauen, denen er bisher begegnet war.

Glockenhell und lieblich tönte ihm ihre Stimme entgegen: „Bist du ein weiterer Mensch, der einen Wunsch von mir erbeten will? Auch du wirst an meinen Aufgaben scheitern. Wie alle vor dir.“

Sie glitt über die Wasseroberfläche auf ihn zu und musterte ihn neugierig.

Frieder fiel auf die Knie und sah zu ihr auf. „Ja, Kind Wodaschs. Ich erbitte mir deinen Segen und einen Wunsch.“

„Du bist sehr freundlich, Reisender.“ Sie kicherte. „Ich bin Rin’nin. Wie ist dein Name?“

„Meine Eltern haben mich Frieder genannt“, teilte er ihr mit. „Du bist schön wie das Meer“, platzte es aus ihm heraus.

Erneut kicherte die Frau. Verspielt schüttelte sie ihre Haare und fragte: „Findest du? Bisher hat mir noch nie jemand ein solches Kompliment gemacht.“

„Der Ozean muss tieftraurig sein, dass du hier wohnst, statt auf seinen Wellen zu reiten.“ Die grünen Augen fesselten ihn.

Rin'nin schlug die Hände vor den Mund und lachte.

„Er wird weiterhin meine Abwesenheit beklagen müssen. Sein Wasser schmerzt mich. Steh auf, Frieder. Du bist ausgesprochen sympathisch. Aber du bist sicherlich nicht hier, um mir zu schmeicheln. Möchtest du erfahren, worin deine erste Aufgabe besteht?“

„Ja, damit ich sie schnellstmöglich lösen kann“, bat er.

„Dann höre meine Herausforderung, junger Mann.“ Sie blickte ihn majestätisch an. „Um zu bestehen, musst du zusammen mit mir auf den Grund des Sees hinabtauchen und mich dort auf einen Spaziergang begleiten. Da du so freundlich warst, gebe ich dir Zeit bis übermorgen, dich vorzubereiten.“ Sie lächelte schelmisch. „Ich weiß, dass die Menschen so ihre Probleme haben,

unter Wasser zu atmen. Vielleicht schaffst du es. Überrasche mich!“

Mit einem eleganten Salto tauchte sie in das klare Wasser und schwamm hinab zum Grund, als würde sie ihm zeigen wollen, was sie von ihm erwartete.

„Wie kann ich diese Aufgabe lösen?“, grübelte Frieder. „Niemand kann unter Wasser atmen.“

Er machte sich auf den Rückweg und überlegte die ganze Zeit, wie er es schaffen würde, so lange seine Luft anzuhalten, damit er mit der Frau am Grund spazieren gehen konnte.

Zurück im Dorf erzählte er den Einwohnern von seiner Begegnung. Alle anderen Abenteurer hatten die gleiche Aufgabe bekommen und niemand konnte sie erfüllen. Manche blieben wirklich lange unter Wasser, aber irgendwann mussten sie auftauchen und Luft holen. Bedauernd versprachen die Menschen, dass sie für ihn beten würden.

Die ganze Nacht und die Hälfte des nächsten Tages verbrachte Frieder allein

mit seinen Gedanken. Dann kam ihm ein Geistesblitz!

Aufgeregt bat er die Einwohner um Fisch- und andere Tierblasen.

Verwundert und kopfschüttelnd gaben die ihm, was er verlangte, und einige Zeit später hatte er eine große Anzahl eingesammelt.

Mit seinen Errungenschaften machte er sich auf zum See der Frau.

Dort angekommen testete er, was er sich überlegt hatte. Es funktionierte und er war überglücklich. Rin'nin konnte er heute nicht entdecken.

Am nächsten Morgen versammelten sich ein paar der Dorfbewohner, um ihm zuzusehen und anschließend zu trösten, wenn er versagte.

Frieder hatte seine Vorbereitungen abgeschlossen und wartete ungeduldig auf Rin'nin.

Als sie erschien, verbeugte er sich vor ihr. „Darf ich dich zu einem Spaziergang einladen?“, fragte er und hielt ihr die Hand entgegen.

Sie lächelte ihn an und ergriff seine Hand – ihre fühlte sich überraschenderwei-

se angenehm warm und wunderbar weich an. Trotzdem hatte sie eine Kraft, die er nicht erwartet hatte. „Bitte. Ich freue mich darauf.“

Er führte sie an eine nicht besonders tiefe Stelle am Rand, zog sich aus, griff sich einen Gürtel, an dem er viele Steine befestigt hatte, band ihn um und watete langsam in den See.

Rin'nin beobachtete ihn aufmerksam.

Das Wasser war kalt und ein Schaudern lief Frieder über den Rücken. Gänsehaut überzog seinen Körper. Aber er war diese Temperatur vom Meer gewohnt und das Seewasser konnte ihm nichts anhaben.

Als sich nur noch sein Kopf über der Oberfläche befand, winkte er die Frau herbei, holte tief Luft und tauchte ab.

Sie schwamm zu ihm und schwebte daneben.

Das Gewicht der Steine hielt Frieder am Grund. Glücklicherweise konnte er die Luft recht lange anhalten.

Er griff ihre Hand und gemeinsam bewegten sie sich über den wassergrasbedeckten Boden.

Einige Schritte später erreichte er die erste Blase, welche er mit Luft gefüllt und mit einem Stein versenkt hatte. Sacht wogte sie hin und her.

Er griff sie sich, saugte die Luft daraus in seine Lungen und schritt weiter über den Seegrund.

Das wiederholte er viele Male, bis er gemeinsam mit Rin'nin das Gewässer umrundet hatte. An der Stelle, wo seine Kleidung lag, tauchte er auf und lächelte glücklich.

Auch die Frau hob ihren Kopf aus dem klaren Wasser und strahlte ihn fröhlich an. „Das hat sehr viel Spaß gemacht. Du hast meine erste Aufgabe erfüllt.“

Frieder bewegte sich langsam aufs Ufer zu und antwortete ihr: „Gern. Es war wirklich schön, mit dir durch deine Welt zu laufen. Danke für deine Begleitung.“

Während er sich ankleidete, musterte Rin'nin ihn aufmerksam mit schief gelegtem Kopf.

Nachdem er fertig war, sagte sie: „Deine zweite Aufgabe besteht darin, zusammen mit mir den Wasserfall hinaufzuschwimmen, damit wir uns von dort aus den Son-

nenuntergang ansehen können. Ich würde mich wirklich freuen, wenn du auch diese meisterst. Zwei Tage der Vorbereitung seien dir gewährt.“ Blitzschnell tauchte sie zurück ins Wasser und war verschwunden.

Die Dorfbewohner empfingen ihn aufgeregt und beglückwünschten ihn zu seinem Einfall. Lachend und plaudernd umringten sie ihn. Einige schlugen ihm begeistert auf die Schultern.

Frieder war mit seinen Gedanken schon bei der nächsten Aufgabe und ließ ihre wohlmeinende Aufmerksamkeit an sich vorüberziehen.

Zusammen mit einigen Männern kletterte er die Felsen hinauf und sah sich den Wasserfall von oben an.

„Wie kann es möglich sein, hier hinaufzuschwimmen? Ich bin zwar stark, ausdauernd und schwimme hervorragend, aber nach oben ...?“

Als er seine Begutachtung abgeschlossen hatte, machten sie sich auf den Rückweg zum Dorf.

Erneut grübelte er stundenlang darüber nach, welche Lösung es gab. Wieder fiel

ihm eine Lösung ein. Diesmal bat er die Dorfbewohner um ein langes Seil, welches sie ihm überließen.

Genauso wie bei seiner ersten Aufgabe brach er auf, um alles für seinen Triumph vorzubereiten. Er brauchte länger, bis er das Nötige zu seiner Zufriedenheit angebracht hatte.

Mehr Dorfbewohner als bei der ersten Aufgabe begleiteten ihn, um ihm zuzusehen und ihn anzufeuern.

Zur ausgemachten Zeit erschien Rin'nin, lächelte ihn fröhlich an und fragte: „Bist du bereit, mit mir den Wasserfall zu besteigen?“

„Ja“, antwortete er und streckte ihr seine Hand entgegen.

Rin'nin griff sie, führte ihn ins Wasser und gemeinsam schwammen sie zum Wasserfall.

Dort griff Frieder das Seil, welches er angebracht hatte, und wickelte es sich um die Hüfte. Es festhaltend grinste er sie an und sagte: „Nach dir, wunderschönes Naturwesen.“

Sie warf ihre Haare zurück, blickte nach oben, danach zu ihm und erwiderte: „Ich

hoffe, wir sehen uns gleich zusammen das schönste Schauspiel der Welt an.“ Ein Schritt brachte sie in die brausenden Fluten und nach einem grazilen Sprung floss sie hinauf.

Frieder starrte ihr nach, bezaubert von ihrer geschmeidigen Eleganz. Dann zog er am Tau.

Der Stein, den er oben angebracht hatte, bewegte sich, löste seine Halterung und rollte über die Kante. Er stürzte hinab, zog das Seil hinter sich her über einen Vorsprung, und durch sein Gewicht flog Frieder regelrecht nach oben. Es sah aus, als würde er den Wasserfall hinaufschwimmen.

Oben angekommen, klammerte er sich an die Kante, zog sich darüber und befand sich Auge in Auge mit Rin'nin.

„Du hast es geschafft.“ Ihr frohes Lachen hallte melodisch durch die Dämmerung.

Frieders Haar und seine Kleidung klebten ihm patschnass am Körper.

Sie ergriff seine Hand und zog ihn mit sich zu einem kleinen Stein, der aus dem Bach herausragte. Dort setzte sie sich, wies ihm den Platz neben ihr zu und nachdem er

saß, lehnte sie sich an ihn, um gemeinsam den Sonnenuntergang zu bewundern. Feu-
rige Farben schmückten den Horizont, ent-
flammten ihn regelrecht, als würde die
Sonne ihm zu seinem Erfolg gratulieren.

Glücklich saß er mit Rin'nin auf dem
Stein, die nasse Kleidung vergessen, bis die
Sonne hinter dem Horizont verschwunden
war.

Ihre weiche Stimme riss ihn aus seiner
Seligkeit. „Willst du meine letzte Aufgabe
erfahren, Frieder?“

„Ja. Ich hoffe wirklich, dass ich sie eben-
falls erfüllen kann.“

Sie blickte ihn mit ihren grünen Augen
an und meinte: „So wie ich. Du bist ein
ganz außergewöhnlicher Mann. Höre gut
zu: Bring mir einen Mond in meine Höhle,
damit ich in seinem Licht baden kann.“ Sie
wartete einen Augenblick, bevor sie hinzu-
fügte: „Es ist so finster dort und ich sehne
mich danach. Du bist der erste Mensch, der
meine Höhle betritt. Fühle dich geehrt. Du
hast Zeit, bis der nächste Mond voll am
Firmament scheint.“ Eine sanfte Melodie
begleitete ihr Lachen.

Rin'nin stand sie auf und stürzte sich, mit einem letzten wohlwollenden Blick auf Frieder, den Wasserfall hinab.

Als er wohlbehalten den Felsen zu den wartenden Dorfbewohnern hinabgeklettert war, wurde er von ihnen überschwänglich und jubelnd empfangen.

Gemeinsam gingen sie ins Dorf zurück und Frieder grübelte über die dritte Aufgabe nach. Bis zum Vollmond hatte er noch einige Tage. Seine Gedanken schweiften des Öfteren zu Rin'nin und lenkten ihn ab.

„Ich muss es schaffen. Nur noch eine Aufgabe, dann sehe ich meine Eltern wieder.“ Diese Aussicht spornte ihn an und er überlegte und überlegte.

Die Tage vergingen, er wusste noch nicht, wie er das Rätsel lösen sollte und er wurde immer verzweifelter.

Bei einem Spaziergang durchs Dorf blendete ihn eine Spiegelung der Sonne in einem Fenster. Da fiel es ihm wie Schuppen von den Augen, wie er ihre Aufgabe lösen konnte.

Schnell bat er die Dorfbewohner um Hilfe und bald machte er sich mit einem großen Sack auf zum See der Frau aus Wasser.

Dort angekommen, wartete er auf den Aufgang von Panrhea – dem kleinen bläulichen Mond – sowie Iquimir – dem großen hellvioletten. Iquimir leuchtete ihm fast voll und strahlend entgegen.

Sogleich machte er sich an seine Arbeit.

Einige Stunden später war alles zu seiner Zufriedenheit vorbereitet.

„Morgen wird der glücklichste Tag meines Lebens sein“, murmelte Frieder und machte sich auf den Rückweg zum Dorf.

Er schlief lange, damit er ausgeruht seinen Plan umsetzen konnte, bedankte sich überschwänglich bei den Dorfbewohnern für ihre Unterstützung und machte sich auf zum See von Rin'nin.

Aufgeregt und voller Tatendrang traf er dort ein.

Diesmal begleiteten ihn alle Einwohner des Dorfes. Sie hatten außerdem ein großes Fest vorbereitet. Einige dachten daran, mit ihm zu feiern, und andere, ihn zu trösten, wenn er die Aufgabe doch nicht lösen konnte. Denn niemand konnte einen der

Monde vom Himmel holen. Aber alle freuten sich auf die Feier.

Frieder wartete, bis Iquimir fast den Zenit erreicht hatte, schwamm zur Höhle von Rin'nin und trat ein. Der Boden war von einer knöchelhohen Schicht Wasser bedeckt.

Sie hielt sich genau in der Mitte des Raums auf und winkte ihn herbei. „Hallo. Hast du mir einen Mond mitgebracht?“, fragte sie ihn.

Er lächelte geheimnisvoll und bat: „Warte noch einen Moment, dann wird dich sein Licht erfreuen.“

Gemeinsam blickten sie zum Eingang.

Plötzlich ging vor der Höhle ein hellviolettes Licht auf.

Frieder bemerkte, wie Rin'nin der Mund offen stand und sie abwechselnd ihn und den Mond anstarrte, der sein Licht genau auf sie warf.

„Ich denke, damit habe ich alle deine Aufgaben erfüllt?“ Er strahlte sie an. Wie eine wunderschöne Göttin schimmerte sie in Iquimirs Glanz.

„Ja. Du hast es dir verdient, dass ich dir einen Wunsch erfülle, wenn es mir möglich

ist.“ Sie fügte kurz darauf hinzu: „Aber sag zuerst, wie hast du das geschafft?“

„Ich habe Spiegel angebracht und das Licht des Mondes durch sie zu dir geleitet.“ Er straffte sich, sah sie an und bat voll Inbrunst: „Ich möchte meine Eltern wiedersehen. Sie sind bei einem Bootsunglück ums Leben gekommen.“

Rin'nin trat zu ihm, griff seine Hand und blickte ihn traurig an. „Das ist ein Wunsch, den ich dir nicht erfüllen kann. Niemand kann diejenigen, welche gestorben sind, zurückbringen. Sie weilen bei den Göttern, oder wandeln erneut auf der Welt. So gern ich dich glücklich machen würde ..., ich kann es nicht.“

„Nein ...“, entfuhr es Frieder. Seine Welt brach zusammen und er fiel auf die Knie. Tränen brannten in seinen Augen. „Ich konnte mich nicht einmal von ihnen verabschieden.“

„Es tut mir leid“, murmelte Rin'nin. „Kann ich dir einen anderen Wunsch erfüllen? Ich habe gehört, die Menschen verlangen oft nach ewigem Leben, unerhörtem Reichtum, Gesundheit ...“

„Alles ist für mich bedeutungslos“, antwortete Frieder und stand auf.

Seine Hände lagen noch in ihren und sie durchbohrte ihn mit einem unergründlichen Blick ihrer grünen Augen. Dabei dachte er an die schönen Momente, die er mit ihr verbracht hatte ... Der Spaziergang am Grund des Sees ... Der Anblick des Sonnenuntergangs, während sie sich an ihn lehnte ... Ihr Gesichtsausdruck, als der Mond ihre Höhle erhellte.

Spontan fragte er: „Kannst du mich zu deinem Ehemann nehmen? Ich möchte meine restliche Zeit mit dir verbringen. Du bist das schönste Wesen, dem ich jemals begegnet bin und begegnen werde.“

Glücklich lächelte sie ihn an. „Ich habe gehofft, dass du danach fragst. Mein Herz verlangt nach dir, seit du an meinen See gekommen bist. Doch bedenke, du wirst ebenfalls gänzlich zu Wasser und zusammen mit mir leben, solange Natlara existiert. Dafür verspreche ich dir, dass ich dich für immer lieben werde.“ Sie blickte ihn fragend an.

„Es hält mich nichts mehr hier und auch mein Herz ist für sie entflammt“, überlegte

er. „Sie macht mich glücklich und ich kann für immer am und im Wasser leben. Auch wenn es nicht der Ozean ist ...’

„Ja!“, rief er aus und drückte ihre Hände. „Ich will zusammen mit dir die Unendlichkeit erleben.“

„So sei es.“ Rin’nin nickte und lächelte glücklich.

Sie trat an ihn heran. Ihre Augen strahlten wie zwei Smaragde.

Rin’nin ließ seine Hände los, presste sich an ihn, zog seinen Kopf zu sich und küsste ihn.

Es fühlte sich an wie das tosende Meer, kristallklares Quellwasser, schäumende Gischt und prickelnde Lebendigkeit. Frieder war, als würden sie sich in der Luft drehen und ihre Umgebung hell erstrahlen. Langsam spürte er, wie sich jede Zelle seines Körpers mit Wasser füllte und sogleich zu diesem wurde. Das unendliche Leben durchströmte ihn und er wurde der, zu dem er bestimmt war.

Wie lange er sich auf diese Weise mit Rin’nin verband, konnte er nicht sagen.

Als sie sich löste, lächelte sie ihn erneut an.

Er sah an sich hinab und wie sie bestand er gänzlich aus Wasser. Seine Kleidung sank zu Boden.

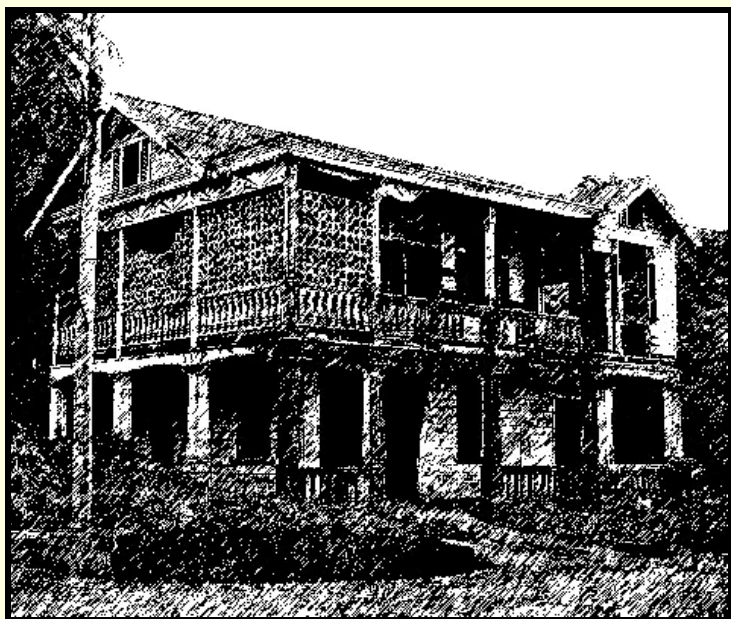
Erneut küssten sie sich und Rin'nin murmelte: „Für immer, mein Liebster. Ich habe schon so lange auf dich gewartet.“

... Die Dorfbewohner feierten zusammen mit dem glücklichen Paar ein rauschendes Fest. Den Tod konnte der junge Fischer nicht besiegen, denn das ist den Menschen nicht bestimmt, aber er fand die Liebe seines Lebens. Seitdem sollen die zwei Wasserwesen in dem kleinen See in der Klamm im Süden von Olorien in der Nähe der Herzbucht leben. Der Mythos besagt, dass sie den Menschen bis heute, die ihre Rätsel lösen, einen Wunsch erfüllen.

Homepage: www.florian-frankhauser.de

Facebook-Seiten: Autor – Florian Frankhauser

Instagram: [florianfrankhauser](https://www.instagram.com/florianfrankhauser)



DESTINA

Erzählung

Karl Ehret

Auf einer winzigen Privatinsel der kleinen Antillen ragte ein prächtiges Gebäude aus der Kolonialzeit heraus. Es war im Besitz der geheimnisumwitterten Mimi, die optisch weit mehr als nur ein Hingucker war. Sie hatte langes, pechschwarze Haar, das bis an ihren Po reichte, ein Gesicht, das eines Hollywoodstars würdig gewesen wäre und eine Traumfigur. Perfekt eben. Ihr Alter schätzte man auf Mitte dreißig. Woher sie kam und wie sie in der Lage gewesen war, dieses sonnendurchflutete, weit abgelegene Eiland mit dem palastartigen Gebäude zu

ihrem Eigen zu machen, wusste niemand. Und dies hatte Gründe. Gute und aus ihrer Sicht nachvollziehbare Gründe. Und da sie sie alleine dieses riesige Anwesen zu bewohnen schien, brauchte sie natürlich jede Menge Bedienstete, um den ganzen Laden am Laufen zu halten. Im Augenblick waren dies der Gärtner Jack, der Waldhüter Norman, der Hausmeister Ben, die Köchin Claire und der Butler James. Ihr prunkvolles Schlafzimmer war im französischen Stil eingerichtet, während der Rest des Erdgeschosses mehr den englischen Landhausstil verkörperte. Wie sie sich diesen Luxus leisten konnte, wusste, wie schon gesagt, keiner, da sie ihre Insel nur alle drei Monate verließ und sich an ihrem Zielort nicht länger als einen Abend aufhielt.

Warum?

Sie brauchte einen neuen Liebhaber und das war bei ihrem Aussehen eine ihrer leichtesten Übungen. Mimi hatte eine Yacht, mit der sie im Vierteljahresrhythmus zumeist auf anderen Inseln der Karibik auf Männerfang war. Und Männerfang war für ihre Exkursionen der absolut treffende Begriff. Denn jeden, den sie auf ihre Insel ge-

lockt hatte, konnte aus freien Stücken diese nicht mehr verlassen. Die Macht dazu hatte Mimi. Sie war nämlich das, was zwar eine Handvoll Leute hinter vorgehaltener Hand vermuteten, aber es sich nicht laut auszusprechen wagten.

Eine Hexe.

Ihre erste Beute war James von der Insel Montserrat gewesen. Sie hatte den gutaussiehenden Kreolen in einer Disco der Hauptstadt Plymouth auf ihre Yacht gelockt und es mit diesem gleich dort getrieben. Leider war dies für James so erfreuliche Ereignis von kurzer Dauer.

Am nächsten Morgen fand er sich auf Mimis zuvor namenlosen Insel in Livree wieder, die sie treffenderweise „Destina“ (Schicksal) getauft hatte. Der bedauernswerte James konnte sich an nichts mehr erinnern und auch nicht mehr sprechen. Er war zu einer Marionette mutiert, deren Fäden Mimi nun wie eine Puppenspielerin in ihren Händen hielt.

Was war geschehen?

Nachdem sie ihn auf ihrer Yacht verführt hatte, war er im siebten Himmel, denn Mimi war im Bett unvergleichlich gut und

brachte ihn zur Ekstase. Doch bei ihrem Höhepunkt entwich plötzlich eine grünliche Wolke ihrem Mund und drang in den Mund von James ein. Gleichzeitig bohrte sie ihre sehr langen Fingernägel in seinen Rücken, bis er blutete. Danach war Schicht im Schacht und James lag nackt und regungslos in Mimis Bett. Als ihre Yacht an ihrer Insel anlegte, hauchte sie ihm erneut die grünliche Wolke ins Gesicht und befahl ihm: „Komm mit.“

James folgte ihr wie ein Zombie, was er nun auch in irgendeiner Form war und fungierte ab diesem Zeitpunkt als ihr persönlicher Butler. Mit dieser unheimlichen, grünlichen Wolke hatte Mimi James die Seele, die Sprache und sein Gedächtnis genommen. Allerdings hatte die Sache einen Haken. Dieser Zauber hielt nur exakt einhundert Tage. Dann musste sie entweder erneut mit ihm schlafen oder aber ihn entsorgen und einen Ersatzmann installieren.

Bisher hatte sie aber noch nicht die Absicht gehabt, den gutaussehenden Kreolen zu ersetzen und ließ ihn alle hundert Tage in ihrem Schlafzimmer antanzen, um seinen Fluch zu verlängern. Denn rein optisch

sagte er ihr völlig zu. Aber Gefühle hatte sie keine für James. Gar keine. Überhaupt war ihre Gefühlswelt, sagen wir mal freundlich, überschaubar. Treffender gesagt: Nicht vorhanden.

Mit ihrem aktuellen Gärtner Jack aus Key West, ihrem Waldhüter Norman aus Aruba und ihrem Hausmeister Ben aus Kingston verfuhr sie identisch. Und bisher hatten die Vier es irgendwie geschafft, ihren neuen Sklaven-Status, der ihnen allerdings selbst nicht bewusst war, zu erhalten. Was allerdings alleine von Mimis Entscheidungsgewalt abhängig war. Und natürlich auch von ihrem abhandengekommenen Willen und der fehlenden Erinnerung der „Neuinsulaner“ an ihr altes Leben.

Der farbige Gärtner Jack allerdings war mittlerweile durch ihr Raster gefallen und Mimi hatte nun Lust auf etwas völlig anderes. Hieß: Er sollte ausgetauscht werden. Aber noch gewährte ihm Mimi eine Schonfrist.

Mimi gefiel auf Martinique die anmutige Claire, die sich dort als Tänzerin in einem Nachtclub verdingte und verführte zum ersten Mal eine Frau. Da Claire ihr im Bett

davon vorschwärmte, dass sie eine leidenschaftliche Köchin wäre, war ihr künftiges Schicksal besiegelt. Nun war sie auf Destina den ganzen Tag für das leibliche Wohl Mimis und ihrer „Marionetten“ zuständig. Und dreimal die Woche durfte sie abends im großzügigen Wohnzimmer Mimis ihre Tanzkünste vorführen. Sie war inzwischen Mimis Lieblingsmarionette und durfte auch in einem kleinen Zimmer im Erdgeschoss auf einer Matratze schlafen, während James, Jack, Norman und Ben zusammen in einer kleinen, stallartigen Hütte neben Mimis Palast nächtigen mussten. Aber Freizeit hatten sie eh kaum und so brauchten die Vier die schäbige Hütte nur zum Schlafen.

Bens Hunderttagefrist würde als nächste ablaufen und Mimi dürstet es nach einem anderen. Anfangs war sie von seinen Dreadlocks und seinen blütenweißen Zähnen fasziniert. Aber nun war sie seiner überdrüssig und nicht mehr bereit ihn zur Verlängerung seines Inselaufenthaltes in ihrem Schlafzimmer zu empfangen. Sie befahl ihm, an Bord ihrer Yacht zu gehen und fuhr mit ihm auf die kolumbianische Insel Margarita.

Dort tötete sie ihn in einem kleinen Wald und warf seine Leiche in eine Grube.

Auf einem Volksfest am Abend stach ihr der farbige Schlagzeuger einer Reggae-Band ins Auge und sie machte sich an ihn ran. Schließlich war nun auf Destina die Gärtnerstelle vakant und musste wieder besetzt werden. Manolito, so hieß der von ihr für die offene Stelle auserwählte Mann aus Venezuela, wollte es gleich mit ihr am Strand machen, aber Mimi überredete ihn, mit auf ihre Yacht zu kommen. Manolito war begeistert und folgte ihr heißblütig, obwohl an diesem Abend seine Freundin Pepita mit ihm zusammen da war. Und die beobachtete ihren untreuen Gefährten mit Mimi in die Nacht abzutauchen. Aber Pepita, eine rassige Venezolanerin mit langen, lockigen, dunklen Haaren, wollte unbedingt wissen, wohin die beiden sich verdrücken und folgte ihnen. Was sie vorhatten war Pepita natürlich klar und sie war entsprechend angefahren. Als Mimi und Manolito die Yacht betraten, versteckte sie sich im Gebüsch und beobachtete mit Argusaugen die Yacht.

Nach etwa einer Stunde erschrak sie.

Eine alte, hässliche Frau tauchte an der Reling auf und löste die Verankerung. Kurz darauf verließ die Yacht ihren Anlegeplatz.

Doch Pepita hatte Glück. Ein ihr bekannter, einheimischer Fischer hatte gerade angelegt und sie überredete ihn für fünfzig Dollar der Yacht zu folgen, da diese nur ein gemächliches Tempo eingeschlagen hatte. Nach einer knappen Stunde hatte die Yacht mit Mimi und Pepitas Manolito ihr Ziel erreicht. Auf der ihr bisher unbekannten Insel Mimis sah sie mit Entsetzen, wie ihr nackter Manolito der alten, hässlichen Frau folgte und er schien nicht er selbst zu sein, wie sie sofort feststellte. Pepita setzte nun alles auf Rot, bezahlte den Fischer, der die Alte und Manolito nicht gesehen hatte, und schwamm zum Erstaunen ihres „Fährmannes“ ans Ufer der Insel. Dort herrschte eine gespenstische Stille und auch der Wind schien sich hier nicht sonderlich wohlzufühlen. Pepita sah aus der Ferne, wie die beiden ein prächtiges Gebäude inmitten eines kleinen Wäldchens betraten und schlich sich näher. Sie lugte vorsichtig durch ein Fenster und sah in einem prachtvollen Zimmer wie die Alte ihren Manolito anklei-

dete. Der ließ alles widerstandslos mit sich geschehen und sagte kein Wort, obwohl er im Normalzustand diese hässliche Bediensteten-Kleidung entrüstet abgelehnt hätte. Dann folgte er der hässlichen Alten aus dem Haus zu einer nebenan liegenden Hütte. Kurz darauf verließ die Alte wieder allein die Hütte und ging ins Haus zurück.

Pepita war nun total verwirrt. Sie betrat die Hütte. Es war ein besserer Stall und auf einer schäbigen Matratze schlief ihr Manolito. Aber er war nicht alleine. Drei weitere, ähnlich gekleidete Männer schliefen ebenfalls in dieser schäbigen Behausung. Pepita rüttelte Manolito wach, doch der starrte sie mit leeren Augen an, als ob er sie gar nicht kennen würde.

„Manolito, was ist mit dir?“ Pepita war nun sehr besorgt. Ein merkwürdiger, grünlicher Belag auf dem Mund ihres Freundes machte sie stutzig.

Doch Manolito sagte keinen Ton, schloss seine Augen und schlief gleich wieder ein.

Das stinkt zum Himmel, dachte Pepita und lief zurück zu dem Haus. Doch das Zimmer, in dem die Alte ihren Freund angekleidet hatte, war leer. Dann bemerkte

sie, dass das Kellerfenster nicht richtig verschlossen war und kletterte leise hindurch. Sie stand in einem finsternen mit schwarzen Kerzen beleuchteten Raum mit jeder Menge, wie sie vermutete, chemischem Zeug, das ihr aber unbekannt war. Auf einem Pult lag ein aufgeschlagenes, uraltes, schwarzes Buch mit Zeichen und Zeichnungen, die ihr ebenfalls fremd waren. Pepita nahm das Buch an sich und verließ wieder den unheimlichen Kellerraum durch das kleine Fenster. Sie hatte schon als sie das Buch mit ihren verstörenden Schriftzeichen und Zeichnungen im Kellergesehen hatte, eine Idee. Ich rufe Madame Françoise an...Die weiß vielleicht, was das ist..., dachte sie und lief zurück zum Strand. Und sie hatte Glück und bekam dort ein Netz.

Madame Françoise, wie sie jeder nannte, weil niemand ihren richtigen Namen kannte, war mehr als nur eine gewöhnliche Kartenlegerin. Man munkelte, dass sie einen Draht zu Übersinnlichem und sogar zur schwarzen Magie hatte. Und die musste Luft holen, als Pepita ihr ihren Fund und ihre Beobachtungen schilderte. Dann forderte sie Pepita auf, ihr die aufgeschlagene Seite

des Buches zu beschreiben und sagte nach einer kurzen Pause: „Du bist ein mutiges Kind, Pepita. Du hast gerade eine Hexe bestohlen. Eine böse Hexe.“

Pepita zuckte zusammen und fragte sie: „Und was soll ich jetzt machen?“

„Ganz ruhig, Mädchen“, antwortete Madame Francoise. „Versteck dich dort auf der Insel, wo man das Klingeln deines Smartphones nicht hören kann. Ich rufe dich in etwa zwei Stunden zurück.“

„Meinen sie wirklich, sie können mir und Manolito helfen, Madame Francoise?“

„Ich hoffe es für euch“, sagte sie und legte auf.

Pepita lief zurück ins Wäldchen, tat das, was ihr Madame Francoise geraten hatte und entfernte sich dadurch ein Stück von dem Gebäude. Es war noch dunkel und sie setzte sich vor einem Baumstamm und schlief kurz darauf ein. Bis ihr Smartphone klingelte. Sie sah auf ihre Uhr und stellte fest, dass sie knapp zwei Stunden geschlafen hatte.

„Du tust jetzt Folgendes, Pepita. Und hör mir ganz genau zu. davon wird dein und Manolitos Schicksal abhängen. Du darfst

keinen Fehler machen. Nicht den geringsten. Hörst du?“, waren die mahnenden Worte von Madame Françoise.

Pepita war gottseidank mit einem hervorragenden Gedächtnis ausgestattet und merkte sich alles, was Madame Françoise ihr mit auf den Weg gab. Sie blieb in ihrem Versteck bis etwa neun Uhr. Dann näherte sie sich dem Gebäude. Sie sah, dass ihr Freund Manolito vor dem Haus Ausbesserungsarbeiten verrichtete, aber immer noch denselben teilnahmslosen Gesichtsausdruck trug. Auch einen Mann, den sie als Manolitos Schlafzimmernachbarn identifizieren konnte. Dieser war mit der Gartenarbeit beschäftigt. Er hatte dieselben leeren Augen wie Manolito. Auf einem Schaukelstuhl auf der Veranda des Hauses saß das alte, hässliche Weib und ließ sich von einem Mann in Livree mit einem Getränk versorgen. Auch diesen kannte Pepita aus der Hütte. Plötzlich kam eine wunderschöne Frau aus dem Gebäude und stellte der Alten etwas zu essen auf den Tisch.

Die habe ich allerdings noch nicht gesehen, grübelte Pepita und strich sich über ihr langes, dunkles Haar. Wenn Manolito

wüsste, mit wem er sich da eingelassen hat..., sinnierte sie, weil ihr inzwischen klar war, dass die Alte und die rassige Schwarzhaarige, die Manolito auf dem Volksfest verführt hatte, die ein und dieselbe Person sein mussten. Jetzt bloß keinen Fehler machen, Pepita, sagte sie zu sich selbst. Es könnte dein letzter sein...

Doch plötzlich legte ein Schiff an und jemand winkte.

Die Alte hatte sich, als Pepita zu ihr schaute, im Bruchteil einer Sekunde wieder in das betörende Wesen, das sie auf der Insel Margarita gesehen hatte, zurückverwandelt und winkte zurück.

Manolito lief zu dem Schiff und erhielt dort zwei Pakete, die er umgehend der Hexe brachte. Diese öffnete sie, aber Pepita war es nicht möglich, von ihrem Versteck aus, den Inhalt der Pakete zu erkennen. Kurz darauf kam der Mann in Livree aus dem Gebäude und brachte sie ins Haus. Mimi folgte ihm kurz darauf. Nach kurzer Zeit kam sie wieder raus und lief in den Wald.

Wenige Minuten später kehrte sie mit einem weiteren Mann zurück und gab ihm

Anweisungen. Auch diesen kannte Pepita aus der Hütte.

Danach stieg die nun wieder perfekt gestylt aussehende Hexe in ihre Yacht und wenig später war nur noch eine kleine Silhouette von der Yacht zu sehen.

Pepita kletterte durch die Kellerluke legte das Buch genauso auf das Pult, wie sie es vorgefunden hatte. Dann lief sie die Kellertreppe nach oben. Und war in dem Raum, in dem gestern die Hexe ihren nackten Manolito bekleidet hatte. Da sie hier nichts Auffälliges entdeckte, ging sie die Treppe hoch ins Obergeschoss. Doch dort traf sie der Kulturschock! In den Zimmern sah es noch schlimmer aus als im Keller! Alles alt, vermodert. Einfach nur unwirtlich. In einem Zimmer lag ein riesiges Stroh Bündel.

Ob dies der Schlafplatz der Hexe ist..., fragte sich Pepita. Aber letztendlich ging sie wieder nach unten und stieß prompt auf Claire. Und die starrte sie mit großen Augen und schrie: „Wer bist du denn? Was willst du hier?“

„Ich habe mir gedacht, in dieser Prachtvilla ist bestimmt was zu holen. Aber da oben sieht es aus wie in einer längst ver-

gessenen Gruft“, log Pepita und outete sich als vermeintliche Einbrecherin.

„Du willst mir also weismachen, du wärst hierher geschwommen, um meine Herrin beklauen?“ Claire funkelte Pepita an. „Das glaube ich dir nicht, Püppchen.“ Blitzschnell gab sie der vermeintlichen Einbrecherin einen Kinnhaken und die ging K.O.

Nach einer gewissen Zeit wachte sie wieder auf und wollte sich ihr Kinn befühlen. Doch das hing nicht. Sie war an Händen und Füßen gefesselt und lag in einem der unwirtlichen Räume des Obergeschosses. Außerdem musste sie feststellen, dass nicht nur ihr Kinn geschwollen war, sondern dass die Unbekannte ihr einen großen Knebelball in den Mund gesteckt hatte, den sie so festgeschnürt hatte, dass der nur ein leises Röcheln zuließ. Die Tür zum Flur war zwar sperrangelweit offen, aber als sie dorthin robben wollte, merkte sie, dass sie keinen Meter vorwärts kann. Sie versuchte ihren Kopf zu drehen und sah mit Entsetzten, dass die Schnur ihrer gefesselten Hände mit einem Seil an einem Pflock an der Decke befestigt war und sie somit überhaupt keinen

Bewegungsspielraum hatte. Jetzt bin ich dran, dachte sie verzweifelt, doch dann fiel ihr ein, dass sie ein Taschenmesser einstecken hatte. Bloß wie komm ich daran... Mit ihren auf dem Rücken gefesselten Händen und vor allem durch den Umstand, dass diese mit dem Seil zur Decke verbunden waren, gelang es ihr einfach nicht an ihre Hosentasche zu kommen. Gib nicht auf, Pepi, sagte sie zu sich selbst und zog ihre gefesselten Füße in Richtung ihrer gefesselten Hände hoch. Doch auch ihre Füße waren so gut verschnürt, dass sie sich auf diese Weise nicht befreien konnte und sie resignierte. Ausgerechnet dem einzigen Menschen hier, der nicht in Trance zu sein scheint, muss ich über den Weg laufen...Und habe dieses Weib auch noch unterschätzt...Plötzlich spürt sie einen heftigen Tritt in ihrem Magen. Sie hätte gerne vor Schmerzen geschrien, aber der festsitzende Knebel in ihrem Mund untersagte dies. Es war wieder die Unbekannte, die sie nun brutal an ihren Haaren hochriss und sie wieder auf den Boden knallte.

Claire, deren Namen Pepita nicht kannte, setzte sich vor sie auf den Boden. „Du hast

meiner Chefin einen Haufen Arbeit erspart, du dummes Ding.“ Sie drückte Pepita den Knebel so weit in deren Mund, dass diese glaubte zu ersticken. „Wenn meine Meisterrin zurück ist wird sie dich häuten. Sie braucht nämlich unbedingt eine neue Haut.“ Sie kratzte sie an ihrem linken Arm blutig. „Leider funktioniert das nur, wenn du noch lebst.“ Claire stand auf und trat Pepita nochmals mit voller Wucht in den Magen. Dann ging sie wieder.

Pepita merkte den Tritt kaum noch, weil ihr das blanke Entsetzen wegen ihrer angebotenen Häutung im Gesicht stand. Aber dann spürte sie, dass sie durch den Tritt Claires etwas gedreht worden war und auf einem harten Gegenstand lag. Sie drehte sich so gut sie konnte und ihre von der strengen Fesselung schon klammen Finger konnten den Gegenstand geradeso berühren. Es war ihr Taschenmesser, das durch Claires brutale Tritte aus ihrer Hosentasche gerutscht war. Hoffentlich schaffe ich es noch, bevor die Alte zurück ist... Verzweifelt mühte sich Pepita, ihre Fesseln zu durchschneiden. Fast eine halbe Stunde dauerte es, weil ihr das Klappmesser immer

wieder aus ihren taubwirkenden Fingern glitt. Doch dann hatte sie es geschafft. Schnell entledigte sie sich auch ihrer Fußfesseln und ihrem Knebel. Sie stand endlich wieder auf ihren Füßen und packte sich eine stabile Holzstange, die in der Ecke lag. Leise schlich Pepita die Treppe runter und Essengeruch drang in ihre Nase. Sie folgte den Düften und sah in der Küche ihre Peinigerin, die ihr allerdings den Rücken zudrehte. Mit voller Wucht schlug sie auf Claires Rücken mit der Holzstange und die stürzte auf den Küchenboden. Nun drehte Pepita den Spieß um und verschnürte die noch benommene Claire wie ein Paket. Gut, dass ich die Schnüre und den Knebelball mit runtergenommen habe, dachte sie und stopfte den Knebelball in Claires Mund. Dann zog sie sie an ihren Haaren auf die Veranda. Es war inzwischen später Nachmittag und Pepita hatte nur noch wenig Zeit, die Vorgaben von Madame Françoise umzusetzen. Sie fand im Schuppen einen großen Topf mit weißer Farbe und schleppte ihn auf die Veranda. Dort malte sie in großer Eile seltsame Zeichen auf den Verandaboden und die Eingangstür und streu-

te Backpulver, das sie in Küche gefunden hatte, auf den Weg, der zum Bootssteg führte.

Claire verstand das alles nicht. Sie lag verschnürt auf der Veranda.

Nach etwa drei Stunden legte Mimis Yacht an. Diesmal war sie aber allein. Doch schon nach ein paar Schritten merkte Mimi, dass ihr das Laufen schwerfiel und sie starrte auf die Unmenge von Backpulver auf dem Weg. Und als sie mit Mühe und Not die Treppe zur Veranda hochgestiegen war, sah sie mit großen Augen die Schriftzeichen, die Pepita auf Verandaboden und Eingangstür gemalt hatte. Und daneben stand Pepita wie eine Erinnye und sprach immer wieder dieselben Worte: „Kota Mara.“

Die Hexe stieß einen markerschütternden Schrei aus und fiel auf ihre Knie.

Daraufhin trat Pepita vor die knieende und handlungsunfähige Alte und bestrich ihr ganzes Gesicht mit weißer Farbe.

Die Hexe fiel auf ihr Gesicht und löste sich in Sekundenbruchteilen völlig in grünlichem Rauch auf. Nur noch eine Handvoll grünliche Asche war zu sehen.

Und plötzlich stand Manolito vor Pepita und fragte sie verwirrt: „Wie kommen wir hierher, Pepi? Hier waren wir noch nie.“

„Später, du verfluchter Weiberheld“, giftete sie ihn an und sah hinter ihm auch die restlichen Männer verwundert auftauchen. Auch sie wussten nicht mehr, was passiert war und wie sie hierhergekommen waren. Pepita befreite Claires Mund und fragte sie triumphierend: „Und nun, Dummchen?“

„Wer bist du und was willst du? Und wieso bin ich gefesselt?“ Claire schien völlig verwirrt.

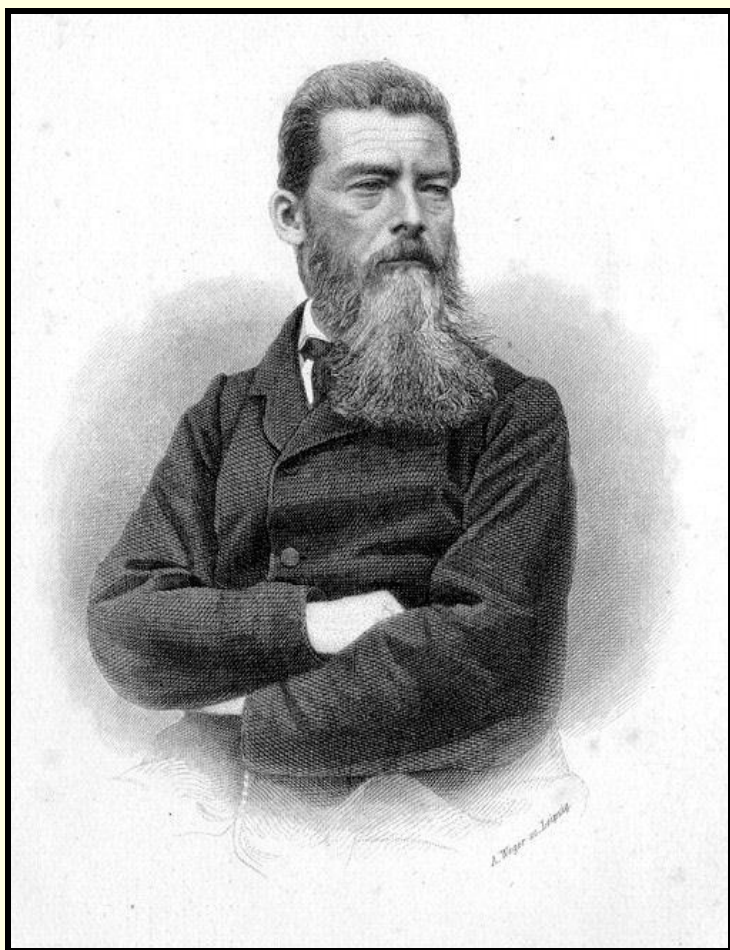
Da merkte Pepita, dass sie auch Claire von ihrem Fluch befreit hatte und band sie los.

Auf der Veranda saßen Pepita und die vier Männer.

Sie tranken alle Kaffee, den die ebenfalls vom Fluch der Hexe befreite Claire für sie zubereitet hatte. Keiner wusste mehr, wie sie hierhergekommen waren.

Denn Pepita klärte sie nicht auf.

Auf alle ihre Fragen antwortete Pepita nur lapidar: „Fragt Madame Françoise.“



Ludwig Andreas Feuerbach (1804–1872)

ERKENNE DICH SELBST (SOKRATES, FEUERBACH)

Einstein 133

Artikel

Gerd Maximovič

Verwendete Literatur:

– Feuerbach, Ludwig: Gesammelte Werke 13. Nachlaß I. Akademie Verlag, Berlin 1999.

– Fichte, Johann Gottlieb: Die Anweisung zum seligen Leben. Felix Meiner Verlag, Hamburg 1994. Zitiert als „Anweisung“.

– Fichte, Johann Gottlieb: Gott und Unsterblichkeit. Topos Verlag, Vaduz 1981. Zitiert als „Gott“.

– Fichte, Johann Gottlieb: Die Bestimmung des Menschen. Philipp Reclam, Stuttgart 1993. Zitiert als „Bestimmung“.

Ludwig Feuerbach (1804 – 1872) war ein deutscher Philosoph, der sich auch mit Theologie- und Religionskritik befaßte. Welche Stellung haben wir zu Gott? Gibt es Gott überhaupt, und wenn ja, in welcher Form existiert er dann?

Nach Feuerbach gibt es Gott, Gott ist in uns, Feuerbach:

„... er [Gott] ist ein durch sich selbst wirklicher Gedanke...“ (Feuerbach, S. 104)

Will sagen: indem wir über Gott nachdenken, denkt Gott über sich selbst nach. Oder, wie Hegel dies ausdrückt: Gott kommt in uns (in unserem Nachdenken über ihn) zu Selbsterkenntnis, Selbstverständnis und Bewußtsein. Bereits insofern sind wir also

wesentlich in Gottes Erkenntnis und insbesondere auch in Gottes Selbsterkenntnis.

Gott ist überall und alles:

„... w[ird] aber der Vernünftig[e] eingestehen, daß Gott dem Wesen nach alles ist, was wahrhaft ist...“ (Feuerbach, S. 125)

Es sei aber noch einmal erwähnt – gerade vor den Heiligenbildern der katholischen Kirche, aber auch vor anderen einfachen Vorstellungen –, daß es falsch sein muß, sich Gott als eine Art Übermenschen oder als ein ähnliches Überwesen vorzustellen:

„... freilich, wenn man Gott als einen großen Mann oder Menschen ... vorstellt ... muß man das lächerlich oder gar frivol [leichtfertig] nennen, wiewohl die Frivolität oft gerade in den Vorstellungen am meiste[n] ist, die für die heiligsten gelten.“ (Feuerbach, S. 125)

Wie, mit Verlaub, stellt man sich Gott dann vor? Gewiß ist er überall (demnach auch in uns) vorhanden, eine zweifellos unsichtbare

Größe, welche sich aber auf ihre Weise sichtbar machen kann. Es wäre wohl nicht ganz vermessen, sie, die Gottes-Größe, als alles durchdringende, alles schaffende Art von Strahlung oder als eine Art Hintergrund-Muster zu betrachten.

Trotz widersprüchlicher Aussagen oder Denkversuchen kommt Ludwig Feuerbach dann doch zu der wesentlichen Aussage und Erkenntnis: Gott ist (auch) in uns:

„... Sokrates... sein Hauptsatz ist: Erkenne dich selbst, worunter ... zu verstehen [ist], ... erkenne dein Wesen, erkenne ... den Gott in dir ... daß Gott im Menschen, nicht außen zu suchen sei.“
(Feuerbach, S. 250)

Gott in uns. Sehr wohl! Das ist richtig. Denn, wie angemerkt, Gott ist überall und in allem. Also ist „er“ auch in uns drinnen. Und zwar in allen Menschen (Tieren, Pflanzen, Steinen usw.), selbstverständlich auch in jenen, welche Gott ablehnen. Gott ist unendlich großzügig, das entnehmen wir daraus, daß er auch in jenen ist, die ihn verleugnen. Interessant in diesem Zusammen-

hang ist aber auch, es wäre abwegig, wenn irgend eine beliebige Religion oder Gruppe Gott ausschließlich für sich selbst beanspruchen oder in Beschlag nehmen könnte. Denn Gott ist letzten Endes alles und in allem, also gehört er auch allen.

Dazu Ludwig Feuerbach:

„Der denkende und seiner selbst bewußte Geist ist nämlich allgemeiner Geist, universeller Geist, nicht ein sich in einer Schranke der ausschließenden Besonderheit einschließender, sondern in das Bewußtsein der Welt und allgemeinen Menschheit sich erweiternder und anschauender Geist, er ist rein und allgemein menschlicher Geist, er ist wesentlich pantheistischer Geist [Gott ist überall und in allem, Gott ist identisch mit dem Universum], d. h. ein solcher Geist, der das Wesen, das Positive, das Absolute nicht da oder dort, nicht etwa da in der katholischen Kirche und dort im sogen[annten] Heidentum nicht, sondern überall findet und erkennt, der das Wesen, d. i. Gott nicht bloß in der Religion, sondern ebenso in der Kunst,

der Poesie, im Leben, in der Phil[osophie], in der Geschichte findet; der nicht bloß einen christlichen Gott oder nur einen Gott der Christen, sondern auch den Gott der Heiden, den Gott der Welt anbetet, der nicht bloß den Gott der kathol[ischen] Pfaffen, sondern auch der Dichter und Philosophen kennt.“
(Feuerbach, S. 301)

Also, halten wir fest: Gott (Geist) ist in allem und in jedem. So viel ist sicher. Absurd wäre die Vorstellung, Gott auch nur von einem Quadratmillimeter des Universums ausschließen zu wollen. Demnach gibt es auch keinen „leeren“ Raum, er (Gott) ist überall, demnach auch in dem Raum, den wir (fälschlicherweise) als „leer“ betrachten. Es gibt keine Leere irgendwo, da es doch Gott gibt.

Johann Gottlieb Fichte (1762 – 1814) war der bedeutendste Vertreter des deutschen Idealismus neben Schelling und Hegel.

Wie sind die Eigenschaften Gottes zu bewerten? Nun, wenn man einmal davon ausgeht, daß Gott Schöpfer oder zumindest Verantwortlicher unserer Lebensbühne

(also des Universums) ist, und daß wir letztlich „ihm“ überhaupt unser Dasein und unsere Existenz verdanken, dann ist Gott allerdings in der Tat eine gewichtige Größe, der wir, genau genommen, alles, was wir uns vorstellen können, verdanken.

Darin aber auch das, was wir für gut oder böse halten. Was Gott aufspannt, das ist eine Bühne der Entwicklung, der, wenn man so will, Selbstentfaltung, mithin Gottes Selbstentfaltung. Woraus folgte, daß Gott selbst nicht weiß, wer er ist, daß er aber über die Entwicklung auch im Menschen zu sich kommt, und er erkennt, was aus ihm wird oder werden könnte.

Denn, möchte man hieraus schließen, welchen Sinn hätte eine Entwicklung, wenn schon alles im voraus festgelegt wäre?

Gott erkennt sich in der Entwicklung also selber. Wie aber steht es darin mit Gut und Böse? Wo wir doch zwangsläufig entnehmen, daß Gott eindeutig neutral ist, so, wie die Natur neutral ist, auch in dem Sinne: ein Tier frißt das andere, und der Mensch frißt gerne auch Tiere.

Ist das nicht ein abscheulicher Gott, der diese entsetzliche Weltbühne geschaffen

hat? Ich möchte ausdrücklich darauf hinweisen, daß man eine Sache nicht einseitig, sondern daß man sie umfassend betrachten muß. Die schreckliche Welt ist gewiß eine Seite von Gottes Selbsterkenntnis. Indes, es gibt nachweislich aber noch eine ganz andere Seite, und selbige sollten wir keinesfalls versäumen. Welche ist das?

Zunächst einmal sehen wir, Gott ist gut, wie die Gleichheit der Wörter es schon aussagt. „Gott“ und „gut“, das ist ein Wort im Deutschen; in der englischen Sprache wird es noch eine Spur deutlicher: „God“ und „good“, das ist ersichtlich ein einziges Wort. Mit diesem einen Wort wird von unseren sprachschöpferischen Altvorderen schon die erlangte wesentliche Erkenntnis über Gott ausgesagt: nämlich Gott ist gut. Diese Erkenntnis ist durchgreifend und folgt aus der Erfahrung. Darum hat sie sich auch so sehr in diesen beiden Sprachen verwurzelt.

Indes, nochmals, Leserin und Leser dieser Zeilen werden einwenden: wie kann das aber sein, daß wir Gott als gut betrachten angesichts all der Übel in der Welt? Indes aber, man bemerke, der Prozeß auch von

Gottes Selbsterkenntnis, er verläuft offenbar dialektisch (widersprüchlich). So wie Licht und Schatten. Das Licht kann man nur gewärtigen, wenn man den Schatten kennt. Das eine existiert nur mit dem andern. Oder auch: die notwendige Entwicklung folgt ihren eigenen Bahnen.

Hierzu auch der Philosoph Fichte:

„Weil wir nun also auf dem Wege der theoretischen Untersuchung und der Spekulation nur zu dem Begriff eines mächtigen, nicht aber eines moralischen höheren Wesens, wie wir es nötig haben, gelangen...“ (Fichte: Gott, S. 19)

Wie ist das nun wieder zu bewerten? Gott als unmoralisch zu betrachten? Eben jenen Gott, von dem unsere sprachschöpferischen Urahnen, im Englischen wie im Deutschen, bemerkten, Gott ist gut, God is good? Indem sie diesen Ausdruck sogar fest und (hoffentlich) unlöschar in diese beiden Sprachen eingossen?

Wir indes aber sehen, der Mensch ist frei. Diese Freiheit ist erforderlich für jegliche Entwicklung. Freiheit bedeutet auch,

den Ausschlag zum Guten oder zum Bösen zu ermöglichen. Man erkennt dies am einfachsten und besten in Fragen von Gesundheit oder Krankheit. Auch der einzelne Mensch ist frei, sich zum positiven oder zum negativen Denken zu bekennen. Er kann also beliebig vortragen: „Ich bin gesund!“. Genauso wie er nachteiligerweise behaupten kann: „Ich bin krank!“

Man bedenke, so abwegig ist das Ganze leider gar nicht. Wie das? Unsere Zeitgenossen reden nämlich ständig von aller möglichen Krankheit, so, als ob dieselbe sie gleich selbst befallen müsse. Dieses Gerede von Krankheit bleibt im Unterbewußtsein (welches bei jeglicher Äußerung aufmerksam lauscht und zuhört) hängen. Und selbiges Gerede wird dann irgendwann dort, in der Tiefe, vom Unterbewußten umgesetzt.

Man wird also auch deswegen krank, weil man unablässig von Krankheit hört oder gar selbst von ihr redet. Es ist an dieser Stelle erstaunlich, was die Einbildung auch im negativen Sinne anzurichten vermag. Wir entnehmen, die Freiheit des Menschen geht so weit, daß er sich selbst krank

denken oder reden kann, und zwar, auch ohne den eigentlichen (unterbewußten) Zusammenhang zu begreifen. Dies wäre ein Beispiel vom Bösen, welches wir uns – unwissentlich – selbst zufügen können.

Indes aber, wie kommen unsere Altvordenen nun darauf, daß Gott gut ist, wobei sie diese Erkenntnis unlöslich in zumindest zwei Sprachen eingossen? Wo wir uns doch infolge unserer unabdingbaren Freiheit sehr wohl in Krankheiten hineinmanövrieren können? Nun, offensichtlich setzt Gott unterbewußt alles um, was wir erörtern, begehren oder wünschen. Wie wäre es dann aber damit, daß wir vom Guten, hier also von unserer Gesundheit, reden würden (statt von unserer möglichen Krankheit)? Gott setzt (unterbewußt) alles um, was den Umständen nach immer möglich ist.

Wir entnehmen also, Gott ist also wirklich gut, weil, wenn wir im entsprechenden Sinne positiv denken, wir gesund sind (oder bleiben), abhängig von den Umständen, falls irgend möglich, versteht sich. Gott ist also keineswegs „unmoralisch“, wie Fichte in obigem Zitat darlegt, sondern er ist in

der Entwicklung zur Selbsterkenntnis tatsächlich neutral. Und es liegt bei uns, uns zum positiven Denken zu bekennen.

Indes aber auch, die Unmoral ist Teil unserer notwendigen Freiheit. Es gilt, sich für das Positive, das Gute, zu entscheiden. Am einfachsten erkennt man dies in Fragen von Gesundheit oder Krankheit. Das beginnt also schon im gesundheitlichen Bereiche, indem wir positiv und nicht negativ über uns und unsere Gesundheit denken (oder uns auf entsprechende Erörterungen einlassen).

Der neutrale Gott setzt um, was immer wir denken oder wünschen (falls den Umständen nach möglich). Also sollten wir doch schon im eigenen Interesse positiv über uns und unsere Gesundheit reden oder denken. Dann erleben wir wahrhaft, daß Gott gut ist, einen näheren und engeren Beweis als diesen (bezüglich unserer Gesundheit) kann es nicht geben.

Johann Gottlieb Fichte (1762 – 1814) stellt fest, schlechthin alle Menschen können Gott erkennen. Also, falsch ist es zu sagen:

„... nur durch systematisches Studium der Philosophie könne man sich zur Religion und zu ihren Segnungen erheben, und jeder, der nicht Philosoph sei, müsse ewig ausgeschlossen bleiben von Gott, und seinem Reiche.“ (Fichte: Anweisung, S. 28)

Gemau das Gegenteil ist also richtig, Gott ist in allen (und in allem), daher:

„... daß schlechthin alle Menschen, ohne Ausnahme, zur Erkenntnis Gottes kommen können...“ (Fichte: Anweisung, S. 29)

Denn Gott ist (auch) in uns, mithin in jeder und in jedem, ungeachtet des Standes oder Ranges. Man versuche (oder untersuche) dies über die Gesundheit, und man wird über die praktische Zuwendung, welche uns Gott zuteil werden läßt, staunen!

Gott äußert sich (nach Fichte):

„... Gott Ist nicht nur, innerlich und sich verborgen; sondern er ist auch Da,

und äußert sich...“ (Fichte: Anweisung,
S. 60)

In der Tat, „er“ äußert sich. Äußerlich über die objektiven Gegebenheiten, so etwa das Wetter. Innerlich über die subjektiven Dinge, er „spricht“ mit uns, sei es durch unterbewußten Einfluß, sei es durch Träume. Also, „erkenne dich selbst!“, dann sind wir schon einen wesentlichen Schritt weiter.

Wo ist Gott? Fichte: Gott ist überall:

„Suche ihn [Gott] nicht jenseits der Wolken, du kannst ihn allenthalben finden, wo du bist. ... ergib dich selber ihm, und du findest ihn in deiner Brust.“
(Fichte: Anweisung, S. 83)

Sehr gut! „und du findest ihn in deiner Brust“. Was nicht bedeutet, Gott wäre bloß „abgehoben“, sondern, mit Verlaub, „er“ ist auch alltäglich.

Wie erscheint Gott uns oder in uns? Er erscheint jeder und jedem verschieden; Fichte:

„... und kann auch, wenn sie sich nur frei machen, wirklich erscheinen, das Eine, und unveränderliche göttliche Wesen, wie es in sich selbst ist; nur erscheint dieses Wesen in jedem in einer andern, und ihm allein eigentümlichen Gestalt. ... Diesen seinen eigentümlichen Anteil am übersinnlichen Sein kann nun keiner sich erdenken, oder aus einer andern Wahrheit durch Schlüsse ableiten, oder, von einem andern Individuum sich bekannt machen lassen... sondern, er muß ihn [Gott} unmittelbar in sich selber finden...“
(Fichte: Anweisung, S. 144)

Wenn uns also Gott auf unterbewußtem Wege „anspricht“, so weiß „er“ vorher unterbewußt alles, was uns je ausmacht, was wir empfinden, was wir denken. Und eben auf diese besonderen Eigenheiten unseres Wesens greift er unterbewußt dann zu. Selbiger Zugriff auf Gott ist dann für uns eigen. Er spricht gewissermaßen mit verschiedenen Stimmen, doch sein guter Inhalt ist stets der gleiche.

Gott ist in uns, Gott ist in allen, nur die wenigsten merken es, Fichte:

„... sondern es hat für ihn darum Wert, weil es die unmittelbare Erscheinung Gottes ist, die er in ihm, diesem bestimmten Individuum, annimmt. Nun ist ursprünglich Gott auch in jedem andern Individuum, außer ihm, gleichfalls in einer eigentümlichen Gestalt; ohneachtet er in den mehrern, durch ihren eignen Willen, und aus Mangel an höchster Freiheit, verdeckt bleibt, und so weder ihnen selbst, noch in ihrem Handeln anderen, wirklich erscheint.“
(Fichte: Anweisung, S. 148)

Es gibt demnach viele Leute, welche Gott in sich leugnen. Sie leugnen gar, daß Gott sie unterbewußt beeinflußt oder antreibt. Höchst töricht schreiben sie sich alles, was sie beginnen, auf die eigene Rechnung. Dabei sagt doch auch Schelling, ohne Gott könnten wir nichts unternehmen, nicht einmal sprechen oder denken.

Aber wozu, in Anbetracht Gottes, sind wir demnach weltlich vorhanden? Denn es

gibt keinen Zufall, alles hat seinen Sinn. Also ist auch unsere Anwesenheit in der Welt von wenn auch geringer Bedeutung. Wie dürfen wir unsere Anwesenheit in Kosmos und Welt ausdeuten?

Fichte, wir sind zum Handeln in der Welt:

„Nicht bloßes Wissen, sondern nach deinem Wissen T u n ist deine Bestimmung: so ertönt es laut im Innersten meiner Seele... dein Handeln und allein dein Handeln bestimmt deinen Wert.“ (Fichte: Bestimmung, S. 106)

Wir sind also offensichtlich und eindeutig zum Handeln vorgesehen. Der Blick des Menschen richtet sich auf den Kosmos, Gottes Eigengeschöpf (oder seine uns überantwortete Masse). Man darf aber doch entnehmen, der Mensch (vermutlich gemeinsam mit anderen intelligenten kosmischen Wesen) soll und wird es, was auch immer das wäre, richten.

Wir entnehmen zugleich aus egoistischen Gründen: Erhalt und Selbsterhalt das ist nicht nur die subjektive, sondern auch

die kosmische Devise. Gott hat gewissermaßen kosmisch materiell, strahlungsmäßig vorgegeben. Wir sollen es, denn es ist ja wesentlich auch unsere Lebensgrundlage, bewahren, bestätigen, erhalten.

Handeln also ist die Devise? Dazu gehört gewiß, die Natur ist erkennbar, Fichte:

„Die Natur, in welcher ich zu handeln habe, ist nicht ein fremdes, ohne Rücksicht auf mich zu Stande gebrachtes Wesen, in welches ich nie eindringen könnte. Sie ist durch meine eigne Denkgesetze gebildet, und muß wohl mit denselben übereinstimmen; sie muß wohl mir überall durchaus durchsichtig, und erkennbar, und durchdringbar sein bis in ihr Inneres.“ (Fichte: Bestimmung, S. 117)



Josef Anton Maximilian Perty (1804–1884)

NONNEN UND HEXEN (PERTY 37) Artikel

Gerd Maximovič

Zitiert wird: „Maximilian Perty: Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur. Winter'sche Verlagshandlung, Leipzig und Heidelberg 1861. Fotomechanischer Nachdruck: hansebooks.“

Zum Autor:

„Josef Anton Maximilian Perty (geb. 17. September 1804 in Ornau, Bayern; gestorben 8. August 1884 in Bern, Schweiz) war ein deutscher Entomologe [Insektenforscher] und Naturphilosoph an der Universität Bern.“ (Wikipedia)

Wie, durch welche gesellschaftlichen Umstände wird man – wird eine begabte junge Frau – zur Hexe?

„Renata Sänger, nachmals Aebtissin in Unterzell bei Würzburg, war eine der letzten Hexen, die in Deutschland hingerichtet wurden. Angeblich wäre sie schon in früher Jugend in Zauberkünste eingeweiht worden; sie wurde bald visionär, fernsehend und auf den Sabbath versetzt. Gezwungen von ihren Eltern trat sie mit 19 Jahren in das Kloster Unterzell, wo trotz ihrer sonst exemplarischen Haltung die Unzufriedenheit mit ihrem Stande und der Widerwille gegen ihre Obern durchblickte. Zwang und Verstellung führten völlige Entzweiung ihres Wesens herbei...“ (Perty, S. 326)

Und was geschieht, wenn man dem Mädchen, erheblich älter geworden, den letzten innigen gefühlsmäßigen Bezugspunkt wegnimmt?

„... als sie schon 58 Jahre alt war, und als der Probst die vielen Katzen, mit de-

nen sie sich umgeben, aus dem Kloster schaffte, brach die Spukerei aus, die offenbar von Renata ausgegangen ist. Allnächtlich erhob sich Tumult im Kloster, Kutschen schienen durch den Schlafsaal zu fahren, im Garten ertönte Geschrei; die Nonnen wurden geschlagen, gezwickt, gewürgt; eine hieb zur Abwehr mit ihrer Geißel um sich und traf den Plagegeist hart...“ (Perty, S. 326)

Und wer ist der Plagegeist, der doch wohl auf unsichtbare Weise seinen verletzten Gefühlen Luft macht?

„... am Morgen sah man an Renatens Auge ein blutiges Mal, was hiemit in Zusammenhang gebracht wurde. Bald wurden manche von schmerzlichen Krankheiten befallen; andere sechs, hellsehend geworden, sahen unter mehrern Personen, die sie quälten, auch Renata vor sich, und es traten Symptome der Besessenheit ein. Unter den Besessenen befand sich auch Cäcilia Pistorini, welche von Renata, die Hexen und Besessenheit läugnete, sehr verfolgt

wurde. Manche Dämonen deuteten fortwährend auf Renata als Urheberin aller Uebel.“ (Perty, S. 326 f)

Was macht man, wenn man einen Schuldigen oder, wie hier, eine „Schuldige“ ausgemacht hat? Behebt man das Problem, indem man ihr die Katzen zurückgibt? Weit gefehlt! Die Obrigkeit greift ein. Und natürlich findet man die vermutlich vom Himmel gefallenen geeigneten „Beweismittel“.

„Der Abt von Oberzell, der die Sache untersuchte, fand R. hiedurch gravirt und sperrte sie ein, wobei man in ihrer Zelle Zaubersachen gefunden haben wollte, ‘eine Salbenbüchse, mancherlei Zauberkräuter und einen gelben Rock.’ R. bekannte sich der Zauberei schuldig und schwur ihr ab; die nächtlichen Plagen an den Besessenen dauerten aber fort, wobei ihnen R., die in ihrer Zelle bewacht wurde, als Mithelferin immer sichtbar war. Das Geheul der Dämonen wurde so arg, daß man es in der ganzen Umgegend hörte; R., die sich ganz bußfertig benahm, wurde aus dem Kloster

auf Schloß Marienberg gebracht und ihr Proceß instruirt, der mit ihrer Verurtheilung zum Feuer endigte; sie wurde nach vorgängiger Enthauptung am 21. Januar 1749 verbrannt. Ohne Zweifel schien die Fortdauer der Plagen bei den Besessenen ihre alleinige Schuld unzweifelhaft zu machen.“ (Perty, S. 327)

Zauber und Hexerei, wenn in der Regel auch bloß eingebildet oder falsch begründet. Also, einen „gelben Rock“ sollte man besser nicht mehr tragen. Und Kräuter, welcher Art auch immer, sie sollen für gewöhnlich doch gesund sein. – Wie wäre es mit dem „Zauber der Liebe“?

„Der Provencale Gaufridy ... hatte, wie er meinte, einen Bund mit dem Satan gemacht, in welchem er sich unter Anderem ausbedungen, alle Frauen, die er anhauche, in Liebe für sich zu entzünden. An einer Kirche in Marseille angestellt, wendet er den Zauber seines Athems mehr als 1000 mal an, Alle entbrennen in Liebe gegen ihn und Viele,

darunter die ganz junge Magdalena de la Palud, werden seine Opfer.“ (Perty, S. 325)

Also, was das „Anhauchen“ betrifft, man kann nur hoffen, besagte Person habe vorher nicht Knoblauch oder ähnliches gegessen; sonst wird sie vermutlich selbst mit ihren teuflischen Künsten scheitern. – Gleichwohl, Zauberei und andere zunächst unerklärliche Vorgänge, sind wir am Ende wieder in Hollywood und bei den entsprechenden Filmen angelangt?

„Der württembergische Pfarrer hatte eine Besessene G. D. behandelt und über ihre Geschichte berichtet... Diese G. D. sah schon früher Geister, Lichtlein, einen Pudel, hörte in ihrer Kammer schlurfen usw. Man fand im Hause eine Menge verdächtiger, versteckter Stoffe, wahrscheinlich zur Zauberei gebraucht; Lärm und Gepolter wurden immer ärger, auch am Tage, dauerten auch in einem andern Hause fort, wohin D. gebracht wurde. ... Beim Ausgraben der Zaubermittel unter dem Fußboden sa-

hen die Anwesenden Flämmchen aufsteigen, man hörte schreckliches Pochen; mittelst dieser Zaubermittel war D. in die Gewalt von 1007 Dämonen gerathen, welche sie umzubringen trachteten.“ (Perty, S. 332 f)

Man höre bitte zu. Man kann Heilung auch über den Durchfall bewirken:

„Mit Maria Cäcilia Pistorini waren zuletzt 9 – 10 Klosterjungfrauen zugleich besessen; sie klagten vor dem wirklichen Ausbruch über heftige Schmerzen im Unterleibe, Aufsteigen eines Körpers gegen das Herz, Beängstigung. ... Die Heilung wurde stets durch heftigen Durchfall bewirkt.“ (Perty, S. 327)

Nun sagt man ja auch, Magen oder Bauch seien „das zweite Gehirn“ des Menschen. Was beschäftigt da also Sinn und Körper, was sich dann in Form von heilendem Durchfall äußert?

„Bald darauf bekam sie [Maria Cäcilia Pistorini] den heftigsten Durchfall, ‘wo-

durch unstreitig, sagt Siard [ihr Pater, Exorcist und Geschichtschreiber], die Maleficia und Zaubermittel, die ihr die Besetzung zugezogen hatten, ohne Schmerz von ihr gingen.’„ (Perty, s. 329)

Beschwörungen, magische Kräfte, Poltern, Flämmchen – alles Unsinn, oder ist daran auch etwas Reales, wenngleich heutzutage verschmäht und verleugnet? Wie steht es mit dem Wetter? Fällt das Wetter nur so ganz zufällig vom Himmel, oder sind wir (als Teil der Natur) an demselben in irgend einer Weise beteiligt?

„Einige bekannten, daß sie das große Erdbeben und Seesturm in Westindien erregt, andere, daß sie beim Brand von Hamburg mitgewirkt hätten.“ (Perty, S. 333)

Ich empfehle hier einmal mehr nachdrücklich, mein eigenes Buch „Die wahre Geschichte“ zu lesen, auch hinsichtlich des Wetters, insbesondere in Kriegszeiten (also in dringenden Notlagen). Der Beispiele sind so viele! Und man wird vielleicht verstehen,

daß wir keinesfalls so „aufgeklärt“ sind, wie wir uns einzubilden pflegen. Sondern, ganz im Gegenteil, daß wir mit der allerdings erforderlichen Aufklärung (welche zur unabdingbaren technisch-industriellen Entwicklung führte) das zuvor erlangte Wissens in mancher Hinsicht über Bord geworfen haben.

Und natürlich, immer wieder: dies Gebiet voll unsichtbaren Geschehens oder „Zaubers“, wo die Fakten sich nicht so leicht fassen, so schwer begründen lassen; das zieht Schwindler, Betrüger und rachsüchtige Menschen an:

„Besessenheit wurde schon öfter simuliert... Einer Clara Albin kamen eine Menge Insekten, Schnecken usw. aus dem Ohre; andermale erbrach sie Bündel Haare, Nadeln, eine todte Maus, Lappen, Beinchen, Pech usw. und einen Zettel mit dem Namen Algia Balgia, Lilia Heraclia. Es stellte sich später heraus, daß sie die Sachen in Ohren und Mund gebracht und den Zettel von einem Knaben habe schreiben lassen, um ein paar Frauen in den Verdacht der Hexe-

rei zu bringen. ... Walter Scott in seinen Briefen über Dämonomanie ... berichtet, daß 1697 ein elfjähriges Mädchen zu Paisley sich nach einem Zank mit der Hausmagd dadurch rächte, daß es sich besessen stellte und so geschickte seine Rolle durchführte, daß zwanzig Personen auf sein Zeugnis verurtheilt, fünf hingerichtet wurden. Die, welche Besessenheit simuliren, führen oft unglaubliche Bewegungen, manchmal mit den größten Schmerzen aus.“ (Perty, S. 335)

Also, es muß nicht alles stimmen, was man sieht oder was einem vorgeführt wird; insbesondere aber muß man selber denken. Das ist unerläßlich.